Itt. sing.
1402

4u
4E(Sp)

<36621096660016 S

<36621096660016

Bayer. Staatsbibliothek

Reiſe

durch die

nordamerikaniſchen Freiſtaaten

und durch

Ober- und Unter-Canada

in

den Jahren 1795, 1796 und 1797

von

Iſaac Weld.

---

aus dem Engliſchen frei überſetzt.

---

mit ſechs Kupfern.

Berlin
bei Haude und Spener 1800.

lib/48/753

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Zu einer Zeit, wo der Krieg die ſchönſten Gegenden von Europa verwüſtete, wo die Anarchie ſich fürchterlich von Nation zu Nation verbreitete, und das Ungewitter, welches ſich über des Verfaſſers Vaterlande, Irland, vorzüglich zuſammenzog, die Einwohner deſſelben beſorgen ließ, daß ſie vielleicht bald in einem fremden Lande würden Schutz ſuchen müſſen, machte der Verfaſſer eine Reiſe über das Atlantiſche Meer, um mit eigenen Augen zu ſehen, in wie fern die verſchiedenen Ausſagen von dem blühenden und glücklichen Zuſtande der amerikaniſchen Freiſtaaten gegründet wären, und danach zu beurtheilen, ob ſie, im Fall eines unglücklichen Ereigniſſes, einen ſichern und angenehmen Zufluchtsort gewähren könnten. Er durchſtreifte Penſylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Neu-Jerſey und Neu-York, und ging dann nach Canada, um ſich auch von dem Zuſtand dieſer Provinzen zu unterrichten und ſelbſt die Vergleichung anzuſtellen, in wie fern die Bewohner der treugebliebenen engliſchen Beſitzungen übler oder beſſer dran wären, als die der vereinigten Staaten, welche das Joch abgeworfen haben.

Der Verfaſſer hatte, als er ſich in Amerika aufhielt, auch nicht entfernt den Gedanken etwas von ſeiner Reiſe bekannt zu machen; erſt bei ſeiner Rükkehr fand er, daß mehreres was die folgenden Briefe enthalten, ſeinen Freunden ganz neu war, und kam daher auf die Vermuthung, daß dies dem Publiko eben ſo neu und alſo nicht ganz unangenehm ſein dürfte, weshalb er ſie der Preſſe übergab, mit der beſchränkten Hoffnung, daß ſie wenigſtens einigen, wenn auch nicht allen, Leſern intereſſant und für Reiſende nicht ohne Nutzen ſein werden.

Sollte Einigen das was der Verfaſſer von den Amerikanern und ihren Sitten ſagt, zu hart ſcheinen, ſo muß er bitten, es ja nicht als die Sprache des Vorurtheils, oder als blinde Partheilichkeit für alles was europäiſch iſt, anzuſehen; im Gegentheil, er ging hin mit dem günſtigſten Vorurtheil für das Volk und das Land, welches er beſuchen wollte: Kam er anderer Meinung zurück, ſo iſt ſie das Reſultat kalter, leidenſchaftsloſer Beobachtung über alles was ihn ſich darſtellte. — —

Da dies das erſtemal iſt, daß der Verfaſſer es wagt dem Auge des Publikums etwas von ſeiner Arbeit vorzulegen; ſo hofft er, daß man ſeinem erſten jugendlichen Verſuch einige Nachſicht angedeihen laſſen und die vielen Unvollkommenheiten deſſelben nicht allzu ſtrenge rügen werde. Dublin, den 20. Dezember 1798.

Nachſchrift der Verleger.

Da von Welds Reiſen drei verſchiedene deutſche Ueberſetzungen erſchienen ſind; ſo iſt es um ſo nöthiger, daß jeder Unternehmer von der ſeinigen Rechenſchaft ablege. Diejenige, welche wir dem Publikum hier liefern, enthält auf 410 gedruckten Octav-Seiten alles, was die engliſche Urſchrift auf 462 Quartſeiten von größerm Druck liefert. Daß im Deutſchen der Zahl nach drei Briefe weniger ſind als im Engliſchen, rührt nicht von einer Verkürzung, ſondern daher, daß der Ueberſetzer den fünften, ſechſten und ſiebenten Brief des Originals, deren jeder nur wenige Seiten anfüllt, in Einen Brief zuſammen geſchmolzen, und ſo auch den zehnten und eilften Brief des Originals mit einander verbunden hat. Nur das was ein lediglich locales Intereſſe haben kann iſt weggelaſſen, und deſſen iſt äuſſerſt wenig. Gewiß wird mehr als Ein Leſer der Meinung ſein, daß noch Manches ohne Nachtheil hätte wegbleiben können, z. B. das was auf die Waſſercommunication und auf den künftig bevorſtehenden Gang des Handels in America Bezug hat. So kann indeſſen nur derjenige urtheilen, der blos zur Unterhaltung lieſet; aber eben um ſeines eingeſchränkten Zwecks willen wird er ſichs auch nicht anmaßen, daß ſeine Stimme da entſcheidend ſeyn ſolle, wo „vom Nützlichen" die Rede iſt. Der übergroße Reichthum von ſtehenden und von fließenden Gewäſſern macht in dem phyſiſchen Charakter des nördlichen Theils der neuen Welt einen Hauptzug aus, und was zu deſſen Beurtheilung manchem Leſer hier gleichgültig oder gar langweilig dünken möchte, wird bei näherem Erwegen auch für ihn Intereſſe haben, zumal wenn es durch eine bildliche Darſtellung verſinnlicht

wird. Zu dieſem Behuf laſſen wir itzt eine Charte von Nord-America ſtechen, die, nach den dabei benutzten Hülfsmitteln und bei der Sorgfalt welche auf die Ausführung gewendet wird, hoffentlich nichts zu wünſchen übrig laſſen ſoll. Die Skizze von einer Charte, welche bei dem engliſchen Original von Weld's Reiſen befindlich iſt, war des Nachſtechens nicht werth. Von den ſechzehn Kupfern der Urſchrift haben wir nur ſechs beibehalten, und, unſrer Ueberzeugung nach, mit Recht! Der Verfaſſer iſt ein guter Beobachter aber nur ein ſehr mittelmäßiger Zeichner; da nun alle Zeichnungen zu ſeinem Werke von ihm ſelbſt gemacht ſind, ſo läßt ſich zwar gegen ihre Treue nichts einwenden, aber artiſtiſchen Werth haben ſie nicht, und mehrere ſind, auch wenn ſie noch ſo ſchön gezeichnet wären, überaus entbehrlich. Wie eine canadiſche Caleſche oder wie eine americaniſche Landkutſche ausſieht, das iſt eines Kupferſtichs wohl um ſo weniger werth, als die Caleſche franzöſiſchen, die Landkutſche deutſchen Urſprungs, nichts eigenthümliches hat, und unter uns längſt bekannt iſt. Eben ſo muß, wenn eine Landſchaft, die ſich durch Originalität der Form weiter gar nicht auszeichnet, Intereſſe haben ſoll, dies ganz allein von der Behandlung des Zeichners erwartet werden, und da in dieſer Hinſicht Herr Weld wenig leiſtet, ſo haben die Ausſichten vom Patowmak- und vom Hudſons-Fluß eben keinen Anſpruch darauf nachgeſtochen zu werden. Die wenigen Kupfer, welche wir liefern, ſind ihres Gegenſtandes wegen intereſſant. Der Plan der Unionsſtadt Waſhington, die Felſenbrücke und die Anſichten des Waſſerfalls im Niagara gehören anerkannterweiſe zu den Wundern der neuen Welt. Was

den vier letztern Blättern an maleriſcher Wirkung fehlen mag iſt vor der Hand durch die Treue der Darſtellung compenſirt. Den Proſpekt von Waſhingtons Landſitz, Mount Vernon, wird man ſchon um des verewigten Beſitzers willen hier gern ſehen und in demſelben einen Grundzug ſeines Charakters wiederfinden: Simplicität.

Wie der Ueberſetzer ſeinen Autor behandelt, mit wie viel Verſtand er an mehreren Stellen das zuſammengehörende beſſer geordnet und wie hiedurch der Vortrag an Deutlichkeit gewonnen hat, das wird denen, welche dieſe Ueberſetzung mit der engliſchen Urſchrift oder mit einer von den beiden andern Ueberſetzungen vergleichen, gewiß nicht entgehen, und ſie werden der vorzüglichen Beurtheilungskraft, der Sorgfalt und dem Geſchmack unſers Ueberſetzers ſicherlich Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Zu Vergleichungen dieſer Art fordern wir nicht bloß den Kunſtrichter, ſondern auch jeden einzelnen Leſer auf; er wähle zu dieſem Behuf die erſte beſte Seite, wir ſind gewiß, daß unſre Ueberſetzung dabei nicht anders als gewinnen kann.

Nun noch einige Worte über die Preiſe der Urſchrift und der drei verſchiedenen Ueberſetzungen: das engliſche Original iſt in groß Quart gedruckt, hat ſechzehn Kupfer und zwei Charten und koſtet zwölf Thaler; eine deutſche Ueberſetzung welche bei Oehmigke dem Jüngern in Berlin herausgekommen iſt, beſteht aus zwei Bänden in groß Octav, ſie hat ſechs Kupfer in Quartformat und koſtet drei Thaler; eine zweite Ueberſetzung, welche die Voſſiſche Buchhandlung in Berlin geliefert hat, beſteht aus Einem Bande, hat zwei Kupfer in Quartformat und zwei Charten und koſtet einen Thaler und zwanzig Groſchen; die unſrige, welche einen ſtarken Band in groß Octav ausmacht,

ſechs Kupfer in groß Octav enthält und geheftet verkauft wird, koſtet einen Thaler und zwölf Groſchen.

Hier würden wir abbrechen können, wenn nicht noch einige Druckfehler angezeigt werden müßten, die namentlich in den letzteren Bogen, welche in des Herausgebers Abweſenheit gedruckt worden ſind, angezeigt werden müßten. Es ſind folgende:

Seite 18. Zeile 16. ſtatt 30 Meilen, lies: 130 Meilen.
— 104. Zeile 21. ſtatt Wiederlegern, lies: Wiederlagen.
— 259. Zeile 21. ſtatt einen, lies: einem
— ebendaſ. Zeile 27. ſtatt verſchieden, lies: verſchiedene
— 260. Z. 10. ſtatt öfteſten, lies: öfterſten
— ebend. Z. 12. ſtatt Linien, lies: Linie
— ebend. Z. 8. von unten ſtatt verſichedene, lies: verſchiedene
— 264. Z. 7. von unten, ſtatt in, lies: an
— 266. Z. 2. ſtatt Anrollen, lies: Anprallen
— ebend. Z. 19. ſtatt der, lies: des
— 267. Z. 8. ſtatt oben Vermuthung, lies: oben die Vermuthung
— 270. Z. 3. ſtatt nes, lies: eines
— ebend. Z. 8. ſtatt Moregn, lies: Morgen
— 272. Z. 3. von unten, ſtatt unſer, lies: unſre
— 273. Z. 15. ſtatt 200 Tonnen, lies: 200 Tonnen Laſt
— ebend. Z. 10. v. unten, ſtatt Ufern des, lies: Ufern des Sees
— 279. Z. 17. ſtatt oder von andern, lies: oder andern
— 292. Z. 1. ſtatt vollkommene, lies: vollkommener
— ebend. Z. 2. von unten, ſtatt Wänden ſo iſolirt, lies: Wänden iſolirt
— 307. Z. 3. ſtatt ſchmäht, lies: ſchmählt
— 313. Z. 2. ſtatt in, lies: an
— ebendaſ. Z. 16. ſtatt es, lies: er
— 314. Z. 9. ſtatt Glieder-Reihen, lies: Reihen
— ebend. Z. 7. v. unten, ſtatt dort, lies: denn
— 319. Z. 2. ſtatt Loreſſe, lies: Lorette.
— 342. Z. 9. von unten ſtatt Schweineſtacheln, lies: Stacheln vom Stachelſchwein
— 354. Z. 13. ſtatt in darüber, lies: darüber in
— 366. Z. 17. ſtatt abrechnen, lies: abnehmen
— 368. Z. 18. 25. u. 28. ſtatt Maſte, lies: Maſten
— ebendaſ. Z. 4. von unten ſtatt Bogen des Schiffs, lies: am Bug, d. i. an den Seiten des Vordertheils.

Berlin den 5. Junius 1800.

Haude und Spener.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſter Brief.

Ankunft in Amerika. — Beſchreibung der Delaware-Bay. — Ankunft in Philadelphia — öffentliche Gebäude.

Philadelphia, im November 1795.

Unſere Seereiſe war äuſſerſt unangenehm. Das Wetter war größtentheils ſchlecht, und Windſtillen und widrige Winde verzögerten unſern Lauf dermaßen, daß wir erſt am neun und funfzigſten Tage, nach der Abfahrt von Irland, die amerikaniſche Küſte entdeckten.

Ihnen, der Sie ſelbſt das Meer ſo viel befahren haben, will ich nicht erſt beſchreiben, wie erfreulich uns der Anblick des feſten Landes war, da er uns hoffen ließ, recht bald aus dem engen Raum eines kleinen Kauffahrtheiſchiffes erlöſet zu werden.

Das erſte was ſich dem Auge darſtellt, wenn man ſich, ſüdwärts von Neu-York, der amerikaniſchen Küſte nähert, ſind die Gipfel der Bäume, mit denen das Ufer bis an den Rand des Waſſers dicht beſäet iſt. In der Entfernung erblickt man ſie in einzelnen Gruppen, die wie Inſeln ausſehen; kömmt man aber näher, ſo ſteigt der ganze zuſammenhängende Wald in ſeiner majeſtätiſchen Größe aus dem Ocean empor.

Es war nahe bei der Delaware-Bay wo wir Land ſahen, und vor Mittag noch ſegelten wir zwiſchen den Kaps Henlopen und May, welche zu beiden Seiten den Eingang der Bay ausmachen, hindurch.

Dieſe Kaps ſind nur 18*) Meilen von einander entfernt, innerhalb derſelben aber erweitert ſich die Bay bis zu 30 Meilen breit; dann wird ſie allmählig ſchmäler, bis ſie ſich bei Bombay-Hook, 7 Seemeilen weit vom Meere, völlig in den Delaware verliert. Dieſer Fluß iſt hier ohngefähr 6 Meilen breit, bei Reeding-Eiland 20 Meilen, und bei Philadelphia (120 Meilen weit von der See) eine Meile.

Die Ufer der Bay und des Delaware ſind, bis ziemlich weit hinauf, niedrig, und, eben ſo wie die Meeres-Küſte, mit einem dichten Walde bedeckt; wenige Stellen ausgenommen, an denen große Sümpfe vorhanden ſind. Dennoch gewährte uns die Fahrt nach Philadelphia hinauf ein ſehr reizendes Schauſpiel. Die Bäume hatten noch nicht völlig ihr Laub verlohren; das helle Roth und Gelb, womit der Herbſt die Blätter der Eichen und Pappeln gefärbt hatte, kontraſtirte ſehr ſchön mit dem dunkeln Grün der hohen Fichten, und dieſer maleriſche Farbenwechſel, nebſt der unzähligen Menge Schiffe von verſchiedener Größe, (die, von der Fluth getrieben, ſo weit das Auge reichte, ſtill den Strom hinauf glitten,) ſpiegelte ſich in der glänzenden Oberfläche des Fluſſes.

Je mehr man Philadelphia ſich nähert, deſto höher werden die Ufer; und auf der linken Seite, wo die Wälder ſchon ſehr gelichtet ſind, liegen freundliche Meiereien, Dörfer und Städte in großer Anzahl umher. An manchen Stellen iſt das Land bis dicht an den Rand des Waſſers angebaut, während die gegenüberliegende Neu-Jerſeyſche Küſte, bis nach Philadelphia hinauf, noch mit dichtem Walde bewachſen iſt.

Mit günſtigem Winde ſegelt man gewöhnlich in 24 Stunden bis nach Philadelphia hinauf; unglücklicherweiſe aber entſtand eine Windſtille als wir in den Fluß kamen,

*) Ueberall wo hier von Meilen die Rede iſt, ſind engliſche Meilen gemeint, von denen 4⅗ auf eine deutſche Meile gehn.
Der Herausgeber.

und das Schif konnte nur mit der Fluth weiter kommen, die in einer Stunde nicht mehr als ohngefähr 3 Meilen ſtrömt. Da ich nun voraus ſah, daß es ſich in die Länge ziehen würde, ehe wir bis zur Stadt hinauf kämen, ſo wäre ich gern früher ans Land geſtiegen, der Kapitain aber wollte es mir nicht erlauben; denn ſeitdem im Jahr 1793 das gelbe Fieber zum erſtenmahle in Philadelphia ausbrach, darf kein Schifspatron, der nach Philadelphia geht, bei ſchwerer Geldſtrafe Jemanden, es ſei von ſeinem Schifsvolk, oder von den Paſſagieren, vom Bord laſſen, bis das Schif vom Sanitätsbeamten unterſucht worden iſt. Steigt einer wider Willen des Patrons an's Land, ſo hat er eine ziemlich lange Gefängnißſtrafe verwirkt. Und damit ein Fremder ſich nicht mit der Unwiſſenheit ſchützen könne, ſind die Lootſen angewieſen, auf jedem Schiffe, welches ſie nach irgend einem penſylvaniſchen Hafen bringen, gedruckte Exemplare jener Verordnung, welche ſie zu dem Ende immer in Vorrath haben, an den Kapitain des Schiffes und an die Paſſagiere auszutheilen. Der Sanitätsbeamte iſt allemahl ein promovirter Arzt der zu Mifflin, 4 Meilen unterhalb der Stadt, wohnt, wo eine kleine Garniſon iſt. Wie quälend war es nicht für uns, nachdem wir 9 Wochen auf dem Ocean umhergetrieben worden, dem Ufer ſo nahe zu ſein, und es doch nicht betreten zu dürfen!

Wenn man den Fluß hinauffährt, bekommt man Philadelphia nicht eher als in einer Entfernung von 3 Meilen zu ſehen, weil bis dahin eine waldige Erdſpitze die Ausſicht verdeckt; iſt man dieſer vorbeigeſegelt, ſo ſteht die Stadt plötzlich da, und zeigt ſich in dieſer Entfernung recht ſchön, je näher man aber kommt, je armſeliger ſieht ſie aus, indem man vom Waſſer aus nichts gewahr wird, als einen Haufen unordentlich herumliegender Magazine, und Kays *), die ziemlich weit in den Fluß hin-

*) Ein Kay iſt ein Damm von Holz oder von Steinen, der eine Strecke weit in den Fluß hineingeführt iſt, damit die Schiffe,

eingehen. Dieſe ſind ebenfalls von Holz, rechtwinklicht und ſehr bequem für die Schiffahrt, denn die größten Schiffe können längs denſelben anlegen.

Hinter dieſen Kays, gleichlaufend mit dem Fluß, macht die *Waſſerſtraße* den Eintritt in die Stadt aus, wenn man ans Land kommt; ſie giebt aber dem Fremden eben keine günſtige Meinung weder von der Reinlichkeit noch von der Bequemlichkeit der hieſigen Straßen, denn ſie iſt nur 30 Fuß breit, und hart hinter der zweiten Reihe Häuſer ſteigt das Land ſenkrecht in die Höhe, (und dieſe Erhöhung ſoll das ehemalige Ufer des Fluſſes ſein,) dadurch wird aber die Luft in der Straße ſehr eingeſchloſſen, und das iſt deſto übler, weil die Menge Koth und Miſt, welche darin liegt, einen ſolchen Geſtank verurſacht, daß es, vorzüglich im Sommer, ſchrecklich iſt, durch dieſelbe zu gehen; auch brach im Jahr 1793 hier zuerſt das gelbe Fieber aus, welches ſo fürchterlich wüthete.

Es iſt ſonderbar genug, daß die Einwohner ſo unachtſam auf die Reinlichkeit gerade *dieſer* Straße ſind, da im Gegentheil die andern Theile der Stadt ausgezeichnet reinlich erhalten werden.

Als Philadelphia angelegt ward, ſollte nur oben auf der hohen Ebene, die hinter der Waſſerſtraße anfängt, gebaut werden; weil aber nichts darüber feſtgeſetzt war, ſo bauten ſich eine Menge Menſchen auch an dem Fuß derſelben, hart am Waſſer an.

Der anfangs zur Stadt beſtimmte Platz iſt ein längliches Viereck, von dem Schuylkill bis zum Delaware hin, zwei Meilen lang und nur Eine Meile breit. Dem gemäß fing man an der Delaware-Seite an zu bauen, fuhr aber, weil dieſer Fluß ungleich wichtiger iſt als der Schuylkill,

welche nicht bis dicht an das Ufer kommen können, (woſelbſt das Waſſer gemeiniglich allzu ſeicht iſt,) an einem ſolchen Damm zu deſſen Seiten, weil er weit in den Fluß hineinreicht, das Waſſer tiefer iſt, anlegen, dort ihre Tonnen und Kiſten unmittelbar aus dem Schiffe ausladen, folglich den beſchwerlichen Transport durch kleine Boote erſparen können. der Herausgeber.

an jenem beinahe zwei Meilen lang mit dem Bau fort, während nach dem Schuylkill hin kaum eine halbe Meile weit Häuſer ſtehen. Die Gebäude, welche auf dieſe Art über die Grenzlinie des Vierecks hinaus liegen, heißen die Freiheit, weil die Gerichtsbarkeit des Magiſtrats ſich nicht auf dieſen Theil der Stadt erſtreckt.

Auf der ſogenannten Freiheit ſind die Straßen ſehr unregelmäßig gebaut, in der City aber durchſchneiden ſie einander, dem urſprünglichen Plane gemäß, durchgehends in rechten Winkeln.

Die Hauptſtraße iſt 100 Fuß breit, die andern zwiſchen 80 und 50. Alle ſind in der Mitte ziemlich gut mit Kieſelſteinen gepflaſtert, die Bürgerſteige zu beiden Seiten aber mit gebrannten Mauerſteinen. Von eben ſolchen Mauerſteinen ſind faſt alle Häuſer in der City gebaut: hölzerne Häuſer giebt es nur noch einige. In den älteſten Gegenden der Stadt ſind ſie klein, unbequem und von ſchwerer Bauart, unter den neuerlich erbauten aber findet man einige die bequemer, höher und von leichterer Bauart ſind; in der ganzen Stadt aber ſind doch nur zwei oder drei, die ſich vor den andern auszeichnen, wiewohl auch dieſe nicht für durchaus ſchön und regelmäßig gelten können. Die öffentlichen Gebäude ſind ſämmtlich geſchmackloſe Klumpen von rothen Mauerſteinen mit blaßblauem Marmor verbrämt *); die Bank der vereinigten Staaten und die Kirche der Presbyterianer in Highſtreet ausgenommen.

Nächſt dieſen ſind das Staatenhaus (State house) das Präſidentenhaus, das Hoſpital, das Arbeitshaus und das Gefängniß die vorzüglichſten.

Das Staatenhaus liegt in der Kaſtanienſtraße, und wenn man bedenkt, daß, ſeit Errichtung der erſten Hütte die den Platz bezeichnete wo die Stadt ſtehen ſollte, bis zum Bau dieſes Hauſes nur 50 Jahre verſtrichen ſind, ſo muß man die Bauart an demſelben bewundern. In

*) Vermuthlich die Einfaſſung der Fenſter und der Thüren ꝛc. der Herausgeber.

dieſem Hauſe hält die geſetzgebende Gewalt von Penſyl-vanien ihre Sitzungen. Dicht daneben ſteht das Kongreß-haus und das Stadthaus (city-hall). In dem erſtern ver-ſammelt ſich der Congreß der vereinigten Staa-ten; der Saal, welcher für das Unterhaus beſtimmt iſt, hat 60 Fuß Länge, und iſt ſehr einfach verziert; an dem einen Ende deſſelben iſt eine Gallerie, die jedem offen ſteht, und zu welcher eine Treppe unmittelbar von der Straße hinauffführt. Der Saal des Senates iſt in dem obern Stockwerk, und in einem größern Stil als der erſtere. In dem Stadthauſe verſammeln ſich die Gerichtshöfe; ſowohl das Obergericht der vereinigten Staaten (supreme court of the united States) als das Tribunal des penſyl-vaniſchen Staats und das Stadtgericht.

Das ſogenannte Präſidentenhaus, das jetzt noch nicht ganz vollendet iſt, ward für den Präſidenten zu bau-en angefangen, ehe die Verlegung der Unionsregierung von Philadelphia nach Waſhington in Anregung gebracht war; da aber dieſe Verlegung nunmehro ſehr bald ſtatt haben ſoll, ſo möchte es wohl ſchwerlich jemals vom Prä-ſidenten bewohnt werden. Zu welchem andern Behuf es in Ermangelung deſſen künftig dienen ſoll, iſt noch nicht entſchieden: man glaubt, daß es entweder zum Rathhaus (city hotel) oder zur Wohnung des Gouverneurs von Pen-ſylvanien beſtimmt werden dürfte. Das Hoſpital iſt ge-wiß das reinlichſte, bequemſte und geräumigſte in der Welt. Es iſt in Geſtalt eines H gebaut, zwei Stockwerk hoch und unterhalb ſind Zellen für Wahnſinnige. Bis jetzt iſt erſt ein Flügel und ein Theil des Mittelgebäudes fertig, es wird aber fortwährend daran gearbeitet. Je-der Kranke wird in dieſes Hoſpital aufgenommen, nur die mit anſteckenden und bösartigen Krankheiten Behaf-teten nicht; aber auch dieſe werden von dem dienſtthuen-den Arzt unentgeltlich behandelt und mit Arzeneien aus der Anſtalt verſehen.

Der Fond dieſes Hoſpitals wurde im Jahr 1793 auf 17065 Pfund Penſylvaniſches Courant, (ohngefähr 64000 Thaler) geſchätzt, und überdem gehören ihm Grundſtücke, die jedoch für jetzt noch nichts einbringen. In dem gedachten Jahre bewilligte die geſetzgebende Macht 10,000 Pfund, um das Gebäude durch ein Accouchir- und Findelhaus zu vergrößern. Privatleute geben jährlich anſehnliche Summen, und diejenigen welche eine gewiſſe Summe dazu beitragen, haben das Recht die 12 Direktoren zu wählen, die jährlich erneuert werden. Dieſe wählen wiederum ſechs der geſchickteſten Wundärzte und Aerzte aus der Stadt, welche das Hoſpital bedienen, und ein Apotheker nebſt einem Wundarzt wohnen beſtändig im Hauſe. Vom Jahre 1756 bis 1793 waren 9000 Kranke in das Hoſpital aufgenommen worden, von denen 6000 zum Theil oder völlig geheilt wurden. Es liegt zwar innerhalb der City, aber doch eine Viertelmeile von allen andern Gebäuden entfernt. Innerhalb ſeiner Ringmauern ſind große Spaziergänge für die Geneſenden.

Das Arbeitshaus ſteht unter der Aufſicht der Armenpfleger; es iſt ein großes Gebäude von Mauerſteinen und hat Spaziergänge und große Gärten. Die Armen aus der Stadt und aus der umliegenden Gegend werden in dieſem Hauſe mit Arbeit verſehn, geſund genährt, und wohnen bequem. Den Winter hindurch nehmen viele Arme und Alte ihre Zuflucht zu dieſem Hauſe, und verlaſſen es im Frühjahr wieder; ſie haben ihre völlige Freiheit darinn, müſſen ſich aber ordentlich und ſittlich betragen. Zur Unterhaltung dieſer Anſtalt wird in der Stadt eine Abgabe erhoben.

Das Gefängniß iſt ein geräumiges Gebäude von Quaderſteinen, hat 100 Fuß Fronte, und iſt, wegen Feuersgefahr, durchgängig gewölbt. Hinter dem Gebäude iſt ein großer Hof mit hohen Mauern umgeben. Die Einrichtung in dieſem Gefängniß iſt einzig. Zufolge der penſylvaniſchen Kriminalgeſetze wird kein Verbrechen mit

dem Tode beſtraft, Mord vom erſten Grade ausgenommen, worunter man vorſätzlichen, abſichtlichen Mord verſteht; jedes andere Verbrechen wird mit verhältnißmäßig langer einſamer Einkerkerung beſtraft.

Was man auch gegen dieſes Geſetz einwenden mag, ſo beweiſet doch hier in Penſylvanien die Erfahrung, daß auf dieſe Weiſe den Verbrechen weit eher als auf jede andere Art Einhalt gethan wird; und ſo weiſe iſt die Einrichtung in dieſem Kerker, daß man ſich nicht bloß darauf einſchränkt, das Verbrechen zu beſtrafen, ſondern auch ganz unmittelbar an der Beſſerung und Sinnesänderung des Strafbaren arbeitet.

So bald ein Verbrecher hinein kommt, muß er ſich waſchen, die Haare werden ihm abgeſchoren, und iſt er nicht anſtändig gekleidet, ſo bekömmt er einen reinlichen Anzug; dann wird er in eine einſame Zelle geführt, die 9 Fuß lang und 4 Fuß breit iſt, wo er von dem Umgang mit allen lebenden Weſen ausgeſchloſſen iſt, und durchaus niemand zu ſehen bekommt, als den Gefangenwärter, der für ſeine Bedürfniſſe ſorgen muß, aber auch nur im äußerſten Nothfall mit ihm ſprechen darf. Iſt der Gefangene widerſpenſtig, oder das Verbrechen, ſo er begangen, ſehr ſchwer, ſo wird er in eine finſtere Zelle gebracht, wo kein Sonnenſtrahl hin dringt; und dies iſt dann das Aergſte, was ihm widerfahren kann. Zweimal wöchentlich wird das Gefängniß von zwölf Männern beſichtigt, die jährlich aus der Bürgerſchaft von Philadelphia gewählt werden. Es hält nicht ſchwer dieſe Männer zu finden, denn jeder unterzieht ſich gern unentgeltlich dieſem mühſamen Geſchäft. Sie theilen ſich in mehrere Kommiſſionen, deren jede es der Reihe nach übernimmt, eine beſtimmte Zeit hindurch das Gefängniß von einem Ende bis zum andern genau zu revidiren. Von dieſen Unterſuchungen ſtatten ſie der geſammten Inſpektion (welche ſich zu beſtimmten Zeiten verſammelt) Be-

richt ab, und dieſe beſtimmt dann, nach dieſen Angaben, mit Zuziehung der Richter, wie jeder einzelne Gefangene, nach Verhältniß ſeines Verbrechens und der ſich darauf äußernden Reue, behandelt werden ſoll.

Die härteſte Strafe iſt, wie bereits erwähnt, Einkerkerung in eine finſtere einſame Zelle. Gelindere Grade ſind: daß der Verbrecher in eine einſame aber helle Zelle gebracht, ferner, daß in einer ſolchen Zelle ihm Arbeit, und, im gelindeſten Falle, daß ihm verſtattet wird, mit andern Gefangenen gemeinſchaftlich, alſo in Geſellſchaft zu arbeiten. In den zwei härteſten Graden beſteht die Koſt bloß aus Waſſer und Brodt: denen aber, die arbeiten dürfen, werden auch andere Speiſen gereicht; Fleiſch wird jedoch nur zweimal wöchentlich, und zwar in kleinen Portionen, gegeben. Zum Getränk bekommen ſie alle ohne Unterſchied nur Waſſer; ein anderes Getränk darf unter keinem Vorwand ins Haus gebracht werden. Man hat gefunden, daß dieſe Diät die zuträglichſte iſt; da ſie den Gefangenen Kräfte genug zu der ihnen auferlegten Arbeit giebt, nahrhaftere Koſt hingegen ſie übermüthig und weniger biegſam machte. Zweimal wöchentlich müſſen die Gefangenen ſich baden, wozu ſchickliche Anſtalten innerhalb des Hauſes vorhanden ſind, und eben ſo oft legen ſie reine Wäſche an, die ihnen regelmäßig gereicht wird. Für ihre Geſundheit wird ſehr geſorgt; für die Kranken ſind beſondere Zimmer und gehörige Verpflegungsanſtalten. Ein jeder von ihnen treibt das Handwerk, das er verſteht — wenn es ſich nehmlich innerhalb des Gebäudes verrichten läßt — und ſind ſolche da, die gar keins verſtehen, ſo findet man doch bald Mittel, ſie zu beſchäftigen. Jedes Handwerk hat ſeinen eigenen Saal, und auf den Höfen ſind die Steinmetzen, Schmiede, Nagler u. d. gl. Die einſamen Zellen, welche in einem entfernten Theile des Gebäudes liegen, abgerechnet, hat das Ganze das Anſehen eines Fabrikenhauſes; Anſtand und Ordnung herrſchen durchgängig: man ſieht hier nicht, wie

in unſern Gefängniſſen, bleiche, fürchterliche Geſtalten umherſchleichen, und der Fremde kann ohne Beſorgniß von irgend einer Unannehmlichkeit, zwiſchen ihnen durchgehen, ja er wird oft kaum bemerkt. Mit einander ſprechen dürfen ſie zwar, ſo viel unumgänglich nöthig iſt, ſingen und lachen aber gar nicht, und überhaupt nicht einander ſtören. Der Aufſeher muß Acht geben, daß ſie fleißig arbeiten; bei der geringſten Widerſetzlichkeit gegen die einmal eingeführte Ordnung, wird der Widerſpenſtige ſogleich in eine einſame Zelle eingeſperrt, wo er ſo lange bei Waſſer und Brodt bleibt, bis er ſich eines Beſſern beſinnt; und dieſe Kur iſt ſo gründlich, daß ſie ſelten zum zweitenmale angewendet werden darf. Die Frauen werden völlig getrennt von den Männern gehalten, und mit ſchicklichen Arbeiten beſchäftigt. Die Arbeiter eſſen in einem großen Zimmer beiſammen. Alle Sonntage wird Gottesdienſt gehalten, dem jeder beiwohnt, und der Prediger dieſer Anſtalt, ſo wie die Inſpektoren, müſſen ſich von Zeit zu Zeit mit den Gefangenen unterhalten, und ſo ihre Grundſätze und Sinnesart beſſern. Da geſchieht es denn nicht ſelten, daß ein Gefangener als ein ganz veränderter Menſch den Kerker verläßt, weil er während ſeines Verhafts zur Arbeit gewöhnt ward, und gute Lehren bekam. Auch bemüht man ſich ſorgfältig, ihn nach ſeiner Entlaſſung mit Arbeit zu verſehen. Ohne Erlaubniß der Inſpektoren darf Niemand das Gefängniß beſuchen.

Die längſte Gefängnißſtrafe iſt auf Nothzucht geſetzt, und dauert nie unter 10, und nicht über 21 Jahr. Für Hochverrath nicht unter 6, und nie über 12 Jahr.

Jeder Bezirk (County) in Penſylvanien hat ſein eigenes Gefängniß; aber auf den Fuß, wie das in der Hauptſtadt, iſt noch keins eingerichtet, daher auch oft Verbrecher aus entlegenen Theilen des Staats nach Philadelphia geſandt werden.

Die Einrichtung und Verwaltung dieſes Gefängniſſes iſt ſo vortreflich, daß es dem Staate nicht nur keine Unterhaltungskoſten verurſacht, ſondern vielmehr ihm jährlich ein Anſehnliches einträgt!

Zweiter Brief.

Volksmenge in Philadelphia. — Sitten und Charakter der Einwohner.

Philadelphia, im Novbr. 1795.

Bei der im Jahr 1790 angeſtellten Volkszählung enthielt Philadelphia 42000 Einwohner; jetzt aber iſt die Volksmenge, theils durch innere Vermehrung theils durch den Zufluß von Fremden, bis auf 50,000 geſtiegen; troß des gelben Fiebers, das im Jahr 1793, 4000 Menſchen wegraffte.

Die Einwohner ſind Engländer, Irländer, Schotten, Franzoſen, Deutſche und eingebohrne Amerikaner, welche letztere von dieſen verſchiedenen Nationen abſtammen, und natürlich die größte Klaſſe ausmachen.

Jeder treibt ein beſtimmtes Geſchäft; ſehr wenige nur leben von den Renten ihres bereits erworbenen Vermögens, und ſelbſt dieſe bleiben nicht müßig, ſondern ſie kaufen und verkaufen Ländereien, denn Land iſt in Amerika eine ordentliche Handelswaare.

In einer Stadt wie Philadelphia, wo ein ſo großer Zuſammenfluß verſchiedener Menſchen iſt, müſſen ſehr natürlich die Sitten der Menſchen auch ſehr verſchieden ſein; eine allgemeine Bemerkung aber iſt es, daß die Philadelphier weder höflich noch gaſtfreundlich gegen Fremde ſind. In den Geſellſchaften der Vornehmen herrſcht ein ſtolzer, hoher Ton, und es ſcheint, daß nichts ihnen erwünſchter ſein könnte, als wenn eine Art von Adel eingeführt würde, damit ſie ſich im Aeußern eben ſo von ihren Mitbürgern unterſcheiden könnten, als ſie in ihrer Ein=

bildung ſich über ſie erhaben glauben. Alle Klaſſen von Einwohnern überhaupt haben eine zurückſcheuchende Kälte und Verſchloſſenheit, als argwöhnten ſie überall böſe Abſicht. In Geſellſchaft ſind ſie unbelebt und ſtill, und es iſt nicht ungewöhnlich, daß man in den angeſehenſten Häuſern Geſellſchaften von 20 bis 30 Perſonen findet, die in einem Kreiſe beiſammen ſitzen, von denen aber faſt jeder nur leiſe mit dem Nachbar ſpricht. Zwiſchen 6 und 7 Uhr des Abends kommt man zuſammen; dann wird ſehr förmlich Thee herumgegeben, und um 10 Uhr geht jeder, müde vor langer Weile, nach Hauſe. Doch kennen ſie Muſik, Kartenſpiel und Tanz. Die Muſik iſt freilich nicht weit her; aber auf das Tanzen, welches ihr Lieblingsvergnügen iſt, verſtehen ſie ſich wirklich ſehr gut.

Die jungen Frauen ſind meiſtentheils ſchön, aber nach einigen Kindbetten gewöhnlich verblühet, werden bleich, verlieren die Zähne, und ſehen ſich gar nicht mehr ähnlich. Selten findet man daß eine Frau von 40 Jahren, die viel Kinder gehabt hat, noch hübſch wäre. Daß die Amerikaner überhaupt die Zähne ſo früh verlieren, hat ſchon die Aufmerkſamkeit der medieiniſchen Fakultät auf ſich gezogen. Man wollte die Urſach in dem ſchnellen Uebergang von der Hitze zur Kälte ſuchen. Die eingebohrnen Indianer aber und die Neger, die der nehmlichen Veränderung in noch größerm Maaße ausgeſetzt ſind, ſind dieſem Uebel nicht unterworfen. Eine wahrſcheinlichere Urſache iſt indeß wohl die, daß man überhaupt, beſonders aber tiefer im Lande, faſt das ganze Jahr hindurch von eingeſalzenem Fleiſch und eingeſalzenen Fiſchen lebt.

Oeffentliche Vergnügungen giebt es erſt ſeit dem Jahr 1779. Der alte Magiſtrat, der meiſtens aus Quäkern beſtand, war gegen die Einführung derſelben. Jetzt ſind zwei Theater und ein Amphitheater errichtet. Die unangenehme Sitte, Tabak im Theater zu rauchen, wird oft ſo übertrieben, daß man es kaum aushalten kann, und

zwiſchen den Akten laſſen ſich die Leute im Parterre Wein und Porter geben, als wären ſie in einem Wirthshauſe *).

Die Schauſpieler ſind gröſstentheils aus England oder Irland; ſie ſpielen eben nicht vorzüglich, aber doch im Ganzen ſo, wie man ſie in engliſchen Provinzialſtädten findet. Im Amphitheater werden, ſo wie in London bei Aſtley, Reuter- und Voltigierkünſte und andere Spiele gegeben. Alle 14 Tage ſind Bälle, und gelegentlich öffentliche Koncerte. Dieſe Luſtbarkeiten finden jedoch nur im Winter ſtatt, wo der Kongreß verſammelt und die Schiffahrt des Eiſes halber gehemmt iſt. Im Sommer zieht jeder, der es nur irgend möglich machen kann, auf ein Landhaus nahe bei der Stadt.

Der Präſident kommt vor der Verſammlung des Kongreſſes nach Philadelphia, und bleibt dort ſo lange die Sitzung dauert. Wöchentlich Einmal nimmt er, zwiſchen 3 und 4 Uhr Nachmittags, Cour an, wobei er in Gala erſcheint und eben das von den fremden Geſandten erwartet, der franzöſiſche aber ſetzt etwas darinn, im Frak hinzugehen; jeder andere kann gekleidet ſein wie er will. Auch Madame Waſhington hat wöchentlich eine Aſſemblee **).

Philadelphia iſt der Ort in Amerika, wo die mehreſten Quäker wohnen, doch machen ſie jetzt nur den vierten Theil der Einwohner aus, weil dieſe durch den Zufluß von andern Sekten ſo ſehr vermehrt worden ſind. Die Quäker haben 5 öffentliche Gotteshäuſer, die Presbyterianer und Separatiſten 6, die ſogenannte hohe (oder engliſche biſchöfliche) Kirche 3, die Katholiken 4, die deutſchen

*) Dieſe Sitte herrſcht indeſſen auch in London ſelbſt, wiewohl nur in den geringeren Theatern als in Saddlers-Wells ꝛc.
d. Herausg.

**) Ich weiß nicht, ob der jezige Präſident (Adams) ebenfalls Cour annimmt. Die demokratiſche Partei hatte viel dagegen einzuwenden; ſie meinte, es vertrüge ſich nicht mit dem Geiſt einer republikaniſchen Regierungsform, und wäre der Gleichheit zuwider, welche unter allen Klaſſen der Bürger herrſchen ſollte.

Lutheraner 2, die ſchwediſchen 1. Die Herrnhuter, die Methodiſten und die Juden, jede Gemeinde eins, die andern Sekten mehr oder weniger. Sonntags ſind die Bürger gut gekleidet, vorzüglich die niedern Klaſſen.

Außer den gewöhnlichen Kutſchen und Kaleſchen nach engliſcher Art, giebt es hier auch einige beſondere dieſem Welttheile eigenthümliche Fuhrwerke. Eins derſelben, hier Coachee (Kohtſchih) genannt, hat einen viel längern Kaſten als unſere Kutſchen, iſt vorn ganz offen, und der Fuhrmann ſitzt mit unter der Decke auf einer Bank. Die Paſſagiere haben das Geſicht nach den Pferden gekehrt und können nach Belieben zwiſchen ſich und dem Fuhrmann einen ledernen Vorhang herunter laſſen. Auch an der Seite iſt das Fuhrwerk über dem Panehl ganz offen, ſo daß die Decke nur an den vier Ecken von dünnen Stangen getragen wird; an der Decke ſind gleichfalls Vorhänge befeſtigt, die man herablaſſen und auswendig befeſtigen kann. Von derſelben Bauart hat man noch größere Fuhrwerke, die Light-Waggon heißen und als Poſtwagen gebraucht werden. Sie ſind bis auf 12 Perſonen eingerichtet, aber minder zierlich und haben gar keine Thüre, ſondern man muß vorn über den Kutſcherſitz hinein klettern.

Einige wenige Perſonen in Philadelphia haben prächtige Equipagen, aber von der engliſchen Nettigkeit und Eleganz iſt nichts daran zu bemerken, wie man es doch von einer Nation erwarten ſollte, die die engliſchen Moden ſo ſehr nachahmt und ſich zu allem die Muſter von daher ſchicken läßt.

Die Wirthshäuſer ſind, ſowohl in Philadelphia als im ganzen Lande, ziemlich ſchlecht. Wenn man ankommt, wird man in ein Zimmer geführt, zu dem jeder im Hauſe Zutritt hat, und in welchem alle Gäſte gemeinſchaftlich frühſtücken, zu Mittage und zu Abend ſpeiſen; große Städte ausgenommen, befinden ſich auch der Wirth und ſeine Familie mit am Tiſch. Selten kann man, ſelbſt in

Städten, ein eignes Wohnzimmer in einem Wirthshauſe bekommen, höchſtens ein eignes Schlafgemach und oft muß man ſichs gefallen laſſen mit ſo vielen Menſchen in ein Zimmer gepackt zu werden, daß man kaum zwiſchen den Betten durchgehen kann. So antwortete mir ein Gaſtwirth in Elkton, auf die Frage: wie die Bedienung in ſeinem Hauſe ſei? mit einer ſelbſtgefälligen Miene, daß ich darüber ganz unbeſorgt ſein möchte, da er nicht weniger als elf Betten in einem Zimmer habe.

Fremde, welche ſich eine Zeitlang in großen Städten aufhalten wollen, müſſen in Privathäuſern ſpeiſen, wozu häufige Gelegenheit iſt. Ueberhaupt iſt es ſchwer eine möblirte Wohnung zu bekommen, ohne ſich eben da auch in die Koſt zu geben.

Die Bedienung iſt überall ſchlecht, und das kommt wohl daher, weil es ſehr ſchwer hält Dienſtboten zu bekommen, die ſüdlichen Staaten ausgenommen, wo es ſehr viel Neger giebt. Ausgewanderte Europäer ſind noch die einzigen die man in Philadelphia bekommt, und auch dieſe dienen nur ſo lange bis ſie ſich etwas Geld erſpart haben, dann verlaſſen ſie ihre Herren aus der ſo natürlichen Liebe zur Unabhängigkeit, die jeder thätige Menſch in Amerika befriedigen kann. Von den Amerikanern ſelbſt dient nur die niedrigſte Klaſſe, weil ſie meinen, das Dienen ſchicke ſich nur für Neger; und auch dieſen haben die Quäker in Penſylvanien, und in den andern Staaten wo einige Schritte zur Abſchaffung der Sklaverei geſchehen ſind, eingebildet, daß ſie ſich in jeder Rückſicht mit ihren weißen Brüdern meſſen könnten, denen ſie auch, wenigſtens in der Grobheit, tapfer nachahmen; dies gilt von Männern wie von Frauen. Ich muß hier anmerken, daß die niedere Volksklaſſe in den vereinigten Staaten, vorzüglich aber in Philadelphia, für einen Fremden von auffallender Unhöflichkeit iſt; auf die beſcheidenſte Frage bekommt man eine grobe Antwort und wer wie ein rechtlicher Mann ausſieht, dem begegnen ſie

am gröbſten, um ihm zu zeigen, daß ſie ſich für ſeines Gleichen halten. Es ſcheint, als hielten ſie Freiheit und Höflichkeit für unvereinbar, und als könnten ſie dem Fremden nur durch Unfreundlichkeit und Grobheit zeigen, daß er im Lande der Freiheit ſei.

Dritter Brief.

Reiſe nach Baltimore. — Schwimmende Brücken. — Beſchreibung der Stadt Baltimore und deren Einwohner.

Waſhington, im November.

Am 16ten dieſes verließ ich Philadelphia und machte mich auf den Weg nach Baltimore. Ich ging mit der Landkutſche, weil das die einzige Art fortzukommen iſt, wenn man nicht ein eigenes Fuhrwerk hat, oder ſich für einen ungeheuren Preis eins miethen will; denn von Extrapoſten weiß man nichts.

Das Land um Philadelphia iſt gut angebauet, und voll freundlicher Landhäuſer; es ſieht aber ſehr kahl aus, weil auch nicht ein einziger Baum zu ſehen iſt; denn um den Boden zu benutzen oder das Holz zur Feuerung zu gebrauchen, werden die Bäume alle ohne Barmherzigkeit weggehauen. Nicht einmal eine lebendige Hecke iſt zu ſehen, weil man ſich einbildet, daß ſie dem Boden ſchade. Die Zäune ſind nicht alle wie bei uns, von Pfoſten und Stangen, in gerader Linie gezogen, ſondern von bloßen 8 bis 10 Fuß langen Stangen im Zikzak. Dieſe Stangen werden nehmlich in dieſer Richtung mit den Enden kreuzweis übereinander gelegt; daher ein ſolcher Zaun wohl ſechsmal ſoviel Raum und Holz wegnimmt, als wenn er geradeaus geführt wäre. Dieſerhalb werden ſie aber auch in der Nachbarſchaft der Städte, wo eines ſo koſtbar iſt als das andere, ſchon abgeſchaft. Der Weg nach Baltimor

timore, geht über die niedrigſte der drei ſchwimmenden Brücken, welche in der Nachbarſchaft von Philadelphia über den Schuylkill geſchlagen ſind. Die Ausſicht bei der Ueberfahrt iſt reizend; der Fluß iſt hier 750 Fuß breit, die Ufer ſind hoch und recht einladend, Landſitze längs denſelben anzulegen. Wirklich liegt auch ein ſehr ſchönes Landhaus ohnweit der Brücke, und nahe daran ſind öffentliche Gärten, imgleichen ein anſehnlicher Gaſthof.

Die ſchwimmenden Brücken beſtehen aus großen zuſammengeketteten Bäumen, die quer übers Waſſer gelegt ſind; auf dieſen liegen, der Länge nach, Balken und über die Balken Bretter; zu beiden Seiten ſind Gelender.

Wenn ſchwere Laſten darüber gehen, ſo ſinken die Brücken einige Zoll tief unters Waſſer, es iſt aber nicht die geringſte Gefahr dabei. Um ſie quer über den Fluß in gerader Richtung zu erhalten, ſind ſie im Grunde an mehreren Stellen durch Anker und, an beiden Ufern, durch Ketten befeſtigt; in der Mitte, wo das Fahrwaſſer geht, kann, nach Art von Pontons, ein Theil der Brücke ausgenommen werden, um Schiffe durchzulaſſen. Durch ſtarke Eisgänge oder heftige Fluth werden dergleichen Brücken oft beſchädigt oder gar weggeriſſen; kommt aber die Fluth nicht allzu ſchnell an, ſo werden die Ketten von den Ufern losgemacht und man läßt das Ganze ſtromabwärts treiben, bis es an einem bequemen Ort ans Ufer gezogen und vor Schaden geſichert werden kann.

Jenſeit des Schuylkills ſcheint das Land gut angebauet zu ſeyn; Thäler und Wälder machen die Gegend angenehm. Der erſte bedeutende Ort, auf den man zukömmt, iſt Cheſter, 15 Meilen von Philadelphia. Dieſer Ort enthält nur 60 Feuerſtellen, iſt aber deshalb merkwürdig, weil die erſte geſetzgebende Verſammlung hier ihre Sitzung hielt. In der Nähe deſſelben hat man eine große Ausſicht auf den Delaware. Eine halbe Meile vor Wilmington iſt der Brantweinfluß, der ſeiner vielen Mühlenwerke

wegen bemerkenswerth iſt; es liegen deren nehmlich nicht weniger als dreizehn, theils Stein- und Brettſchneide- theils Mahlmühlen hart neben einander. Schiffe, die an 1000 Scheffel Weizen laden, können ganz nahe heran kommen und durch eine eigne Maſchinerie werden ſie ſehr ſchnell befrachtet und ausgeladen. Auch innerhalb der Mahlmühlen hat man in Amerika ſehr ſinnreiche Vorrichtungen angebracht, die aus einem Hebewerk und aus einer neuen Anwendung der Schraube beſtehn. Eine Walze nehmlich, an welcher einzelne kleine Brettchen, 3 Zoll lang und in Form eines Schraubenganges 2 Zoll weit auseinander, befeſtigt ſind, bewegt ſich in einem Troge um ihre Axe und ſchaufelt oder ſchraubt dadurch*) das Getreide oder Mehl von einem Ende deſſelben zum andern. So empfängt zum Beiſpiel ein ſolcher Trog das Mehl unmittelbar von den Mühlſteinen und die Schraube treibt es 6 bis 8 Fuß weit in einen großen Behälter; hier iſt ein Hebewerk angebracht, das aus einer Menge kleiner hölzerner Eimerchen, nicht größer als eine Theeſchale, beſteht, die an eine Schnur angereihet ſind, welche um zwei Räder gelegt iſt, deren eins unten das andere oben auf dem Boden der Mühle ſteht. Die Eimerchen füllen ſich, indem ſie um das untere Rad gehn, und leeren ſich bei der Bewegung um das obere, auf dem Boden, aus, wo das Mehl bis zum Verpacken aufgeſchüttet wird. Zwiſchen dem obern und untern Rade läuft die Schnur mit den Eimerchen in viereckigen hölzernen Röhren, damit keine Art von Unreinigkeit in das Mehl hinein fallen könne. Auf dieſe Weiſe erſpart man, durch ſehr einfache Mittel, vom erſten Ausladen des Getreides an bis zum Verpacken und Abſenden des Mehls, alle Handarbeit.

Wilmington iſt die Hauptſtadt des Staates **Delaware** und enthält ungefähr 600 Häuſer, die meiſtens von Backſteinen ſind. Die Stadt ſelbſt iſt höchſt unintereſſant, und eben ſo iſt die Gegend umher. **Elkton**, 21

*) Alſo ohnfehlbar die archimedeiſche Schraube. R — l.

Meilen von Wilmington, iſt der erſte maryländiſche Ort von dieſer Seite; er enthält 90 ſehr mittelmäßige Häuſer, die ohne alle Regelmäßigkeit gebaut ſind, und iſt überhaupt ſchmutzig und unangenehm. In dieſer Gegend ſah ich zuerſt ganz hölzerne Häuſer. Sie beſtehen aus viereckig behauenen Bäumen oder Balken, die waagerecht einer auf den andern gelegt, an den Ecken aber in tiefe Kerben eingelaſſen, und die Fugen mit Lehm verſtrichen ſind. Ein ſolches Blockhaus ſieht zwar nicht ſtattlich aus, iſt aber doch warm, bequem und dauerhaft. Sie ſind entweder mit Brettern oder mit Schindeln gedeckt; die Schindeln ſind zu dieſem Behuf faſt in ganz Amerika eingeführt. Der Boden in dieſer Gegend iſt vorzüglich gut; man baut vornemlich Weizen und Mays, oder ſogenanntes türkiſches Korn, welches beides reichliche Ernten liefert; von der Landſtraße aber kann man den urbar gemachten Theil des Landes nicht ſehen, weil ſie über eine dürre hüglichte Strecke Landes geht, welche die Ridges heißt. Der Weg iſt hier ſo abſcheulich, daß, vorzüglich zwiſchen Elkton und der Susquehannah-Fähre, die Paſſagiere bald auf die eine bald auf die andere Seite des Wagens ſich überlegen müſſen, um nur das Gleichgewicht zu halten, damit er nicht umfällt. Man fand es rathſamer, dieſe Hügel zur Landſtraße zu wählen, weil in der Ebene, des fetten Lehm-Bodens wegen, die Straße allzuleicht unfahrbar werden würde, was ſo viel als möglich verhütet wird, weil die Maryländer ſich nie die Mühe nehmen, die Wege auszubeſſern; höchſtens füllen ſie die tiefen Löcher mit Reiſig aus, und werfen Erde drüber, aber auch das nur da, wo zu beiden Seiten des Weges Felder ſind; geht der Weg aber durch Wald, ſo hauen ſie lieber neue Wege, als daß ſie die alten ausbeſſerten. Zu bewundern iſt es hiebei, daß die Fuhrleute, ohnerachtet ſie ſehr ungeſchickt ausſehen, und trotz dem, daß ſie ihre Pferde mehr durch bloßen Zuruf als mit dem Zügel regieren, durch dergleichen neu ausgehauene Waldwege, ſo voll Stubben

und Baumwurzeln ſie auch ſind, doch ſehr geſchickt und ſicher zu fahren wiſſen.

Charleſton liegt wenige Meilen von Elkton, es enthält nur 20 Häuſer, die von Heringsfiſchern bewohnt werden. Da der Boden hier eben nicht ſehr fruchtbar iſt, ſo kömmt man zuweilen durch 4 bis 5 Meilen lange Wälder. Die Gegend iſt ſehr intereſſant, Thäler und Hügel wechſeln mit einander ab, und von den Gipfeln der letztern hat man ſchöne große Ausſichten auf die Cheſapeak=Bay und den Susquehannah. Durch die Thäler winden ſich oft im dichten Walde kleine Bäche, die über Felſenſtücke in ſchönen Waſſerfällen herabrauſchen.

Die Amerikaner können nicht begreifen, daß man ſich an einer ſolchen Gegend ergötzen kann! Der Anblick eines Weizenfeldes oder eines Kohlgartens iſt ihnen weit erfreulicher als die romantiſchteſte Waldgegend. Ueberhaupt haben ſie einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Bäume; wo ſich jemand anbaut, werden ſie alle weggehauen, und auch nicht Einer wird übrig gelaſſen, der in der brennenden Sonnenhitze Schatten und Kühlung geben könnte. Als ich meine Verwunderung darüber bezeugte, verſicherte man mir, es ſei gefährlich, nahe an den Wohnungen Bäume ſtehen zu laſſen, weil ſie ſehr hoch wären aber nicht feſt in den Boden wurzelten, und daher, wenn ſie einzeln ſtünden, vom Winde leicht umgeworfen werden und in dieſem Fall die Häuſer beſchädigen könnten. Dies kann indeß nur von den höheren Bäumen gelten, die niedrigern hingegen würden wohl ohne Gefahr beibehalten werden können und einen angenehmen Schatten geben. Der eigentliche Grund, warum man ſie niederhaut, liegt in dem Wahn, daß ſie den Boden ausſaugen, und deshalb wird der für den beſten Wirth gehalten, der die wenigſten Bäume auf ſeinen Feldern duldet *).

*) Es dünkt mich daher gar ſo unwahrſcheinlich nicht, was man von einigen Amerikanern erzählt, die, als ſie die öde Nord=Weſt=

Alle 10 oder 12 Meilen trift man auf ein Wirthshaus, deren eins ausſieht wie das andere. Es ſind hölzerne Häuſer mit einem bedeckten Gange längs der Vorderſeite. Schilder haben die wenigſten, und ſie unterſcheiden ſich von andern Häuſern nur durch die Anſchlag-Zettel, womit die äußern Wände nach der Hausthüre hin beklebt ſind; wenn ſie aber auch Schilde führen, ſo werden ſie doch nicht nach dieſen, ſondern nach dem Wirth benannt, man ſagt: bei John's, bei Braun's u. ſ. w. Frühſtück, Mittag- und Abendbrodt hat jedes ſeine geſetzten Stunden, und außer dieſen fordert der Fremde vergeblich etwas zu eſſen. Beim Frühſtück wird eine faſt eben ſo reichliche Mahlzeit als beim Mittageſſen aufgetragen.

Es wird in dieſem Theil von Maryland viel Eiſen-Erz gefunden, das vorzüglich gut zu Gußwaaren taugt, und zwar liegt es in Gängen ſo nahe an der Erd-Oberfläche, daß man keinen Schacht abzuteufen braucht, um es zu Tage zu fördern. Nahe bei Charleſton iſt ein kleines Gießhaus. Als ich da war, goß man 24 Pfünder, deren zwei in einer Woche fertig werden. Das Eiſen iſt ſehr zähe, und die Kanonen ſpringen ſelten beim Probiren.

Auf dem Wege nach Baltimore kommt man auf einer Fähre über den Susquehannah, 5 Meilen ehe er ſich in die Cheſapeakbay ergießt. Der Fluß iſt hier über eine Meile breit und für die größten Schiffe tief genug. Die Ufer ſind hoch und waldig, die Ausſicht groß und mahleriſch.

Havre de Grace, ein kleiner Ort von 40 Häuſern, liegt dicht an der Fähre. Von da bis nach Baltimore iſt die Gegend ſehr armſelig, der Boden gelber Lehm mit Kieß, und die Wege ſind abſcheulich.

Küſte Irlands von der See aus erblickten, ſich wegen Mangel an Bäumen höchlich darüber freuten, daß Irland ſo gut angebaut ſei!

Baltimore ſoll 16000 Einwohner haben, und iſt, obgleich nicht die Hauptſtadt des Staats, doch die größte Stadt in Maryland, und, Philadelphia und Neu-York ausgenommen, der anſehnlichſte Handelsplatz in Nord-Amerika. Die Stadt hat viel Aehnlichkeit mit Philadelphia; die Straßen durchſchneiden ſich in rechten Winkeln, und ſind von 40 zu 60, die Hauptſtraße aber 80 Fuß breit: ſie ſind jedoch nicht alle gepflaſtert, und wenn es geregnet hat, iſt faſt nicht durchzukommen. An der Südſeite der Stadt iſt ein Hafen, der gewöhnlich das Becken (Baſon) genannt wird, und 2000 Kauffahrtei-Schiffe beherbergen kann. Längs deſſelben ſind Kays und Magazine. Da ein beſonderer Wind dazu erfordert wird, um aus dieſem Becken heraus zu ſegeln, ſo laufen die meiſten Schiffe, welche nach Baltimore kommen, in einen andern Hafen ein, der durch eine Landſpitze nahe an der Mündung des Beckens gebildet wird, und Fells-Point heißt. Auch hier ſind Kays, an denen Schiffe von 600 Tonnen mit größter Sicherheit anlegen können.

Um der Schiffahrt nahe zu ſein, haben ſich eine Menge Menſchen an dem Hafen von Fells-Point angebaut. Der Flecken enthält bereits 700 Häuſer und einen Marktplatz; und obſchon er ein Theil von Baltimore iſt, ſo ſieht er doch wie ein beſonderer Ort aus, da er beinahe eine Meile weit von dem andern Theile der Stadt entfernt liegt. Auch ſpricht man in der Gegend überall von Baltimore und von Fell's-Point als von zwei verſchiedenen Orten.

Die meiſten Häuſer in Baltimore ſind von Backſteinen, aber ziemlich ſchlecht gebaut. Die öffentlichen Gebäude verdienen keiner Erwähnung. Es giebt zehn Kirchen hier, die verſchiedenen Sekten gehören: unter andern haben die Nicoliten oder „neuen Quäker" ein eigenes Bethaus. Die Kirche der Presbyterianer iſt das ſchönſte Gebäude in der Stadt; ſie iſt von Mauerſteinen und hat

einen Portikus, der von ſechs ſteinernen Säulen getragen wird.

Es ſind nicht weniger als drei Banken hier, und die Anzahl der Banknoten (es giebt deren von eines einzelnen Thalers Werth,) iſt ſo groß, daß man faſt gar kein baares Geld ſieht. Seit dem Kriege ſind viel Franzoſen, ſowohl aus Frankreich als aus den weſtindiſchen Inſeln, hieher gekommen; die Irländer aber machen den größten Theil der Einwohner aus. Alles treibt emſig den Handel. Im Ganzen ſind die Menſchen hier geſellig, freundlich und gaſtfrei. Kartenſpiel und Tanz ſind ihre liebſten Vergnügungen; gelegentlich werden auch auf zwei Theatern Schauſpiele gegeben. Das alte Schauſpielhaus, das völlig verfallen iſt, ward, gerade als ich da war, für eine franzöſiſche Truppe, die einzige deren ich im Lande habe erwähnen hören, zurecht gemacht. Baltimore hat, wie Philadelphia, viel vom gelben Fieber gelitten; im Herbſt iſt es beſonders ein ungeſunder Aufenthalt, und man zieht dann auf Landhäuſer nahe bei der Stadt, deren einige eine ſehr reizende Lage haben.

Der vierzig Meilen lange Weg von Baltimore nach Waſhington geht durch eine ziemlich ſchlechte Gegend; der Boden iſt theils gelber Lehm mit Kies vermiſcht, theils Sand. In der Nähe der Bäche zwiſchen den Hügeln giebt es kleine Strecken reichen fetten Landes, welche die Gründe heißen, wo aber kaum durchzukommen iſt. Bei den Quellen eines Nebenfluſſes vom Patuxent verſank mein Wagen bis über die Räder, und nur ein kräftiger Sprung meines Pferdes hob ihn wieder heraus. Dem General Waſhington war es kurz vorher an eben dem Orte nicht beſſer ergangen. An einigen Stellen wo es gar zu arg iſt, werden Knüppeldämme von Baumſtämmen gemacht, die aber theils bald in den weichen Boden einſinken, und theils durch die ſtarke Paſſage zerfahren werden. Die Brücken über die Bäche ſind nicht beſſer, ſie wanken bei jedem Schritt. Es iſt ſonderbar

genug, daß die geſetzgebende Macht dieſem Uebel nicht abhilft, da dieſes der Weg nach Waſhington, und die Hauptſtraße von Norden nach Süden, mithin eine der befahrenſten Landſtraßen iſt.

Vierter Brief.

Gründung der Stadt Waſhington — öffentliche Gebäude.

Waſhington, im Novbr. 1795.

Waſhington, oder die Unions-Stadt, wie ſie auch genannt wird, ward im Jahr 1792 zu bauen angefangen, zur Hauptſtadt der vereinigten Staaten, und zum Sitz der Unions-Regierung beſtimmt. Im Jahr 1800 wird der Kongreß ſich zum erſtenmal hier verſammeln. Da die Erbauung dieſer Stadt in Europa ſo viel Aufmerkſamkeit erregt, und zu ſo verſchiedenen Urtheilen Anlaß gegeben hat, ſo will ich Ihnen von dem ganzen Vorgange hier einige Nachricht geben.

Kurz nach Beendigung des amerikaniſchen Krieges umringte, während der Sitzung des Kongreſſes, ein zahlreicher Haufen von der penſylvaniſchen Miliz mit bewafneter Hand den Verſammlungsſaal, und beſtand, unter heftigen Drohungen, auf augenblickliche Auszahlung ihres rückſtändigen Soldes, der eine anſehnliche Summe betrug. Unzufrieden mit dieſem gewaltthätigen Betragen, und der Folgen wegen beſorgt, verließ der Kongreß ſogleich einen Staat, in welchem er, ſtatt der ihm gebührenden Ehrfurcht und Sicherheit, mißhandelt zu werden Gefahr lief, verlegte ſeine Sitzung nach Neu-York und endigte ſie dort.

Dieſer Vorfall nun brachte die Frage auf die Bahn: ob es nicht nöthig und wohlgethan ſein würde, einen Ort zum Sitz der Unions-Regierung zu beſtimmen, der, von

jedem der einzelnen Staaten völlig unabhängig, einzig und allein unter den Befehlen des Kongreſſes ſtünde, damit dort die Sitzungen mit Ruhe und Sicherheit gehalten werden könnten, ohne daß eines wie das andere von der guten oder ſchlechten Polizei eines einzelnen Staates abhinge? Was dieſem Vorſchlage noch mehr Gewicht gab, war die Betrachtung, daß, wenn ein einzelner Staat zum Sitz der Unions-Regierung beſtimmt würde, dies den übrigen Anlaß zur Eiferſucht gegen ihn geben würde, und daß es gleichwohl gut wäre, wenn der Kongreß immer an einem und demſelben Orte reſidirte, da die öftere Verlegung der Archive und Kaſſen von einem Ort zum andern mancherlei nachtheilige Folgen haben könnte.

So vortheilhaft nun dieſe Maßregel auch der Union überhaupt war, ſo willigten die einzelnen Staaten doch erſt nach der Revolution ein, durch welche die gegenwärtige Unions-Konſtitution feſtgeſetzt worden iſt.

Vorzüglich widerſetzte ſich Penſylvanien, weil es als einer der wichtigſten Staaten, und der zugleich im Mittelpunkte der Republik liegt, die Ausſicht hatte, der Sitz der Regierung zu bleiben, falls der neue Plan nicht zu Stande käme. Es gab ſeine Einwilligung nur mit dem Beding, daß der Kongreß ſich ſo lange in Philadelphia verſammeln ſolle, bis die neue Stadt fertig ſein würde.

Dem General Waſhington, damaligen Präſidenten, ward es übertragen, den ſchicklichſten Platz zur Erbauung der Unionsſtadt zu wählen, wobei vorzüglich darauf geſehen werden mußte, daß er ſo viel als möglich in der Mitte der vereinigten Staaten liege, und daß er zum in- und ausländiſchen Handel gleich bequem ſei. Nach reiflicher Ueberlegung wählte Waſhington an den Ufern des Patomaks einen Ort, der von der Natur ſelbſt zur Hauptſtadt der vereinigten Staaten beſtimmt zu ſein ſcheint, indem er allen Erforderniſſen Genüge leiſtet.

Die vereinigten Staaten erſtrecken ſich vom 30ſten bis zum 46ſten Grad nördlicher Breite, Waſhington liegt in 38°, 50′, alſo, bis auf 23 Minuten, genau in der Mitte. Nirgends in ganz Nordamerika giebt es einen Hafen der ſo weit als dieſer landeinwärts, an 280 Meilen vom Ocean entfernt, liegt, ausgenommen auf engliſchem Gebiet am Lorenzfluß. Freilich hätte, wenn man noch etwas weiter nach Weſten gegangen wäre, die Unionsſtadt noch genauer im Mittelpunkt erbaut werden können, aber dann hätte ſie eine für den Handel ſehr ungünſtige Lage gehabt, indem ſie eine bloße Landſtadt geworden wäre.

Die Größe der amerikaniſchen Städte ſteht immer mit ihrem Handel im Verhältniß, und vorzüglich mit dem, welchen ſie mit dem innern oder hinteren Lande treiben; dieſer Handel beſteht darin: daß die Bewohner der weſtlichen Gegenden der vereinigten Staaten, oder des ſogenannten Hinter-Landes (the back settlements) mit fremden Manufakturwaaren, (welche ſie nicht ſelbſt verfertigen, und auch wohl ſo lange die Grundſtücke wohlfeil ſind, und ſie jene Artikel um billige Preiſe haben können, nicht verfertigen dürften) verſehen werden. Sie erhalten vorzüglich Eiſenwaaren, Tücher, gedruckte Kattune, kurze Waaren, irden Geſchirr und Galanteriewaaren aus England; Thee, grobe Muſſeline und Zitze aus Oſtindien; Kaffee, Rum und Zucker aus Weſtindien; jedoch letzteren nur in geringer Menge, weil die Einwohner ſelbſt ihn mit wenig Koſten aus dem Ahorn ziehn. Dafür ſenden ſie ihre Erzeugniſſe: Weizen, Mehl, Pelzwerk, Häute, Indigo, Reis, Toback, Pech und Theer zur Ausfuhr herunter.

Die beſte Lage einer Handelsſtadt iſt daher wohl, wenn ſie einer Seits an einem großen Fluſſe liegt, der mit der See unmittelbar zuſammenhängt, und wenn ſie zugleich mit den Flüſſen und Seen des innern Landes eine große Waſſerkommunikation hat. Keine amerikaniſche Stadt hat es zu einem gewiſſen Grad von Flor bringen können, ſelbſt die nicht die an einem guten Seehafen liegt, wenn ſie

nicht zugleich mit dem innern Lande auf eine bequeme Weiſe Handel treiben kann. So iſt z. B. Boſton, die gröͤßte Stadt nordwärts von Neu-York und eine der älteſten in den vereinigten Staaten, trotz ihres vortrefli-chen Hafens, bei weitem nicht ſo groß und blühend als Baltimore, das vor 30 Jahren noch bloß von einigen Fiſchern bewohnt ward, und dies lediglich deswegen, weil kein Fluß in der Nähe weiter als auf 7 Meilen ſchiff-bar iſt, und alſo der weſtliche Theil des Staates Maſſa-chuſetts, deſſen Hauptſtadt Boſton iſt, ſeine Bedürfniſſe weit wohlfeiler über den Hudſonsfluß ziehen kann, als wenn ſie zur Axe von Boſton aus ihm zugeführt würden. Aus eben der Urſach kann keine Stadt in Rhode-Island, oder Konnektikut emporkommen; ſelbſt Newport, die Hauptſtadt von Rhode-Island, die an dem beſten See-Hafen in den vereinigten Staaten liegt und an tauſend Häuſer zählt, verfällt ganz und gar: Neu-York hinge-gen, das den zwiefachen Vortheil hat — an einem großen ſchiffbaren Fluſſe zu liegen der mit dem innern Lande Kommunikation hat, und zugleich ein guter See-Hafen zu ſein — iſt eine ſehr blühende Stadt, die bereits 40,000 Einwohner zählt, und immer volkreicher wird *). Der Nord- oder Hudſonsfluß, an deſſen Mündung Neu-York liegt, iſt, von der Stadt an, für große Schiffe auf 130 Meilen weit ſchiffbar, für Jachten von 80 Tonnen iſt er es bis nach Albany hin, und kleinere Fahrzeuge können noch höher hinauf kommen. Neun Meilen jenſeits Al-bany fällt der Mohawk in den Hudſon, wodurch der Onei-da-See und der Oswego mit dem Ontario-See in Kom-munikation kommen. Der Oswego kommunizirt wieder mit dem Seneka-Fluß ehe er in den Ontario-See fällt, wodurch die Cayuga- Seneka- und Canadaqua-Seen mit einander Gemeinſchaft haben. Der Seneka-See, der ohngefähr 40 Meilen lang iſt, iſt der gröͤßte. Die Ufer

*) Man kann in den vereinigten Staaten im Durchſchnitt 6 Seelen auf ein Haus rechnen.

dieſer Seen ſind ſehr bewohnt, und überhaupt nimmt die Volksmenge auf dem ganzen Strich zwiſchen dem Geneſee und dem Hudſon, die 250 Meilen weit auseinander liegen, immer mehr und mehr zu. Das ganze dem Hudſon weſt- und öſtlich liegende Land, die hinteren Theile der Staaten Maſſachuſetts und Konnektikut, ganz Vermont mit eingeſchloſſen, werden unmittelbar und mittelbar von Neu-York aus mit europäiſchen und weſtindiſchen Waaren verſehen. Nichts beweiſet die Einträglichkeit des inländiſchen Handels ſo deutlich, als das ſchnelle Emporkommen der mittlern Handelsſtädte am Hudſon. So fängt Albany ſchon an, einen eigenen Handel mit dem Hinter-Lande zu treiben; es nimmt eben ſo ſchnell zu als Neu-York, und hat jetzt an 1100 Häuſer, ja es fängt ſchon an unmittelbar aus Weſtindien Waaren zu ziehen. Hudſon, eine Stadt an der Oſtſeite des Hudſon, (30 Meilen oberhalb ſeines Ausfluſſes) die erſt im Jahr 1783 angelegt ward, zählt ſchon 320 Häuſer, und treibt vermittelſt dieſes Fluſſes und des Champlain-Sees Handel bis nach Montreal in Canada.

Gerade eben ſo verhält es ſich bei den Städten in den ſüdlichen Staaten. In Neu-Jerſey liegt Amboy an der Raritan-Bay, die gewiß keiner andern in den vereinigten Staaten nachſteht; überdies hat die Provinzialverſammlung Kaufleuten die ſich dort niederlaſſen würden die größten Vortheile zugeſichert, und doch bleibt der Ort mit ſeinen 60 Häuſern in demſelben Zuſtande, wie zur Zeit der Revolution! Neu-Brunſwik, (von 200 Häuſern) am Raritan-Fluß treibt einen kleinen Handel mit der anliegenden Gegend, aber der größte Theil dieſes Staates beziehet ſeine ausländiſchen Waaren entweder von Neu-York oder von Philadelphia.

Dieſe letztere Stadt, die größte in der Republik, verdankt offenbar ihren vorzüglichen Wohlſtand dem ausgedehnten inländiſchen Handel. Zuerſt liegt ſie auf der einen Seite am Delaware auf der andern am Schuylkill, von

denen für Boote, jener auf 120, dieſer, ein paar Stellen ausgenommen, auf 90 Meilen weit ſchiffbar iſt. Indeß beſchränkt ſich der Handel von Philadelphia nicht etwa bloß auf die Ufer jener beiden Flüſſe, ſondern es ſchickt Waaren nach Harrisburgh, einer Stadt am Susquehannah, (die 1786 kaum den Namen eines Dorfes verdiente, und jetzt ſchon 300 Häuſer enthält), von wo ſie dieſen Fluß hinauf gehen, und in den anliegenden Gegenden abgeſetzt werden. Eben ſo handelt Philadelphia zur Axe in die weſtlichen Gegenden von Penſylvanien, ins hintere Virginien, ja bis nach Kentucky.

Den Handel nach Virginien und Kentucky beſitzt indeß Philadelphia nicht ausſchließlich, ſondern auch Baltimore nimmt Antheil daran; und dies iſt die Haupturſache von der großen Ueberlegenheit dieſer Stadt über Annapolis, die Hauptſtadt von Maryland. Letzteres hat einen guten Hafen, der ſchon 1694 ein Freihafen (port of entry) war, und doch jetzt faſt ganz ohne Handel iſt, indem Baltimore weil es weiter landeinwärts liegt, ihn an ſich geriſſen hat.

Was Virginien betrift, ſo drücken theils die unpolitiſchen Geſetze dieſes Staates den Handel gewaltig, theils ſind auch die Einwohner überhaupt mehr zum Ackerbau aufgelegt, ſo daß, dieſer beiden Urſachen wegen, ſelbſt diejenigen Städte, die eine zum Handel vortheilhafte Lage haben, ſich nicht ſo aufnehmen können, wie es bei andern Begriffen vom Handel, und alſo auch andern Geſetzen, der Fall ſein würde: doch ſind auch hier diejenigen Städte die blühendſten, die der See offen liegen und zugleich mit den hinterwärts liegenden Orten Verkehr treiben können. So liegen Hobbshole und Friedrichsburg beide am Rappahannock, aber letzteres ſoweit hinaufwärts als Seeſchiffe nur immer kommen können; und daher iſt dieſe Stadt, die weit ſpäter angelegt iſt, ſchon viermal größer als Hobbshole. Williamsburg hingegen, die ehemalige Hauptſtadt des Staats, verfällt, weil ſie zu tief im Lande liegt und keinen ſchiffbaren Fluß in der Nähe hat; von

ihren 400 Häuſern liegen ſchon jetzt manche wüſt. Richmond, die jetzige Hauptſtadt hat ſich, weil ſie an einem ſchiffbaren Fluß liegt, ſchnell genug aufgenommen; kann aber doch immer nur zum Zwiſchen-Handel dienen, weil größere Schiffe nicht bis zur Stadt heran kommen können. Der wichtigſte Handelsplatz in Virginien iſt Norfolk. Der Jämesfluß öfnet dieſer Stadt den Verkehr mit den obern Gegenden, auch führt ſie zur Axe einen lebhaften Handel mit Nord-Karolina, in welchem Staat es gar keine bedeutende Städte giebt, weil in demſelben die Mündungen aller Flüſſe verſandet ſind. Um dieſen Handel noch vortheilhafter zu betreiben, ziehn jetzt die Norfolker einen Kanal durch den Dismal-Swamp in den Albemarle-Sund; und erhalten auf dieſe Weiſe, vermittelſt der Flüſſe die ſich in dieſen Meerbuſen ergießen, eine Waſſerkommunikation mit den entlegenſten Gegenden dieſes Staates.

Süd-Karolina iſt in Abſicht ſeiner Flüſſe eben ſo übel dran als Nord-Karolina; nur Charleſton hat einen ſichern und bequemen Hafen, daher es auch den ganzen Handel dieſes Staates in Händen hat, und ſeinem Verkehr nach im Range für die vierte Handelsſtadt in der ganzen Republik gelten kann. Die beiden Flüſſe dieſer Stadt, der Cuper und der Aſtley, ſind zwar nicht weit hinauf ſchiffbar, von dem erſtern ſoll aber nach dem Santih, einem großen ſchiffbaren Fluſſe, ein Kanal gezogen werden. Charleſton iſt kürzlich ganz abgebrannt, der Wiederaufbau geht aber ſehr ſchnell von ſtatten, und in einigen Jahren wird es gewiß größer ſein als jemals.

Dieſe Ueberſicht zeigt deutlich genug: daß der Wohlſtand der Städte in der Republik ganz von ihrem Handel und vorzüglich vom inländiſchen abhängt, und daß diejenigen es am weiteſten bringen, die zu dieſem am vortheilhafteſten gelegen ſind. Laſſen Sie uns nun in dieſer Beziehung die Lage der Unionsſtadt betrachten und vor-

nehmlich den Lauf des Patomak (Patowmac) und ſeine Verbindung mit andern Flüſſen in Erwägung ziehen.

Der Patomak entſpringt an der Nordweſtſeite der Alleghany-Gebirge und durchſtrömt in ſchlängelnder Richtung eine Strecke von etwa 400 Meilen. Seine Breite beträgt an der Mündung 7½ Meile, 30 Meilen höher hinauf, an der Nominy-Bay, 4½, bei Alexandrien und von da bis zur Unionsſtadt 1¼ Meile, die Tiefe aber an der Mündung 7, bei Alexandrien 4 und von da bis Waſhington 3 Klafter. Die Schiffahrt auf dieſem Fluß iſt, von der Cheſapeakbay an bis zur Unions-Stadt hin, ſo ausnehmend ſicher und leicht, daß ein mittelmäßiger Seemann, der nur Einmal den Fluß hinauf gefahren iſt, hernach ein Schiff das 12 Fuß Waſſer zieht, ohne Lootſen einbringen kann. Es ergießen ſich in ihn verſchiedene anſehnliche Flüſſe, und einer davon, den man ſehr mit Unrecht den öſtlichen Arm des Patomak nennt, vereinigt ſich mit ihm dicht an der Unions-Stadt. Dieſer Fluß iſt an ſeiner Mündung beinahe eben ſo breit als der Hauptſtrom, und da können 1000 Schiffe in der vollkommenſten Sicherheit überwintern. So beſitzt alſo die Unions-Stadt das Eine Haupterforderniß um ein wichtiger Platz zu werden, nehmlich einen guten Hafen und eine leichte Kommunikation mit dem Ocean; und es wird ſich gleich zeigen, daß es ihr auch an dem Andern, nehmlich an einer bequemen Lage zu einem ausgebreiteten Verkehr mit dem innern Lande, nicht fehlt.

Eine Meile oberhalb der Stadt erhebt ſich mitten im Fluß ein breiter Felſen und zu beiden Seiten ſind Sandbänke. Man ſagt wohl, es gebe zwiſchen dieſem Felſen und der Küſte ein tiefes Fahrwaſſer; wenn es aber auch allzuſchwierig ſein ſollte, große Schiffe hier durch zu führen, ſo iſt doch für Landesſchiffe die Fahrt bis zu den kleinen Fällen, 5 Meilen weiter hin, ganz ſicher; hier iſt ein 2½ Meilen langer Kanal gegraben, vermittelſt deſſen Boote noch ſieben Meilen höher hinauf, nehmlich bis zum großen Waſſerfall, gelangen können. Von dort aus hat

man wieder einen Kanal zu graben angefangen, der binnen kurzem vollendet ſein wird. Von da bis Fort Cumberland, 191 Meilen oberhalb Waſhington, iſt die Fahrt ganz ohne Hinderniß, und es gehen zu allen Zeiten Boote hin und her. Weiter hinaufwärts iſt zwar der Fluß an ſehr vielen Stellen nicht zu befahren, allein dieſem Uebel kann abgeholfen werden, und das wird geſchehen, ſobald die Kompagnie, die ſich zu dieſem Endzweck vereinigt hat, Fonds genug zuſammengebracht hat. Nimmt man nun den äußerſten Punkt, bis zu welchem der Patomak ſchiffbar gemacht werden kann, ſo beträgt von da bis zur äußerſten Stelle, wohin der Cheat (Tſchiet) ſich ſchiffbar machen läßt, der Land-Transport mehr nicht als eine Strecke von 37 Meilen. Was wollen aber 37 Meilen Land-Fracht auf eine Linie von 2700 Meilen ſagen, die man, ohne andere Unterbrechung als jene 37 Meilen, ganz zu Waſſer zurücklegen kann! Der Tſchiet nehmlich, der bei ſeiner Mündung 600 Fuß breit iſt, fällt in den Monongahela; dieſer geht nach Pittsburg, nimmt dort den Alleghany auf, und bildet mit ihm den Ohio, der, nach einem Lauf von 1183 Meilen (während deſſen er 24 anſehnliche Flüſſe, von denen einige an ihrer Mündung 1800 Fuß breit ſind, aufgenommen) ſich in den Miſſiſippi ergießt.

Noch ausgedehnter iſt die Waſſerkommunikation welche Waſhington auf einer andern Seite hat. Fährt man nehmlich von Pittsburg den Alleghany hinauf bis an den French-Creek, und von dieſem Fluß bis Fort Leboeuf, ſo hat man nur 15 Meilen bis Presqu'isle am Erie-See, einer Stadt mit einem Hafen für Schiffe, die neun Fuß Waſſer ziehen. Man kann auch vermittelſt des Miami und des Sandusky, zwiſchen denen nur eine Landfracht von mehr nicht als 9 Meilen iſt, in gedachen See kommen, auf dieſem Wege aber wäre die Rückkehr ſehr ſchwierig, weil man den Ohio 550 Meilen ſtromaufwärts fahren müßte. Der Erie-See iſt 300 Meilen lang und 90 breit,

und hat Zuſammenhang mit den Huron- und Michigan-Seen, von denen der erſtere 1000 Meilen im Umfang hat, und der letztere ebenfalls nicht um gar vieles kleiner iſt. In beide ergieſſen ſich viel beträchtliche Flüſſe, nachdem ſie große Landſtriche in verſchiedenen Richtungen durchſtrömt haben. Von dieſen Flüſſen hängen wieder einige mit andern zuſammen, die, welches zu bewundern, nach einer ganz entgegengeſetzten Seite hinfließen. So kommt man über den Erie, St. Clair und Michigan in den Fox-Fluß. Von letzterem gelangt man durch einen Landweg von nicht mehr als 3 Meilen zum Ouisconſing, der ſich in den Miſſiſippi ergießt; und im Spätjahr, wenn die Flüſſe austreten, braucht man oft nicht einmal das Boot zu verlaſſen, ſondern kann den ganzen Weg von Presqu'isle bis Neu-Orleans, eine Strecke von beinahe 4000 Meilen zu Waſſer machen. Ferner gelangt man aus dem Erie, vermittelſt einer Landfracht von nur 9 Meilen, bei den Niagara-Fällen nach dem Ontario-See, imgleichen nach dem St. Lorenzfluß, und auf der andern Seite mit einer noch kürzern Landfracht bei den St. Mary-Fällen in den See Superior. Kurz, ich würde gar nicht fertig werden, wenn ich den Zuſammenhang der Gewäſſer in dieſer Weltgegend nach allen Richtungen und nach allen ihren Zweigen angeben wollte.

Wie vortheilhaft aber dieſe Waſſerkommunikation für die Unionsſtadt auch iſt, ſo folgt deshalb doch nicht, daß, für alle die unermeßlichen Gegenden an dieſen Seen und Strömen, Waſhington dereinſt der einzige Stapelort ſein werde. Quebek am Lorenzfluß, Neu-York, wegen ſeiner Verbindung mit dem Ontario, und Neu-Orleans, das durch den letzten Traktat mit Spanien zum Frei-Hafen erklärt iſt, werden an dem Handel mit dieſen Gegenden alleſammt Antheil haben; aber die Unionsſtadt, freilich wohl den größten.

Von den beiden Städten, die jetzt ſchon in der Nähe der Unionsſtadt an den Ufern des Patomak vorhanden

ſind, (George-Town von 250 Häuſern, eine Meile oberhalb, der großen Felſenbank gegen über, und Alexandrien, 7 Meilen unterhalb, von 500 Häuſern,) kann bei Erwägung dieſer Konkurrenz, wenn man nur weiter als auf einige Jahre hinausſieht, gar nicht die Rede ſein; ſo ſehr auch viele behauptet haben, daß ſie den Handel mit dem Hinter-Lande, der jetzt ſchon in ihren Händen iſt, zum Nachtheil der Unions-Stadt gänzlich an ſich ziehen würden. Die Unionsſtadt muß beide nothwendig bald völlig verdunkeln. Alexandrien kann nur wenige, und George-Town gar keine ausländiſchen Waaren anders als aus der zweiten Hand (nehmlich über Baltimore und über Philadelphia) einführen. In keiner von jenen beiden Städtchen giebt es Kaufleute mit großen Kapitalien, dergleichen ſchon jetzt mehrere im Begrif ſind, ſich in Waſhington niederzulaſſen, wohin auch, mit der Regierung zugleich, ein anſehnlicher Theil der Nationalbank verlegt werden wird. Ueberdies liegen beide Städte in Columbien, (dem Diſtrikt 10 Meilen ins Gevierte um die Unions-Stadt,) der unmittelbar und allein unter den Befehlen des Kongreſſes ſtehen wird, und dieſer wird es alſo immer in ſeiner Gewalt haben, die Handelsleute der Hauptſtadt vor denen in andern Gegenden ſeines Gebiets auf mancherlei Weiſe zu begünſtigen. Es frägt ſich alſo nur, wie ſich Waſhington zu jenen großen Plätzen (Neu-Orleans, Neu-York ꝛc.) verhalten wird. Und da iſt zuerſt klar, daß die ganze Gegend am Patomak und an den Flüſſen die ſich in ihn ergießen, mit Waſhington handeln wird. Wegen dieſer Flüſſe, die ich vorher nicht aufgezählt habe, verweiſe ich Sie auf die erſte beſte Karte*). Der größte unter ihnen,

*) Die Verlags-Handlung iſt im Begrif eine Karte von den vereinigten Frei-Staaten von Nord-Amerika herauszugeben, zu welcher ſie vorzügliche Hülfsmittel zuſammengebracht hat, und die urſprünglich zu einer neuen Auflage von Sprengels Geſchichte der Freiwerdung von Nordamerika beſtimmt iſt, aber auch für Weld's Reiſen und zu jedem andern Behuf zu empfehlen ſein wird.

der Schennandoah, iſt jetzt nicht ſchiffbar; es iſt aber durch eine von der Kompagnie veranſtaltete Unterſuchung erwieſen, daß er auf 100 Meilen weit fahrbar gemacht werden kann. Dies kommt ganz nahe an Staunton heran, welches hinter den blauen Bergen auf der Landſtraße von Kentucky und Teneſſih (Teneſſee) nach Philadelphia liegt. Die Hauptſtädte dieſer beiden Staaten, Frankfurt und Knoxville, ziehen jetzt ihre fremden Waaren zur Axe von Philadelphia, welches von der erſteren Stadt beinahe 800, von der letzteren 728 Meilen entfernt iſt. Wird alſo der Schennandoah ſchiffbar gemacht, ſo erſparen ſie 436 Meilen Landfracht, wenn ſie, ſtatt nach Philadelphia, nach Waſhington gehen, und eine ſolche Erſparung wird natürlich dieſen ganzen Handel nach Waſhington ziehen. Wie es in Zukunft um den Handel von Kentucky und Tenneſſih mit Neu-Orleans ſtehen wird, wollen wir ſogleich ſehen.

Der Pittsburger Kaufmann zieht ſeine ausländiſchen Waaren zu Lande von Philadelphia und Baltimore, ſendet aber ſeine Produkte, für welche die Landfracht dorthin allzu ſchwierig und zu koſtbar ſein würde, den Ohio und den Miſſiſippi hinunter nach Neu-Orleans. Es iſt erwieſen, daß er jene Waaren vermittelſt des Hudſons, des Mohawks und der Seen Ontario und Erie von Neu-York beziehen könnte, und daß die Fracht von Philadelphia dreimal ſo theuer iſt als die Waſſerfracht ſein würde. Dennoch zieht er jene vor, weil bei dem Transport von Neu-York zu Waſſer, der vielen Ausladungen wegen, die Waaren oft ſpät oder gar beſchädigt ankommen können. Der Weg von Neu-York bis Pittsburg beträgt 800 Meilen, der von Waſhington nach Pittsburg nur etwas mehr als die Hälfte, alſo würde die Fracht von dem letzteren Platz nur $\frac{}{6}$ von dem koſten, was ſie jetzt von Philadelphia beträgt, und da auf dieſem Wege nichts von allem dem zu beſorgen iſt was die Fahrt von Neu-York mißlich macht, ſo iſt wohl keine Frage,

daß man ihn in Zukunft wählen wird. Sollten denn aber die Pittsburger und die am Ohio weiter hinauf wohnenden Anſiedler, ihre Produkte nicht ebenfalls lieber nach Washington ſenden als nach Neu-Orleans? Von Pittsburg nach Neu-Orleans ſind 2183 Meilen, die man, ſtromabwärts, in Zeit von 4 Wochen zurücklegt, dahingegen der Rückweg, den Strom hinauf, höchſt beſchwerlich iſt, und 2 auch wohl 3 Monat Zeit erfordert. Selten geht daher von den Booten, die zu dieſem Transport gebraucht werden, eins zurück, ſondern ſie ſind abſichtlich ſo gebaut, daß ſie in Neu-Orleans zerſchlagen und die Planken verkauft werden. Die Mannſchaft verdingt ſich gewöhnlich auf Schiffe die nach den ſüdlichen Staaten gehen, und wandert von da zu Lande nach Hauſe. Wenn alſo die Paſſage von dem Ohio nach dem Patomak eröffnet iſt, ſo werden die Pittsburger ſchwerlich fortfahren ihre Produkte nach Neu-Orleans zu ſenden, von wo ſie keine Retourladung mitnehmen können, ſondern ſie werden ſie nach der Unionsſtadt ſchicken, weil ſie von dort aus ihre Bedürfniſſe in Rückfracht nehmen, und in der nehmlichen Zeit die Reiſe hin und zurückmachen können, welche ſie jetzt brauchen um hinunter nach Neu-Orleans zu kommen.

Ein anderes iſt es freilich für diejenigen Gegenden, die viel weiter hinunter am Ohio liegen, denn da dieſer Strom 1183 Meilen lang iſt, ſo können die Gegenden nahe an der Mündung ein weit größeres Intereſſe haben nach Neu-Orleans zu gehen. Wie weit den Ohio hinab ſich das Handelsgebiet der Unionsſtadt erſtrecken wird, das wird jedoch nicht bloß von der Entfernung, ſondern von der Nachfrage nach manchen Artikeln und von der Jahreszeit abhängen, die für die Schiffahrt auf dem Ohio und dem Miſſiſippi einen großen Unterſchied macht. Sieht man aber auf dieſe beiden Punkte nicht, ſo möchte ich Louisville in Kentucky als den Ort angeben, durch den die Linie gehen wird, welche das Handelsgebiet der Unionsſtadt von dem von Neu-Orleans trennt,

Grundriss
der Unions_Stadt
Washington
Georgen Stadt
Theil von Virginien jetzt Gebiet Columbien
der Patomack Fluss
der Oestliche Arm des Patomack
Theil von Maryland jetzt Gebiet Columbien
Maasstab einer Meile

und da möchte ich behaupten, daß, wenn die Nachfrage nach den Produkten des Landes in Waſhington eben ſo ſtark iſt als in Neu-Orleans — und ich ſehe nicht, warum ſie es nicht ſein ſollte — die Produkte aus denjenigen Gegenden am Ohio und ſeinen Nebenflüſſen, welche nicht weiter hinunter liegen als Louisville, alle nach Waſhington gehen werden. Dies iſt ein Strich Landes von 700 Meilen lang und 100 bis 200 Meilen breit, und man kann noch die Gegend am Alleghany und ſeinen Nebenflüſſen, nebſt einem Theil von den Ufern des Erie-Sees hinzufügen.

Betrachtet man den ungeheuern Umfang des Handelsgebiets, welches ſich auf dieſe Weiſe der Unionsſtadt, vermittelſt ihrer Waſſerkommunikation, eröffnet und erwäget, daß dieſer Landſtrich, der Fruchtbarkeit des Bodens nach, dreimal ſo viel Einwohner ernähren kann, als jetzt auf dem geſammten Gebiet der Republik überhaupt vorhanden ſind, imgleichen, daß auch jetzt ſchon die Bevölkerung hier ſchneller als in irgend einer anderen Gegend zunimmt: ſo iſt wohl kein Zweifel, daß die Stadt, ſobald die Flüſſe geräumt ſind, ſehr ſchnell emporkommen, und, als der große Stapel-Ort des Weſten, nicht leicht irgend einer Stadt der alten Welt an Größe und Wohlſtand nachſtehen wird.

Die Stadt liegt auf einer Landzunge zwiſchen dem Patomak und dem ſogenannten öſtlichen Arm deſſelben. Dieſe Landzunge, mit einem Diſtrikt der, rechtwinklicht, 10 Meilen lang und 10 Meilen breit iſt, wurde dem Kongreß von den Staaten Maryland und Virginien abgetreten. Der Boden, worauf die Stadt ſelbſt ſteht, gehörte Privatperſonen, die aber dem Kongreß gern die eine Hälfte abtraten, weil ſie vorausſahen, daß der vergrößerte Werth der andern, ſie für ihren Verluſt reichlich entſchädigen würde. Was durch den Verkauf dieſer dem Kongreß abgetretenen Grundſtücke einkommt, ſoll zu den öffentlichen Gebäuden und zu Brunnen, imgleichen zur

Pflaſterung und Erleuchtung der Straßen angewandt werden, und wird wahrſcheinlich dazu hinreichen. Den Plan der Stadt hat ein Franzoſe, Namens l' Enfant, gemacht, und die Dimenſionen ſind dem großen Erdſtrich von 1200 Meilen Länge und 1000 Meilen Breite, deſſen Hauptſtadt ſie ſein ſoll, ganz angemeſſen; denn der dazu abgeſteckte Platz hat 14 Meilen im Umfange. Die Straßen gehen nach Norden und Süden, Oſten und Weſten; um die Einförmigkeit zu vermeiden, welche nothwendig entſtehet wenn ſich alle Straßen rechtwinklicht durchſchneiden, hat man eine Anzahl Queerſtraßen in ſchräger Richtung angelegt, und da wo dieſe einander durchbrechen, werden freie Plätze gelaſſen. Die rechtwinklichten Straßen ſind 90 bis 100, die Queerſtraßen 160 Fuß breit. Die Queerſtraßen ſollen nach den einzelnen Staaten benannt werden, und ſo ſoll auch jedem Staat ein freier Platz angewieſen werden, um daſelbſt verdienten Männern aus dieſen Staaten, Statüen oder Denkmähler aufzurichten. Dem General Waſhington ſoll auf einer kleinen Anhöhe, gerade weſtwärts vom Kapitol, eine Statüe zu Pferde errichtet werden. Solcher kleinen Anhöhen giebt es mehrere in der Stadt, denn der Boden iſt nicht ganz eben, jedoch nirgends bis zur Unbequemlichkeit ungleich. Das Erdreich iſt ein gelber Lehm mit Kies. Die Stadt hat vortrefliche Quellen; faſt überall wo man nach einem Brunnen gräbt, bekommt man Waſſer, auch gehen zwei fließende Gewäſſer hindurch, nehmlich Rhidy-Brantſch (Reedy-branch) und der Tiberbach. Es verdient angemerkt zu werden, daß, bei der urſprünglichen Verleihung des Bodens, der jetzt zur Unionsſtadt beſtimmt iſt *), jener Bach die Tiber, und der Fleck wo jetzt das Kapitol zu ſtehen kommt, Rom genannt

*) Der erſte Beſitzer eines Landſtrichs in Amerika (es ſei durch Kauf oder durch Schenkung) pflegt demſelben einen Namen beizulegen. Hier hat vermuthlich der hüglichte Boden (vielleicht waren es gar der Hügel ſieben) dem erſten Beſitzer Anlaß gegeben, dieſen Fleck Rom zu benennen, vielleicht ſchon vor 30 oder mehreren Jahren, ſchade daß der Zeitpunkt nicht genauer angegeben iſt. d. Herausg.

ward. Die Amerikaner ſehen dies als eine Vorbedeutung an, daß Waſhington der neuen Welt dereinſt ſein werde, was ehemals Rom der alten war.

Man hat den Pallaſt, der zu den Verſammlungen des Kongreſſes und der Tribunale beſtimmt iſt, und wo auch den verſchiedenen Verwaltungskollegien ein Lokal angewieſen werden ſoll, das Kapitol genannt. Der Platz wo es gebaut wird, iſt der höchſte Punkt in der Stadt, und liegt ſo ziemlich in der Mitte derſelben; man hat von dort die ſchönſte Ausſicht auf alle Quartiere der Stadt, und auf die umliegende Gegend. Das Kapitol iſt von beträchtlichem Umfang, und die Bauart im großen Stil; zu den Koſten ſind gegen 225,000 Pfund Sterling (mehr als anderthalb Millionen Thaler oder 2,362000 Gulden) ausgeſetzt. Der Pallaſt des Präſidenten liegt ohngefähr anderthalb Meilen nordweſtwärts vom Kapitol, und ebenfalls auf einer kleinen Anhöhe ohnweit des Patomaks. Man hat von dort eine herrliche Ausſicht auf die Stadt und in die reiche Gegend jenſeit des Fluſſes. Vom Pallaſt nach dem Fluſſe hin ſoll ein Luſtgarten von 100 Morgen Landes groß, und, ſüdwärts von dieſem letzteren, bis zum Kapitol hin, ein großer Park angelegt, und an den äuſſern Seiten deſſelben vorzüglich ſtattliche Häuſer, unter andern auf öffentliche Unkoſten Wohnungen für die fremden Miniſter, erbauet werden *).

Während meiner Anweſenheit waren drei öffentliche Bauten im Gange: der Pallaſt des Präſidenten, das Kapitol, und ein großer Gaſthof. Der erſte iſt unter den jetzt vorhandenen ohnſtreitig das ſchönſte Gebäude im ganzen Lande, doch würde auch gegen dieſes die Kritik manches einzuwenden haben. Das Paradezimmer in demſelben, iſt ein großer Saal von ovaler Form. In Amerika tadelt man den Bau als viel zu prächtig für den Präſidenten, der, in einem Lande wo noch zur Zeit alles ungleich theurer iſt als ſelbſt in London, jährlich nicht mehr

*) Alles hier Geſagte erhellet anſchaulich aus dem hier beigefügten Grundriß der Stadt Waſhington.

als 5672 Pfund Sterling (ohngefähr 40,000 Thaler oder 60,000 Gulden) zu verzehren hat; dieſer Paliaſt iſt zwei Stockwerk hoch, und, ſo wie faſt alle öffentliche Gebäude, von Quaderſteinen. Sie ſind dem ſogenannten Portlandſtein (Sandſtein) in England ähnlich, aber, wie ein Bildhauer mich verſicherte, ungleich härter und laſſen ſich faſt ſo fein wie Marmor ausarbeiten; von dieſer Steinart, desgleichen von Marmor, Schiefer und Kalkſtein, ſind an den Ufern des Patomaks, Steinbrüche in großer Menge, und ſo auch Steinkohlen-Lager vorhanden.

Der Gaſthof iſt ein großes Gebäude von Mauerſteinen mit Quaderſteinen verziert, und nichts weniger als ſchön*). Die Privathäuſer ſind von einfacher Bauart auf Spekulation gebaut, und meiſtens noch unbewohnt. Durch eine Verordnung ward feſtgeſetzt, daß alle Häuſer maſſiv, es ſei von Mauerſteinen oder von Werkſtücken, bis unters Dach 30 Fuß hoch gebaut, und daß überall die gerade Linie der Straße reſpektirt werden, jedoch jedem Eigenthümer unbenommen ſein ſolle, die Fronte ſeines Hauſes hart an der Straße oder, mittelſt eines Vorhofes, von derſelben zurückgezogen, zu bauen. Vor der Hand ſind zwar noch mehrere hölzerne Häuſer da, ſie dürfen aber nur noch eine Zeitlang ſtehen, dann müſſen ſie eingeriſſen werden.

Schon jetzt wohnen drei beſoldete Kommiſſarien hier, die darauf ſehen müſſen, daß bei Errichtung aller, ſo wohl öffentlicher als Privatgebäude, in keinem Stück gegen die deshalb erlaſſenen allgemeinen Vorſchriften gehandelt werde. Zu Kirchen, Schulen, und Hoſpitälern ſind die Plätze ſchon abgeſteckt.

*) Als ich es im Jahr 1796 zuletzt ſah, war es unter Dach, und man arbeitete mit allem Eifer daran. Das Kapitol war um dieſe Zeit nur ein wenig über den Grund und der Bau ſtand aus Mangel an Gelde ſtill. Die Kommiſſarien trugen bei dem Kongreß auf eine Anleihe von 300,000 Dollars an, es ward aber nicht darauf geachtet, bis endlich einige Privatleute, die Intereſſe dabei hatten daß die Stadt fertig würde, ſich ins Mittel ſchlugen und die Anleihe durchſetzten.

ſtünden alle bereits fertige Gebäude auf einem Fleck beiſammen, ſo würde das Ganze ſchon ein recht ſtattliches Anſehn haben, jetzt aber liegen ſie ſo zerſtreut umher, daß es kaum wie eine Stadt ausſieht. An den noch nicht bebauten Stellen ſtehen die Bäume des urſprünglichen Waldes noch unangetaſtet, ſo daß man um den nächſten Nachbar zu beſuchen, oft eine, auch wohl zwei Meilen durch dichten Wald gehen muß.

So weit die Stadt auch bereits gediehen iſt, ſo große Summen ſie auch ſchon gekoſtet hat, ſo ſind doch eine große Menge Menſchen in den vereinigten Staaten dagegen, daß die Unionsregierung nach Waſhington verlegt werde, und thun alles was in ihren Kräften ſteht, um die Vollendung der Stadt zu hintertreiben. Sie behaupten, es ſei nur eine ſchwärmeriſche Idee einiger überſpannten Köpfe, daß Waſhington je eine wichtige Stadt werden könne; die ſüdlichen Staaten, meynen ſie, würden es nie zugeben, daß der Sitz der Regierung ſo weit weg von ihnen verlegt werde; es könnte alſo dadurch, zwiſchen den ſüdlichen und den nördlichen Staaten, eine förmliche Spaltung entſtehen; endlich ſei es ja auch thöricht, den Sitz der Regierung in eine weit umher noch nicht urbar gemachte Gegend, gleichſam in einen Wald, verlegen zu wollen, wo weder Weg noch Steg vorhanden, folglich auch eine ſo leichte und ſchnelle Kommunikation mit allen, vornehmlich mit den Handelsſtädten der Republik, (woran es doch einer Hauptſtadt durchaus nicht fehlen dürfe) auf wer weiß wie lange Zeit noch nicht zu erwarten ſei!

Im Grunde iſt es indeß nur der Eigennutz der Kaufleute von Philadelphia, Baltimore und Neu-York, der dieſe Sprache führt; dieſe fürchten durch die Anlegung einer großen Stadt, allzuviel von dem Handel zu verlieren, den ſie jetzt ganz ungetheilt treiben. Sie bedenken aber nicht, daß das, was ſie auf der einen Seite durch Waſhington einbüßen, ihnen auf der andern Seite

dadurch: daß alsdann die weſtlichen Gegenden ungleich ſtärker bevölkert ſein werden, reichlich wieder eingebracht werden wird. Troz dieſem Gerede wird indeß, allem Anſcheine nach, der Kongreß zur feſtgeſetzten Zeit ſich in Waſhington verſammeln, denn die große Mehrheit der Stimmen iſt dafür.

Fünfter Brief.

Beſchreibung von Mount-Vernon. — Rückreiſe nach Philadelphia. — General Waſhingtons Geburtstag. — Etwas über ſeine Perſon und ſeinen Charakter.

Philadelphia im Februar 1796.

Nachdem ich mehrere Wochen in Waſhington, Alexandrien, George-Town und Baltimore zugebracht hatte, kehrte ich nach Philadelphia zurück, wo ich vor vier Tagen angekommen bin.

Alexandrien, das 7 Meilen unterhalb der Unionsſtadt liegt, iſt gewiß eine der niedlichſten Städte in den vereinigten Staaten. Die Häuſer ſind meiſtens von gebrannten Steinen und gut gebaut, die Straßen nach der Schnur angelegt, geräumig und gut gepflaſtert. Neun Meilen unterhalb dieſes Städtchens liegt, an den Ufern des Patomaks, Mount-Vernon, der Landſitz des General Waſhington. Zu Lande iſt Mount-Vernon viel weiter von Alexandrien, weil man die vielen Bäche, die ſich in den Patomak ergießen, nicht an den Mündungen paſſiren kann und folglich jedesmal einen großen Umweg machen müßte, um an dieſen Bächen bis zur nächſten Fähre hinauf zu gehen. Vier bis fünf Meilen in die Runde iſt das Land dichter Wald, durch den man ſich, der vielen Kreuzwege halber, nicht leicht zurecht findet. Ich hatte einen Reiſegefährten, der den Weg genau zu kennen glaubte; es zeigte ſich

Waſhington's Landſitz, Mount Vernon.

aber ganz anders; denn auf der rechten Straße hätten wir noch vor Abends dort ſein müſſen, ſo aber überfiel uns, als wir noch tief im Walde waren, die Nacht, und nirgends war eine menſchliche Spur zu ſehen, der wir hätten folgen können. Schon machten wir uns darauf gefaßt, die Nacht im Wagen zuzubringen, als zu unſerer Freude uns aus der Entfernung ein Licht durch die Bäume entgegen ſchimmerte; es kam aus einer kleinen Meierei, dem einzigen Hauſe, das wir auf mehrere Meilen Weges fanden; nachdem wir es theils zu Fuß, theils zu Wagen erreicht hatten, mietheten wir dort einen Neger zum Führer, der uns in Zeit von einer Stunde an Ort und Stelle brachte. Der Berg iſt das hohe Ufer des Patomak, welches hier an 200 Fuß hoch, ſteil über die Waſſerfläche empor ſteigt. Die gegenüber liegende Küſte gehört zu Maryland, und gewährt einen reizenden Anblick, indem ſchöne waldige Hügel mit Strecken angebauten Landes und freundlichen Häuſern darauf abwechſeln.

Das Landhaus des General Waſhington ſteht 180 Fuß weit vom Gipfel des Berges, es iſt nur von Holz, aber ſo verziert und gemahlt, daß es von gehauenen Steinen zu ſein ſcheint. Die (hier abgebildete) Hinterſeite deſſelben, an welcher ein 90 Fuß langer Portikus iſt der von 8 Säulen getragen wird, geht nach dem Fluſſe zu; die Vorderſeite iſt einfach, macht ſich aber in der Entfernung recht gut. Das eigentliche Wohnhaus befindet ſich in der Mitte und hängt durch bedeckte Gänge mit den Flügeln zuſammen, hinter denen die Wirthſchaftsgebäude und die Wohnungen für die Sklaven ſind*). Vor dem Gebäude iſt ein großer Raſenplatz, um den eine mit Kies überfahrne Allee von Bäu=

*) Als Waſhington an der Spitze ſeiner Nation für Freiheit und Unabhängigkeit focht, deklarirte er im Angeſicht der Welt, „daß Gleichheit zu den Geburtsrechten der Menſchen gehöre und daß an ſeinem Leben, an ſeiner Freiheit und an ſeinem Streben nach Glückſeligkeit keiner gehindert oder beeinträchtigt werden dürfe.“ Ich leugne nicht, daß es mir gewaltig auffiel, als man mir neben der Wohnung des Mannes, der dieſe Sprache geführt

men geht; das Ganze iſt durch eine Hecke vom Wirthſchaftshof und dem Garten abgeſondert, der völlig wie die Anlage eines Handelsgärtners ausſieht, ſo wie überhaupt hier alles mehr auf den Nutzen als auf das Vergnügen berechnet zu ſein ſcheint. Hinter dem Hauſe iſt wiederum ein großer Raſenplatz und am Abhang des Berges iſt ein Thiergarten.

Die Zimmer im Hauſe ſind klein, ein Geſellſchaftsſaal ausgenommen, der erſt zu Ende des Krieges angebauet worden iſt. Die Meubles im ganzen Hauſe ſind äußerſt einfach und mitunter ſehr ſchadhaft.

General Waſhington konnte nicht viel Aufmerkſamkeit auf dieſes Landhaus verwenden, weil die öffentlichen Angelegenheiten, die er immer mit großem Eifer betrieben hat, ihn nöthigten, ſich mehrentheils in Philadelphhia aufzuhalten; auch verfällt es faſt ganz, beſonders der alte Theil des Hauſes.

Der Boden umher iſt angebauet, doch ſind die beſten Aecker und Meiereien 2 bis 3 Meilen davon entfernt.

Da jeder durchreiſende Fremde dieſes Landhaus beſucht, ſo iſt während der Abweſenheit des Generals immer jemand dort, der die Fremden aufnimmt. Gleich bei unſerer Ankunft ſorgte man für unſere Pferde, bereitete uns Betten und ein herrliches Abendeſſen.

Es war ſchon zu weit im Winter, als daß ich das Land hätte gehörig bereiſen können, ich ging alſo nicht

hatte, jetzt die Hütten ſeiner Sklaven zeigte! Indeß bin ich überzeugt, daß Waſhington nur durch politiſche Bewegründe veranlaßt worden iſt, auf ſeinen eigenen Gütern noch Sklaven beizubehalten. Vielleicht wollte er der Geſetzgebung nicht vorgreifen, vielleicht wäre es, wenn er jetzt ſchon das Beiſpiel dazu hätte geben wollen, andern Gutsbeſitzern allzunachtheilig geweſen. Von Maryland aus weiter nach Süden herab iſt bis dato weder von der Geſetzgebung noch von einzelnen Gutsbeſitzern zur Aufhebung der Sklaverei irgend ein Schritt geſchehen, dagegen Penſylvanien und die nördlichen Staaten bereits Maßregeln dazu ergriffen haben. Allem Anſehen nach wird indeß früher oder ſpäter in den geſammten Freiſtaaten die Sklaverei gänzlich abgeſchafft werden.

tiefer in Virginien hinein, ſondern kehrte nach Waſhington zurück.

Der Oktober und November ſind die angenehmſten Monate in den mittlern und ſüdlichen Staaten. Das Wetter iſt um dieſe Zeit beſtändig, die Luft mild und der Himmel heiter: dieſes Jahr beſonders war das Wetter ſo ungewöhnlich gelinde, daß, als ich in der zweiten Woche des Decembers in George-Town war, man während des Mittageſſens die Fenſter offen hielt. Vor Ende des Decembers hatten wir in Maryland ein paar kalte Tage, und im Januar etwas Schnee, doch blieb im Ganzen das Wetter mild bis zu Ende Januars; dann aber erhob ſich auf einmal jener ſcharfe Nord-Weſtwind, von dem wir Engländer gar keinen Begrif haben. Wenn er im Winter weht, frierts unmittelbar, und ſo waren jetzt in Zeit von drei Tagen der Susquehannah und der Delaware über und über gefroren, es lag zwei Fuß hoch Schnee, und alles ſchien einen langen harten Winter anzukündigen, ehe aber fünf Tage vergingen, drehte ſich der Wind, es ward gelinde, und den andern Tag war keine Spur von Froſt mehr zu ſehen, ausgenommen daß in den Flüſſen einzelne Eisſchollen trieben.

Es war ohngefähr in der Mitte des Decembers als ich nach Baltimore kam; der übeln Wege halber wollte ich nicht eher nach Philadelphia bis wieder Froſt eingefallen ſein würde, denn während des Thauwetters war gar nicht durchzukommen, ſelbſt die Landkutſchen gingen binnen 10 oder 12 Tagen nicht. Bald aber fror es wieder, und nun reiſte ich in der ſtrengſten Kälte ab. Bei Tagesanbruch ſtand das Thermometer auf ſieben Grad nach Fahrenheit; ſo tief war es nachher den ganzen Reſt des Winters über nicht.

Es waren mehrere Reiſende in dem Gaſthofe wo ich die Nacht über blieb; wir frühſtückten den Morgen zuſammen und ſchickten uns zur Abfahrt an. Die Amerikaner ſtärkten ſich zur Reiſe mit einem herzhaften Trunk eines

aus ſüßer Milch, Eiern, Rum und Zucker bereiteten Getränks, das Egg=nog heißt. Sie ſind ſo empfindlich gegen die Kälte, daß ſie ſich über und über einhüllten, dergeſtalt, daß nichts als die Naſenſpitze von ihnen zu ſehen war. Ich und ein junger Weſtindier, der mich von Baltimore aus begleitet hatte, mußten über dieſe übertriebene Weichlichkeit herzlich lachen. Wir blieben in unſerer gewöhnlichen Kleidung, ohne alle Beſorgniß daß wir erfrieren würden; es iſt aber eine allgemeine Bemerkung, daß Fremde und ſelbſt Weſtindier, die an ſtrenge Kälte gar nicht gewöhnt ſind, im erſten Jahre ihres Aufenthalts in Amerika die Kälte weit beſſer ertragen als die Eingebohrnen.

Gegen Mittag kamen wir an den Susquehannah, und fanden ihn, wie wir erwarteten, völlig zugefroren. Wie nun herüber kommen? Die Fährleute meinten, daß das Eis wohl nicht überall gleich ſtark wäre und uns nicht tragen würde; einen Weg durchzuhauen, dazu wäre es an den Ufern wieder zu dick, um vor Abends damit zu Stande zu kommen. Da es aber den mehreſten Paſſagiers ungelegen war, die Nacht über im Fährhauſe zu bleiben, ſo brachten wir die Leute endlich dahin, ſich ſogleich an die Arbeit zu machen, und das Eis aufzuhauen; wir waren ohngefähr zwölf Paſſagiers und vier Pferde. Das Boot, welches uns herüber bringen ſollte, war mit ſieben Negern bemannt; drei davon ſtanden im Vordertheil des Boots und ſchlugen das Eis mit tüchtigen Keulen entzwei, die vier andern ſtießen mit großen Stangen, die mit Eiſen beſchlagen waren, das Boot vorwärts. Die Arbeit der erſteren war ſo ermüdend, daß die andern ſie alle 10 Minuten ablöſen mußten. Das Waſſer, das ihnen beim Aufhauen entgegenſpritzte, fror überall wo die Tropfen hinfielen, feſt, ſo daß in Zeit von einer halben Stunde die Arbeiter mit einer Eiskruſte überzogen, gleichſam überglaſet waren. Nach Verlauf von zwei Stunden waren wir noch nicht weiter als bis in die

Mitte des Fluſſes gekommen, die Keulen waren in Stücken gebrochen, und die Kräfte der Arbeiter erſchöpft. Kaum hatte das Aufeiſen aufgehört, ſo war das Boot auch gleich ſo feſt eingefroren, daß alle unſere Anſtrengungen es aus der Stelle zu bringen, umſonſt waren. Nun waren wir in der That übel dran. Wir konnten weder vor= noch rückwärts, das jenſeitige Ufer war noch eine halbe Meile entfernt; bis dahin übers Eis zu gehen, wollte Niemand wagen, und die Nacht im Boote zuzubringen, ging der Kälte wegen auch nicht an. Zum Glück hatte ich ein Paar Piſtolen bei mir; ich feuerte ſie einige mal ab, dies brachte die Leute am Ufer in Bewegung, und es ward ſogleich ein kleines leichtes Boot uns zu Hülfe geſchickt. Dies kleine Boot ward vor dem größern hingeſchoben, dann ſtiegen zwei oder drei Bootsknechte hinein, ſetzten ſich ſo weit wie möglich nach dem Hintertheil, um das Vordertheil über das Eis in die Höhe zu heben, und öfneten nun, indem ſie dem Boote von der einen Seite nach der andern hin eine wackelnde oder ſchaukelnde Bewegung mittheilten, und dadurch das Eis in Stücke brachen, unſerm größern Boote die Durchfahrt.

So kamen wir endlich nach drei Stunden an das jenſeitige Ufer, und freuten uns herzlich des wohlthätigen Kaminfeuers und des guten Mittageſſens, das die Leute im Wirthshauſe, die uns über den Fluß kommen ſahen, für uns bereitet hatten. Wir beſchloſſen die Nacht hier zu bleiben. Es waren ſchon mehrere Reiſende im Hauſe, und den Abend waren wir alle in einem Zimmer beiſammen. Die Geſellſchaft beſtand aus 13 Perſonen, worunter ein paar berühmte Advokaten aus Virginien und ein Richter vom Obergericht waren, die zu den bevorſtehenden Sitzungen nach Philadelphia gingen; das erfuhr ich aber erſt nachdem wir uns getrennt hatten, denn das Anſehn und Betragen dieſer Art Leute in Amerika iſt ſo äußerſt einfach, daß man ſie gar nicht für ſo wichtige Männer hält, als ſie wirklich ſind.

Noch waren einige Pächter in der Geſellſchaft, die durch ihre Aufdringlichkeit, Unwiſſenheit und Plumpheit uns höchſt läſtig wurden. Keine Geſellſchaft von Amerikanern kann ohne politiſchen Streit beiſammen ſein; jetzt gab der neuerlich ratificirte Traktat Gelegenheit dazu. Die Pächter waren von einer Meinung, die Advokaten und Richter von der andern, und bald ſtand die eine bald die andere Partei auf, um die Gegner zu überzeugen, aber vergebens; jeder blieb bei ſeiner Meinung, und der Streit dauerte bis ſpät in die Nacht, wo ſich alle, müde von der Reiſe und vom Streite, zur Ruhe begaben. Je zwei und zwei mußten in einem Bette liegen; mein Reiſegefährte und ich waren aber glücklich genug, das einzige Zimmer wo nur zwei Betten ſtanden, für uns zu bekommen. Mit Tagesanbruch verließen wir die Ufer des Susquehannah, und erreichten am folgenden Tage Philadelphia.

Wie ganz anders ſieht es jetzt hier aus, als da ich im November zum erſtenmal hier war! Der Kongreß und alle Gerichtshöfe ſind verſammelt, die Stadt voll Fremde, alle Schauſpielhäuſer offen, und alle öffentliche und Privatvergnügungen im Gange.

Vor einigen Tagen, am Geburtstage des General Waſhington, war die Stadt beſonders lebhaft; jeder angeſehene Mann machte dem General an dieſem Tage die Aufwartung, die Quäker allein ausgenommen. Von des Morgens um 11 Uhr bis des Nachmittags um 3 Uhr nahm er Cour an. Die Geiſtlichkeit, die Mitglieder des Cincinnatus-Orden, die Officiere der Miliz und mehrere beſondere Korporationen ſchickten Deputationen. Die fremden Miniſter erſchienen in Gala mit den prächtigſten Equipagen. In zwei großen Zimmern wurden die Gäſte empfangen und aufs beſte bewirthet. Die Straße war voll Zuſchauer. Nie ſah ich den General ſo heiter; was Wunder auch! hätte er wohl gegen alle die Aufmerkſamkeit, die man ihm bei dieſer Gelegenheit bezeigte, unempfindlich bleiben können?

Nach

Nach der Cour beim General ging man zu Madam Waſhington, die, eine Treppe höher, die Cour von den Damen annahm. Ein öffentlicher Ball und Souper endigte den Tag. Es iſt keine bedeutende Stadt in der Union, wo nicht zu Ehren dieſes Tages Feſte veranſtaltet würden; und dennoch giebt es Amerikaner, die, ohngeachtet ſie gegen Fremde von andern Nationen die Konſtitution gewaltig herausſtreichen, die ſie Waſhingtons Tapferkeit und Weisheit allein zu verdanken haben, dennoch ſo unempfindlich gegen ſeine großen Verdienſte, oder ſo ganz ohne Gefühl von Dankbarkeit ſind, daß ſie ſeinen ausgezeichneten Talenten, denen ſie alles ſchuldig ſind, nichts weniger als Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Manche treiben es ſo weit, daß ſie nicht einmal ſeine Geſundheit trinken wollen, davon war ich ſelbſt Zeuge, und um nicht unverantwortlich unbillig zu erſcheinen, wandten ſie vor, daß ſie ihn, als General, ſchätzten, aber als Präſident der vereinigten Staaten, nichts von ihm hören möchten. Während des Krieges gab es viele, und zwar nicht Loyaliſten (Königlichgeſinnte) allein, die ihm gern die Befehlshaberſtelle, in der er ſich ſo ſehr auszeichnete, genommen hätten. Alles dies entſteht aus der Unzufriedenheit, die zu den Nationaleigenheiten der Amerikaner gehört. Ich bin überzeugt, wenn ein Weſen vom Himmel herabkäme, um die öffentlichen Angelegenheiten zu verwalten, ſo würden ſie dennoch in deſſen Verfahren überall Fehler und böſe Abſichten finden.

Nun noch ein paar Worte von Waſhington's äußeren Anſehen und Privatleben.

Er iſt 64 Jahr alt, ſieht aber viel älter aus, obſchon er eigentlich nicht krank iſt; aber die vielen körperlichen Anſtrengungen und Kränkungen, die ihm ſeine öffentlichen Aemter zugezogen, haben gewiß viel dazu beigetragen, ihm dies ältere Anſehn zu geben; indeſſen macht es einen großen Unterſchied, ob man ihn in ſeinem Hauſe ſieht, oder ob er öffentlich erſcheint; denn im letztern Fall weiß er der Verwüſtung der Zeit durch Kunſt abzuhelfen und ſieht

um mehrere Jahre jünger aus. Er mißt 11 Zoll, hat eine volle Bruſt, und einen ſchlanken aber kräftigen Gliederbau; ſein Kopf iſt klein, die Augen hellgrau und die Naſe zu lang im Verhältniß mit dem Geſicht. Der berühmte Portraitmahler Stewart ſagte mir, er habe noch keinen Menſchen gefunden, deſſen Augenhöle ſo groß, und deſſen Naſe am Obertheil ſo breit geweſen wäre. Uebrigens, ſetzte er hinzu, zeugen alle Züge dieſes Mannes von den heftigſten und unbezwingbarſten Leidenſchaften. Durch dieſe Bemerkung hat Herr Stewart einen großen Beweis ſeiner phyſiognomiſchen Kenntniſſe gegeben, denn obſchon die Mäßigung und Milde des Generals Waſhington, die er in den vielen verwickelten Verhältniſſen ſeiner Amtsführung bewieſen, über alles erhoben worden iſt, ſo ſagen doch diejenigen, welche am längſten und vertrauteſten mit ihm gelebt haben, daß er eigentlich ſehr heftiger und reizbarer Natur ſei, und daß nur ſeine große Selbſtbeherrſchung es ihm möglich gemacht habe, ſich der Welt von einer ſo ganz andern Seite darzuſtellen. Seine Mäßigung und ſeine Uneigennützigkeit ſind übrigens allgemein bekannt; ſo lange er Präſident der vereinigten Staaten war, hat er nie einem ſeiner Verwandten, ohnerachtet doch ſehr fähige Leute darunter waren, ein wichtiges oder einträgliches Amt gegeben. Wenig Menſchen werden ſich ihm nähern, ohne bei ſeinem erſten Anblick von Ehrfurcht durchdrungen zu werden, und dieſes Gefühl, das ſein ganzes Weſen erregt, vermehrt ſich noch bei näherer Bekanntſchaft.

Er hat etwas ſehr ſtrenges in ſeinem Geſicht, und ein zurückhaltendes Betragen. Officiere, die im amerikaniſchen Kriege unmittelbar unter ſeinen Befehlen ſtanden, verſicherten mir, daß ſie die ganze Zeit hindurch, die ſie um ihn waren, ihn nie hätten lächeln ſehen. Seine Stimme iſt ſtark und ausdrucksvoll, er ſpricht aber mit einer Art von Schüchternheit und ſucht zuweilen ein Wort; er findet dann aber auch immer dasjenige, welches ſeinen

Sinn am vollkommenſten ausdrückt. Bei der Cour unterhält er ſich mit den Fremden gewöhnlich über Amerika; über dieſen Gegenſtand iſt ſeine Unterhaltung frei und ſehr intereſſant, da er jeden Theil des Landes genau kennt; überhaupt ſpricht er bei der Cour offener als in Privatunterredungen, und mit Frauen noch unbefangener als mit Männern. Niemand kann ſich rühmen in einem freundſchaftlichen, genaueren Verhältniß mit ihm gelebt zu haben, und wenige nur ſind auf einen vertraulichen Fuß mit ihm geweſen.

Er giebt weder große Mahlzeiten noch ſonſt Feten, außer dem diplomatiſchen Corps und einigen Familien, mit denen Madam Waſhington genauen Umgang hat. Sind Fremde in der Stadt, die er zu ſprechen wünſcht, ſo werden ſie zuweilen zum Thee eingeladen.

Dieſe Art von eingezogenem Leben wird ihm für Geiz ausgelegt, es iſt aber gewiß nichts als Vorſicht und Klugheit; denn das geringe Gehalt des Präſidenten iſt bei weitem nicht zureichend, ein glänzendes Leben zu führen und viele Feten zu geben, wenn er nun dies eingeführt und ſein Nachfolger vielleicht weniger eigenes Vermögen hätte als er, folglich ſich mehr einſchränken müßte; ſo würde das Volk ihm dies verargen können.

Daß dies allein die Urſach ſein kann, beweiſet die äußerſt gaſtfreie Aufnahme, die in Mount-Vernon, wo Waſhington als Privatmann lebt, jedem Fremden widerfährt.

Sechſter Brief.

Lancaſter. — Wegegeld. — Scharfſchützen.

Lancaſter, im März 1796.

Dieſer Winter war einer der gelindeſten, deren man ſich hier zu Lande je zu erinnern weiß. Während des letzten Monates fiel nur zweimal Schnee, und nach ein paar Tagen ſchmolz er wieder. Da das Wetter ſo mild war, hatte ich nicht Luſt, für jetzt länger in Philadelphia zu bleiben; ich ſetzte mich alſo zu Pferde, und nach zwei Tagereiſen kam ich wohlbehalten hier an. Von hier denke ich weiter ſüdwärts zu gehen, und dort das Frühjahr zu erwarten.

Die Wege zwiſchen Philadelphia und Lancaſter ſind in ſehr gutem Stande, und zur Unterhaltung derſelben wird, unter Aufſicht einer Societät, Wege-Geld erhoben; überſteigt aber die jährliche Einnahme 15 pro Cent von dem ganzen Kapital, das zum Straßenbau durch Subſkription zuſammengeſchoſſen worden iſt, ſo iſt die Societät durch ein Geſetz verbunden, das Chauſſeegeld herunter zu ſetzen.

Dies iſt der erſte Verſuch, den man in Penſylvanien mit dem Wegegelde macht. Im Ganzen iſt das Volk mit dieſer Einrichtung eben nicht zufrieden, am wenigſten die Fuhrleute, welche dieſen Weg ſehr oft machen, wenn ſie von den hintern Gegenden des Staats nach Philadelphia gehn.

Der penſylvaniſche Staat hat die Geſtalt eines länglichen Vierecks, deſſen längſte Seite von Oſten nach Weſten geht. Schräg hindurch, von Nord-Oſten nach Süd-Weſten, iſt es von verſchiedenen Bergketten, die an 100 Meilen breit ſind, durchſchnitten. In den nördlichen Gegenden des Staats iſt die Volksmenge nur geringe, der ſüdliche Theil hingegen, von Philadelphia bis Pittsburg, iſt ſehr bevölkert, am meiſten aber der ſüdöſtliche Winkel, der zwiſchen dem Delaware und den

Gebirgen liegt und durch den die Landſtraße nach Lancaſter geht. Zu beiden Seiten derſelben wechſeln Hügel und Thäler ſehr anmuthig miteinander ab, und da in den Thälern der Boden am beſten iſt, ſo werden nur dieſe bebaut, die Hügel hingegen ſind noch mit Wald bedeckt, was gegen die freundlichen Kornfelder dazwiſchen ſehr ſchön abſticht. Auf dem ganzen Wege liegen nicht zwei Häuſer beiſammen, in einem einzigen kleinen Flecken, Dowings-Town, ausgenommen, der auf der Hälfte des Weges liegt.

Uebrigens aber ſieht man, ſo weit das Auge reicht, eine unzählige Menge einzelner Meiereien zerſtreut umher. Zu einer jeden gehören 200 Morgen Landes, die der Eigenthümer ſelbſt bearbeitet. In den angebauten Gegenden von Penſylvanien ſind die Güter ſelten größer als von 300 Morgen; weiter nördlich aber, wo es noch weniger angebaut iſt, beſitzen einzelne Perſonen große Strecken Landes auf Spekulation. Hinter den Häuſern ſind Baumgärten, in denen vornehmlich Pſirſichen und Aepfel gezogen werden; beide Fruchtſorten ſind aber nur ſehr mittelmäßig, und werden größtentheils blos zu Cyder oder zu Brantwein verbraucht, auch wohl in Scheiben geſchnitten und an der Sonne getrocknet. Man ſagte mir, daß das Obſt ehemals wohlſchmeckender geweſen ſei, daß aber das Klima ſich verändert habe, ſo daß gewöhnlich die Pſirſichen im April und Mai durch Nachtfröſte litten, wovon man vormals nichts wußte; überhaupt giebt es tiefer im Lande wenig Gärten; die Landleute meinen, es lohne der Mühe nicht, nahe bei den Städten aber findet man ſie häufig, und das Küchengewächs darin iſt ſo gut als das unſrige, die Kartoffeln ausgenommen, die erdig und widerlich ſchmecken.

Obſchon der Boden im ſüd-öſtlichen Theile von Penſylvanien beſſer angebaut iſt als in irgend einer andern Gegend der Republik, ſo wird doch auch da die Landwirthſchaft ziemlich nachläſſig betrieben, und ich möchte

faſt behaupten, daß in England ein Landwirth mehr Korn gewinnt von 50 Morgen Landes, als die hieſigen von ihren 200 Morgen; auch leben jene unendlich viel beſſer als dieſe. Ob Gleichgültigkeit gegen dieſen Genuß, oder die Begierde Geld zu ſparen, oder beides zugleich die Urſache von der ärmlichen Lebensweiſe der amerikaniſchen Landleute iſt, laſſe ich dahin geſtellt ſein.

Die Wirthshäuſer werden meiſtens von Landleuten gehalten und ſind herzlich ſchlecht. Ein paar Eier und ein Stück Schinken iſt alles was der Reiſende erwarten darf, an friſches Fleiſch und Gemüſe iſt nicht zu denken; höchſtens bekommt man zuweilen Rüben. Das Brodt iſt ſauer und ſchwer, obſchon ſie das ſchönſte Weizenmehl haben; dies kommt von dem ſogenannten Sott her, ein Aufguß von Hopfen, deſſen ſie ſich ſtatt Gährungsmittels bedienen.

In wenigen von dieſen Wirthshäuſern findet man Stallknechte, die Sorge für die Pferde trügen, und die wenigen, die in einem oder dem andern zu dieſem Behufe gehalten werden, beſinnen ſich gewaltig, ob es auch nicht gegen die Geſetze der Gleichheit ſei, das Pferd eines andern abzuwarten, und es iſt ihnen ein erfreulicher Anblick, wenn ſie ſehen, daß ein gutgekleideter Mann ſich den Rock auszieht, um ſein Pferd zu ſtriegeln und zu füttern; was man allerdings ſelbſt thun muß, wenn man ohne Bedienten reiſt. So geldgierig und eigennützig das gemeine Volk in Amerika auch iſt, ſo kann man doch Freundlichkeit und Höflichkeit um keinen Preis von ihm erkaufen.

Man kann auf dieſer Straße kaum eine Meile Weges machen, ohne einer Menge von Frachtwagen zu begegnen, die zwiſchen der Hauptſtadt und den hinteren Gegenden des Staates hin und her fahren. Die Frachtwagen ſind ſchwer, die Pferde klein, und die Fuhrleute unbarmherzig, ſo daß bei jedem Geſpann wenigſtens Ein Pferd blind oder lahm iſt. Wenn die Nacht nicht ſehr ſtürmiſch iſt, ſo

werden die armen Thiere gar nicht in den Stall gezogen, und zwar bloß aus Geiz, weil dem Wirthe eine Kleinigkeit dafür entrichtet werden müßte, ſondern ſie ſtehen die ganze Nacht unter den Schoppen, die vor den Wirthshäuſern ſind. Das Futter mit ſammt dem Troge führt jeder Fuhrmann bei ſich, und ſo bald er ankommt, wird gleich gefüttert, ſo erhitzt die Pferde auch ſein mögen, wovon ſie entſetzlich ſteif werden.

Lancaſter iſt die größte Landſtadt in Nordamerika; ſie enthält 900 Feuerſtellen, 6 Kirchen, ein Rathhaus, (court-houſe) und ein Gefängniß; die Häuſer ſind durchgehends maſſiv, theils von Mauer- theils von Quaderſteinen. Vermöge eines Geſetzes ſoll Lancaſter, anſtatt Philadelphia, der Sitz der Regierung von Penſylvanien werden, und die geſetzgebende Verſammlung ſoll im Jahre 1797 hier zuſammenkommen. Dies wird der Stadt ſehr aufhelfen. Die Philadelphier haben gegen dieſe Maaßregel damals eben ſo geredet, wie jetzt gegen die Verlegung des Kongreſſes; ſie iſt aber eben ſo nöthig. Die Geſetzgebung eines jeden Staates muß ihren Sitz ſo viel möglich in der Mitte deſſelben haben, und wenn jemals eine Aenderung ſtatt hat, ſo wird ſie darin beſtehen, daß ſich die Verſammlung noch weiter weg von Philadelphia verlegt. In Virginien und in Neu-York iſt dieſe Veränderung auch bereits vor ſich gegangen. Lancaſter kann zwar nicht für eine Manufakturſtadt gelten, doch werden hier von eingewanderten deutſchen Handwerkern mancherlei Waaren verfertigt, deren Abſatz ſich jedoch nur auf die Stadt und die umliegende Gegend einſchränkt, gezogene Flinten ausgenommen, die zwar nicht ſo ſchön ſind als die engliſchen, aber für beſſer gehalten, und im ganzen Lande geſucht werden. Die Rinnen gehn in gewundener Richtung den Lauf hinab, ſo daß die Kugel beim Abfeuern eine drehende Bewegung bekömmt, und alſo das Fleiſch auf eine ſchreckliche Weiſe aufreißt, weshalb eine ſolche Wunde ſehr gefährlich iſt. Ein guter Schütze

kann mit einer ſolchen Flinte in einer Entfernung von 300 Fuß einen Gegenſtand von der Größe eines Thalerſtückes treffen. Auch erzählt man eine Menge wunderbarer Anekdoten von der Geſchicklichkeit der Scharfſchützen, die alle ſolche gezogene Flinten führen. Zum Beiſpiel: Zwei Mann von dem virginiſchen Scharfſchützen-Regiment, von dem ein Theil während des Krieges hier einquartirt war, konnten ſich auf ihre gegenſeitige Geſchicklichkeit ſo ſehr verlaſſen, daß der eine ein Brettchen von 9 Quadratzoll zwiſchen die Knie nahm, und der andere aus einer Entfernung von 100 Schritten darnach ſchoß; das that bald der eine bald der andere, und ſie wiederholten es zur Beluſtigung der Zuſchauer ſo oft man wollte, ohne daß je weder der eine noch der andere fehlgeſchoſſen hätte.

Siebenter Brief.

Weißer Sklavenhandel — Deutſche — Gerichtsverfaſſung.

York, im März.

Geſtern bin ich hier angekommen. Die Einwohner beſtehen hier, wie in Lancaſter das 20 Meilen von hier iſt, größtentheils aus deutſchen und holländiſchen Emigranten und deren Abkömmlingen. Von ſolchen Leuten werden, vorzüglich aus den Hanſeeſtädten und aus Rotterdam, alljährlich eine große Menge nach Amerika gebracht, und es wird wirklich ein förmlicher Handel mit ihnen getrieben. Schiffskapitäne nehmlich, welche amerikaniſche Produkte nach jenen Städten bringen, bereden dort unter allerlei Verſprechungen ſo viel Menſchen als möglich, ihr Vaterland zu verlaſſen und mit nach Amerika zu gehen. Wenn dieſe Schiffe dann zurück kommen, ſo wird durch die Zeitungen bekannt gemacht, daß ein Schif mit Schneidern, Schmieden, Zimmerleuten u. dgl. angekommen ſei. Die

armen Deutſchen werden hierauf den Meiſtbietenden verkauft, und der Kapitän ſteckt das Geld dafür in die Taſche.

Man hat mir eine Menge ſchrecklicher Mißbräuche erzählt, die bei dieſem ſogenannten weißen Sklavenhandel obwalten. Nur Eins zur Probe: Als im Jahre 1793 das gelbe Fieber wüthete, und niemand höher als nach Mifflin, 4 Meilen unterhalb der Stadt, hinauf zu ſegeln wagte, kam ein Schif mit ſolchen Unglücklichen an. Der Kapitän hört, daß die Krankheit anſteckend ſei und daß man für keinen Preis Krankenwärter bekommen könne. Er faßt daher den menſchenfreundlichen Vorſatz, dieſem Mangel durch ſeine Paſſagiere abzuhelfen, ſegelt kühn nach der Stadt hinauf, und bietet durch folgende Anzeige ſeine Ladung zum Verkauf aus: „Es ſind mit der Brigg „— einige geſunde Dienſtbothen von 17 bis 18 Jahren „angekommen; an Bord iſt das Nähere zu erfahren.“ Die Ladung blieb, wie man leicht denken kann, nicht lange unverkauft. Dieſe Anekdote iſt authentiſch.

Dergleichen arme Menſchen werden nach Maßgabe des Handwerks oder der Kunſt, die ſie verſtehen, auf ein bis fünf Jahre lang verkauft. So dient ein guter Handwerker, deren man in Amerika am meiſten bedürftig iſt, kürzere Zeit als ein bloßer Tagelöhner. Während der Dienſtzeit können die Herren dieſe Menſchen eben wie Negerſklaven nach Willkühr verkaufen, und, wenn ſie zu entkommen ſuchen, ſie wie Verbrecher ins Gefängniß ſetzen laſſen. Dergleichen Dienſtleute heißen hier zu Lande Redemptioners, und es wird in Anſehung ihrer nach eben den Geſetzen verfahren, welche vor der Revolution für die aus England deportirten engliſchen Verbrecher galten, und dieſe Geſetze ſind ſehr ſtrenge.

Die hier angeſiedelten Deutſchen ſind ruhige, mäßige, fromme Leute, und die beſten Landwirthe in den vereinigten Staaten; ſie bauen ſich nur da an, wo guter Boden

iſt, und zwar mehrere von ihnen an Einem Orte beiſammen; daher ſie auch ihre vaterländiſchen Sitten, Gebräuche und Sprache beibehalten. In Lancaſter und in der Gegend umher wird ſolchergeſtallt faſt nichts als Deutſch geſprochen. Dieſe Beibehaltung der Sitten ihrer Heimath iſt ein Charakterzug, an welchen man die Deutſchen in Amerika, wo ſie auch ſein mögen, überall erkennt, während die Anſiedler von andern Nationen ſich untereinander und mit den Eingebohrnen dermaßen vermiſcht haben, daß ſie an Sitten und Gebräuchen nichts Eigenthümliches mehr haben, und daran nicht mehr von einander zu unterſcheiden ſind. Die Deutſchen ſind ausgezeichnet fleißig und betriebſam, und bekümmern ſich um nichts Fremdes. Ganz ungeſtört und ungefragt kann man durch ihre Beſitzungen reiſen, da hingegen man von den Amerikanern bis auf den kleinſten Umſtand ausgefragt wird. Dieſe wiſſen in den Wirthshäuſern auf der Landſtraße den Fremden gleich auf den erſten Blick zu unterſcheiden; will er nun Ruhe vor ihnen haben, ſo muß er unweigerlich jedem Rede ſtehen und ſagen wie er heißt, wer er iſt, wo er herkommt, wohin und in welcher Abſicht er reiſet u. dgl. m. Anſtatt daß die Amerikaner gegen alle Maßregeln der Verwaltung etwas einzuwenden finden, und, wenn im Kongreß irgend ein wichtiger Gegenſtand in Berathſchlagung iſt, ihren Repräſentanten unaufhörlich Inſtruktionen ſchicken, wie ſie ſich verhalten ſollen, ſind die Deutſchen im Gegentheil mit Allem zufrieden. Sie wählen ihre Repräſentanten beim Kongreß und in der Staatsverſammlung, und verlaſſen ſich dann auch unbedingt auf ſie als auf Männer, die vom ganzen Volke gewählt ſind, um für das allgemeine Wohl Sorge zu tragen. Sie fühlen lebhaft das Wohlthätige der Konſtitution und verehren ſie. Auch haben ſie eine große Anhänglichkeit an einander. Wenn die jungen Männer erwachſen ſind, ſo ſuchen ſie in der Nachbarſchaft ihrer Verwandten ſich anzuſetzen; die Amerikaner hingegen heirathen und ziehen mit ihren Frauen

fort in die Weite, ohne ſich um die Ihrigen zu bekümmern, oder Hofnung zu haben, ſie je wieder zu ſehn.

Im Innern des Landes findet man viele Amerikaner die umher reiſen, um wohlfeil Land zu kaufen, und ſobald ſie ein ſolches Grundſtück gefunden haben, verlaſſen ſie ihren alten Wohnort. — Daher kommt es, daß die vier Millionen Menſchen, die in den vereinigten Staaten überhaupt jetzt leben, von den Gränzen von Canada bis zu den äußerſten Gränzen von Georgien, vom atlantiſchen Meer bis an die Ufer des Miſſiſippi zerſtreut ſind, und daß die angebauten Gegenden in den mittlern Staaten nur den fünften Theil der Menſchenzahl haben, die ſie ernähren könnten. Die Amerikaner ſind ſo unſtät, daß ſie ihren Aufenthalt ſehr oft verändern, nicht ſelten den beſten angebauten Boden verlaſſen und dagegen große Strecken Landes übernehmen, die weder ſo ergiebig ſind, noch eine ſo geſunde Lage haben. Doch mag dies nicht von ihrem unſtäten Sinn allein herrühren, ſondern ſicherlich hat auch Eigennutz Antheil daran, denn ſie hoffen bei jeder Veränderung zu gewinnen. Eigennutz iſt unleugbar die Gottheit, welcher alle Amerikaner ohne Unterſchied der Abkunft huldigen, an deren Altar ſie jedes beſſere und höhere Gefühl der Menſchheit opfern.

Auf meinem Wege von Lancaſter hieher gieng ich bei einem kleinen Dorfe, Columbia genannt, über den Susquehannah, den man ohngefähr auf halbem Wege paſſiren muß. Er iſt hier eine halbe Meile breit, und auf eine ziemliche Strecke weit dis- und jenſeits der Fähre voll kleiner Inſeln und Felſen, über die das Waſſer mit großem Geräuſch hinüber ſtürzt. Die Ufer ſind ſteil und mit Wald bewachſen; die ganze Gegend iſt wild und romantiſch. Man ſagt, daß der Fluß hier ſchiffbar gemacht werden könnte, denn jetzt wird er in dieſer Gegend nur zur Zeit des hohen Waſſers befahren. Das Unternehmen wird aber ungeheure Koſten machen, und da die Penſylvanier jetzt ſchon zwei Kanäle anlegen, von denen der

eine unterhalb Harrisburgh den ſchiffbaren Theil dieſes Fluſſes mit dem Schuylkill, der andere aber den Schuylkill mit dem Delaware in Verbindung ſetzt, ſo dürfte mit dem Susquehannah vor der Hand wohl ſchwerlich etwas vorgenommen werden.

Es giebt hier und überall am Susquehannah eine Menge wildes Geflügel, welches zum Theil ſehr wohlſchmekkend iſt, vorzüglich eine Art Enten mit weißen Rücken, die als ein Leckerbiſſen weit und breit verſchickt werden.

York hat ohngefähr 500 Häuſer und 6 Kirchen, es iſt faſt wie Lancaſter gebaut und ebenfalls von deutſchen Manufacturiſten bewohnt. Das Untergericht (court of common pleas) ſowohl als das große vierteljährige Gericht (quarter-ſeſſion) waren gerade verſammelt als ich hier ankam, und ich hatte deshalb Mühe unterzukommen; endlich wurde ich noch in einem Hauſe aufgenommen, das von lauter Advokaten bewohnt war. In dem allgemeinen Vorſaal des Hauſes war es daher kaum auszuhalten. Hier ſaß ein Advokat und unterhielt ſich mit ſeinem Klienten, ein zweiter raſirte ſich, in einer Ecke puderte ſich ein dritter; in der Mitte des Zimmers ſtand ein Tiſch, woran einige ſchreiende alte Männer und ein paar heulende Weiber ſaßen; ich und die andern frühſtückten. —

Man kann ſich des Lächelns kaum erwehren, wenn man in die Gerichtshöfe kommt, und das groteske Anſehen und Benehmen der Richter ſieht. Der Gedanke aber, daß vielleicht in keinem Lande in der Welt ſo unparteiiſche Gerechtigkeit geübt wird, als hier, nöthigt einem Jeden Ehrfurcht ab.

In den innern Gegenden von Penſylvanien ſind die Richter Landleute, die von ihrer Jugend an den Pflug regiert haben; weil nehmlich das Gehalt ſehr gering iſt, ſo nehmen eigentliche Rechtsgelehrte dergleichen Stellen nicht an; und dieſe werden deshalb von den Einwohnern ſelbſt verwaltet, die alle in einem glücklichen Zuſtande von Mittelmäßigkeit und Gleichheit leben. Doch macht der

Diſtrikt-Richter (diſtrict judge) der in dem Diſtrikt den Vorſitz hat, eine Ausnahme, denn dieſer hat einen etwas höhern Rang und ein größeres Gehalt. Ein Diſtrikt beſteht aus nicht weniger als drei und nicht mehr als sechs Kreiſen (counties). Die oben erwähnten Kreisrichter (county judges) ſind Richter beim Untergericht (court of common pleas) und haben zugleich die Vollmacht die Kapital- und andern Verbrecher aus dem Gefängniß vor ſich zu fordern und zu vernehmen. Zwei von dieſen Richtern machen das vierteljährige Gericht aus (court of quarter-ſeſſions) und unter gewiſſen Beſtimmungen hat die verklagte Parthei das Recht den Proceß vor das höchſte Tribunal zu bringen, deſſen Gerichtsbarkeit ſich über den ganzen Staat erſtreckt. Alles dieſes gilt aber nur für Penſylvanien, denn jeder Staat in der Union hat ſeine eignen Geſetze und ſeine eigene Gerichtsverfaſſung.

Achter Brief.

Patomak-Fall — Gaſtfreiheit der Virginier — Sklaven.

Stratford, im April.

Zwiſchen York und Lancaſter beſteht der Boden aus mürber, ſchwarzer, lehmiger Erde, welche ſüdweſtwärts gleichlaufend mit den Gebirgen, bis Frederik in Maryland vorgedachte Farbe behält; von dort aus bekommt ſie ein dunkelrothes Anſehen. Zwiſchen York und Frederik ſind noch drei kleine Orte, Hannover, Petersburg und Woodsburg, von denen aber eben nicht viel zu ſagen iſt. In Frederik iſt das Arſenal von Maryland; die Stadt enthält 700 Häuſer, und hat einen lebhaften inländiſchen Handel.

Von Frederik ging ich weiter ſüdwärts in den maryländiſchen Diſtrikt Montgommery. Auf dieſem Wege

kommt man allmählich aus lachenden Weizenfeldern, in große Strecken wüſten Landes, welche durch den Tobacksbau völlig ausgezehrt ſind. Statt Furchen des Pflugs ſieht man Spuren der Hacke, und rund umher hat man den unangenehmen Anblick, männliche und weibliche Sklaven zu Haufen unter dem ſtrengen Gebot eines Auſſehers arbeiten zu ſehen. Auch die Sitten der Einwohner ſind hier ganz anders als weiter aufwärts; ſtatt der phlegmatiſchen Deutſchen, die man unlängſt verlaſſen hatte, befindet man ſich plötzlich wieder unter den neugierigen zudringlichen Amerikanern, auf deren überläſtige Fragen man in jedem Wirthshauſe gefaßt ſein muß. Wenn man noch neu in Amerika iſt, ſo iſt man geneigt zu glauben, daß dieſe Menſchen ſich wirklich belehren wollen, und daß man gegenſeitig auch durch ſie ſich über allerlei Gegenſtände werde belehren laſſen können, und in dieſer Rückſicht läßt man ſich ihre Quälereien wohl gefallen. Ich aber bin von dieſer Seite ſchon kein Neuling mehr, ſondern weiß nur allzu gut, daß es nichts als leere Neugierde iſt, daß es die unwiſſendſten und ungeſchliffenſten Kerle ſind, und daß man über ihr Land nichts von ihnen erfährt, weil ſie ſelbſt nichts davon wiſſen, oder ſich fürchten, man werde ihnen mit Hülfe dieſer Kenntniß in irgend einem Geſchäft allzu klug werden; mir iſt daher ihr Fragen und ihr politiſches Gewäſch, in welches ſie ſogleich gerathen, und das aus ein paar Zeitungen zuſammengeſucht und höchſt albern iſt, ganz unausſtehlich, und doch muß ich ihnen hie und da Rede ſtehen.

Nachdem ich bis zum Montgommeriſchen Gerichts-Hauſe, (court-houſe) ohngefähr 30 Meilen von Frederik, auf der Landſtraße fortgeritten war, ſchlug ich einen Nebenweg durch den Wald ein, um den großen Patomak-Fall zu ſehen. Die Anſicht deſſelben von dieſer Seite iſt zwar auch ſehr ſchön, aber doch nicht ſo vorzüglich als vom entgegengeſetzten Ufer; ich ritt daher, als ich den

Fluß ohnweit den Waſſerfällen erreicht hatte, durch den Wald, mit dem die Ufer dicht bewachſen ſind, etwas höher hinauf, wo eine Fähre iſt, und ließ mich auf die andere Seite, das heißt nach Virginien, überſetzen. Vom Landungsplatz bis zu den Waſſerfällen hat man noch 3 Meilen. Der Weg dahin iſt ein romantiſcher Fußſteig längs dem Ufer, und windet ſich um den Fuß eines hohen mit Felſenſtücken beſäeten und von hohen Bäumen beſchatteten Hügels. Nahe an den Ufern ſind viel kleine mit Bäumen bewachſene Inſeln, die den Lauf des Waſſers hindern, und an manchen Stellen ſo gefährliche Wirbel verurſachen, daß Boote, die nicht von ſehr geübten Schiffern geführt werden, oft zu Grunde gehn.

Der Fluß iſt bei der obenerwähnten Fähre 1¼ Meile breit, und behält dieſe Breite bis zu den Fällen, wo er durch ungeheure Klippen zu beiden Seiten ſehr eingeengt wird. Das Waſſer ſtürzt ſich, auſſer an dem virginiſchen Ufer wo die Höhe des Falls etwa 30 Fuß beträgt, nirgends ſenkrecht hinab, ſondern rauſcht in verſchiedenen Abſätzen mit ſchrecklichem Ungeſtüm über Felſenſchichten hinunter. Die ſchönſte Anſicht des Katarrakts hat man von einer Felſenſpitze, die etwa 60 Fuß höher iſt als die Waſſerfläche, und, vermittelſt der Krümmungen, welche der Fluß hier macht, dem Fall beinahe gegenüber liegt. Die Lage der Felſen zwingt das Waſſer, vom Fuß des Falles aus, auf eine kurze Strecke eine der natürlichen Ströhmung ganz entgegengeſetzte Richtung zu nehmen, bald aber wendet es ſich wieder und fließt reißend ſchnell um jenen Felſen herum, auf deſſen Spitze man den ſchönſten Proſpekt hat.

Ich folgte nun dem Lauf des Fluſſes bis nach George-Town hinab, wo ich wieder überſetzte, dann ging ich durch die Unionsſtadt längſt dem maryländſchen Ufer hin, und kam durch Piscatoway und Port Tobacco, zwei kleine unbedeutende Orte. In der Nähe des erſtern hat man

ſchöne Ausſichten auf die virginiſche Küſte, vorzüglich nimmt ſich Mount Vernon vortreflich aus.

Ich ſah hier eine große Menge von den giftigen Rankengewächſen, die ſich um die hohen Bäume winden, und unſern Weinſtöcken völlig gleich ſehen; berührt man ſie des Morgens, wenn der Thau noch darauf liegt, ſo entſtehen davon auf der Stelle Blaſen in den Händen, die oft ſchwer zu heilen ſind. Port Tobacco beſteht aus etwa 80 armſeligen größtentheils hölzernen Häuſern. Eine ſchöne Kirche von Quaderſteinen, am Ende der Stadt, war ehedem eine Zierde derſelben, jetzt iſt ſie aber ganz verfallen, alle Fenſter ſind zerſchlagen, und die Landſtraße geht durch den Kirchhof, deſſen Einzäunung niedergeriſſen iſt, über die Gräber. Nahe dabei liegt Mount Miſery, auf deſſen Gipfel ein mineraliſcher Quell entſpringt, der wegen ſeiner Kälte im Sommer merkwürdig iſt.

Von Port Tobacco bis Hoes Ferry an dem Patomak iſt der Boden flach und ſandig, und man ſieht auf Meilen weit nichts als ungeheure Ebenen, die durch den Tobacksbau ausgezehrt ſind, mit gelbem Riedgras bedeckt; hie und da ſtehen Gruppen von Cedern und Fichten, die mit ihrem dunkeln Grün, ſonderbar gegen das gelbe Gras abſtechen. Mitten in den Ebenen findet man Ueberbleibſel mehrerer Häuſer, welche wahrſcheinlich den erſten Koloniſten, die ſich mit Lord Baltimore in Maryland niederließen, zugehört haben mögen. Zu der Zeit, als dieſe Häuſer noch bewohnt waren, muß die Gegend ganz anders beſchaffen geweſen ſein. Aber ſo machen es hier die Leute; wenn der Boden ausgeſogen iſt, ziehen ſie lieber anderwärts hin und machen ein gutes Stück Land urbar, als daß ſie an Ort und Stelle das Erſchöpfte wieder in guten Stand ſetzten. Die Wege kreuzen ſich in dieſer Ebene, nirgends ſteht ein Wegweiſer und nur ſelten begegnet man einem menſchlichen Weſen, das einem den rechten Weg zeigen könnte, man

verirrt ſich daher leicht, und ich ritt dreimal mehr als nöthig war, um zur Fähre zu kommen, die 12 Meilen von Port Tobacco entfernt iſt. Das Fährhaus iſt ein altes verfallenes Gebäude, das vielleicht ehemals die Wohnung eines reichen Pflanzers war, jetzt aber ein Bild des Elends und der Armuth iſt. Nachdem ich zwei Stunden auf mein Frühſtück gewartet hatte, brachte man endlich für mich und meinen Bedienten zwei Eier, ein Nößel Milch und ein Stückchen teigiges Brodt einer Hand groß, mit der Verſicherung, daß nicht mehr im Hauſe vorräthig ſei. Ich konnte nicht entdecken, wovon die Bewohner des Hauſes lebten, doch war es ihnen anzuſehen, daß ſie ſich nichts abgehen ließen. Die armen Negerſklaven hingegen, die in der Nähe des Wirthshauſes in Hütten wohnen, ſahen halb verhungert aus, die Erwachſenen waren bloß mit Lumpen bedeckt, und die Kinder liefen gänzlich nackt umher.

Unterweges auf der Fähre ſagte mir der Wirth, den das Gewiſſen wohl drücken mochte, weil er mir ein ſo erbärmliches Frühſtück gegeben hatte, daß wir dicht an einer Auſterbank vorbeiführen, und daß wenn ich wollte anhalten laſſen, ſeine Leute mir welche heraufholen ſollten. Ich nahm es gern an, und bekam in wenigen Minuten mehr als ich bedurfte. Gekocht ſind dieſe Auſtern ſehr wohlſchmeckend, roh aber findet ein Europäer alle amerikaniſche Auſtern, ſelbſt die welche man in Neu-York, ſo nahe am Ocean, findet, ſchlecht und unſchmackhaft. Dagegen behaupten die Amerikaner, u n ſ e r e Auſtern könne man auf keine Weiſe genießen, weil ſie nach Kupfer ſchmeckten. Nächſt den Auſtern giebt es im Patomak, wie in allen virginiſchen Flüſſen, vorzüglich gute Fiſche, und dieſe machen hier das vornehmſte Nahrungsmittel aus.

An dem virginiſchen Ufer des Patomaks, dem Fährhauſe gegenüber, ergießen ſich verſchiedene breite Bäche in dieſen Fluß, über die, wer zu Pferde reiſet, nicht anders kommen kann, als wenn er bis zu den nächſten Fähren oder Brücken hinauf reitet, die oft 30 bis 40

Meilen höher aufwärts liegen. Um nun eines ſolchen Umweges, zumahl in dieſer ſandigen Gegend, überhoben zu ſein, ließ ich mich von dem Fährmann 10 Meilen weiter hinunter, an den Mündungen aller dieſer Bäche vorbei fahren. Am Nachmittag war dieſe Waſſerreiſe vollendet. Die Gegend wo der Schiffer mich ausſetzte, glich einer völligen Wildniß; keine Spur eines Fahrwegs oder Fußſteigs war in dem lockern weißen Sande zu ſehen, und dichte Fichten- und Zedern-Wälder verdeckten die Ausſicht nach allen Richtungen. Ich ritt ſo viel möglich in gerader Linie vom Fluß ab in's Land hinein, und nach einer Stunde kam ich an einen ſchmalen Weg, der mich nach einem alten großen ſteinernen Hauſe brachte, wie ich deren an der maryländiſchen Küſte mehrere angetroffen hatte. Hier erkundigte ich mich bei zwei Negern nach dem nächſten Wirthshauſe, ſie ſagten mir aber, es gäbe in dieſer Gegend nirgends Wirthshäuſer, in dieſem Gebäude hier wäre Niemand zu Hauſe, aber weiter hin würde ich einige andere Häuſer finden, und deren Bewohner mich gewiß gern aufnehmen.

Auf einer Strecke von 5 bis 6 Meilen ſah ich mehrere ſolcher alten ſteinernen Gebäude; da es nun bald Abend und weit und breit Niemand zu erblicken war, den ich hätte befragen können, ſo ging ich eben mit mir zu Rathe, bei welchem von dieſen Häuſern ich wohl um ein Nachtlager anſprechen ſollte, als ein alter Neger hinter mir her gallopirt kam. Dieſen bat ich um Auskunft; er verſicherte mich ſehr beſtimmt, daß ich in jedem dieſer Häuſer gut aufgenommen werden würde; wenn ich aber ihm folgen wollte, ſo wolle er mich zu ſeinem Herrn bringen, der ſehr erfreut ſein würde, mich bei ſich zu ſehn. Da ich ſchon immer von der virginiſchen Gaſtfreiheit gehört hatte, ſo ließ ich mir den Vorſchlag gern gefallen. Wir kamen bald an Ort und Stelle, aber ſchon auf meine erſte Frage: ob es erlaubt ſei, daß ich mein Pferd die Nacht über hier im Stalle laſſen könne, bekam ich eine ſo aus-

weichende Antwort, daß ich herzlich froh war, als der Herr hinzuſetzte, zwei Meilen weiterhin ſei ein gutes Wirthshaus. Ich hatte alſo nichts ſo eilig als mich gleich wieder auf den Weg zu machen, und fand ſechs Meilen davon ſtatt eines guten Wirthshauſes eine erbärmliche Hütte. Wäre ſie aber auch noch armſeliger geweſen, ſo war ſie mir doch lieber als das Haus jenes unfreundlichen Mannes.

Tags darauf kam ich hier in Stratford an, wo ein Mann wohnt, deſſen Bekanntſchaft ich in Philadelphia gemacht, und der mich eingeladen hatte, ihn auf einige Zeit zu beſuchen, wenn ich nach Virginien käme. Geſtern waren einige Nachbarn zum Mittagseſſen hier, denen ich die unfreundliche Aufnahme erzählte, die mir am vorigen Tage in Virginien widerfahren wäre. Sie wunderten ſich gewaltig, und meinten, es ſei in ihrem Lande unerhört, einen Fremden, welcher bei einem Hauſe anſpreche, nach dem Wirthshauſe zu ſchicken, wenn es auch noch ſo nahe ſei. Sie wollten den Namen des ſauertöpfiſchen Mannes wiſſen, und es fand ſich nachher, daß es ein Schottländer war, der noch nicht lange da wohnte. Die Virginier diſſeits der Gebirge ſind wegen ihrer Höflichkeit und Gaſtfreiheit berühmt, jenſeits derſelben aber ſind die Sitten der Einwohner ſchon ſehr von dieſen verſchieden.

Derjenige Theil von Virginien, der zwiſchen dem Patomak und dem Rappahannock liegt, heißt die nördliche Landſpitze, und iſt als das Vaterland mehrerer Männer merkwürdig, die ſich während des Krieges in Amerika durch große Talente ausgezeichnet haben; an ihrer Spitze ſteht General Waſhington. Hier ſchlugen eine große Menge ausgewanderter Engländer ihren Wohnſitz auf, als Virginien noch eine angehende Kolonie war; daher giebt es, beſonders in dem Bezirk von Richmond und Weſtmoreland, noch viele Häuſer, die genau den alten engliſchen Landſitzen gleichen. Einige davon ſind verfallen, andere hingegen werden in gutem Stande erhalten, und ihre Ei-

genthümer leben ſo ſehr nach der Art engliſcher Landedelleute, als ſonſt nirgendwo in Amerika.

Hier und in den unteren Gegenden von Virginien findet eine Ungleichheit des Vermögens ſtatt, die man ſonſt in Amerika nur in großen Städten findet. Einzelne Perſonen haben ungeheure Beſitzungen, die ihnen große Summen einbringen, indeß die andern in ſehr mittelmäßigen Umſtänden leben; auch haben die erſteren, vermöge ihrer günſtigeren Lage, eine beſſere Erziehung als die letzteren genoſſen, wodurch der Unterſchied deſto merklicher wird. Ich habe mehrere von ihnen geſprochen die auf engliſchen Univerſitäten ſtudirt hatten, und vor dem unglücklichen Kriege der Amerika von England trennte, wurden die meiſten jungen Leute von dieſer Klaſſe dort erzogen, und noch jetzt geſchieht es zuweilen. Indeß iſt jene Ungleichheit des Vermögens jetzt nicht mehr ſo groß als ſonſt, und mit jedem Jahre nimmt ſie mehr ab, weil von den Eigenthümern der großen Beſitzungen viele nach andern geſünderen Gegenden des Landes gezogen, und jene dann unter mehrere vertheilt worden ſind; mehr aber als dieſes ſtellen die virginiſchen Geſetze die Gleichheit dadurch wieder her, daß ſie einem Vater nicht geſtatten, ſeine Ländereien ausſchließend auf Einen Sohn zu vererben.

Die reichen Pflanzer in Virginien haben alles was ſie brauchen auf ihren eigenen Beſitzungen, denn ihre Sklaven treiben alle mögliche Handwerke. Ich habe ſelbſt grobes wollenes Zeug und ſchönes Baumwollenzeug geſehen, das von Sklaven verfertigt war, unter andern ſehr guten Nankin, der von einer gelblichen Baumwolle gemacht wird. Baumwolle gedeihet hier recht gut, beſonders trägt ſie im erſten Jahre reichlich zu, im Winter erfriert ſie jedoch zuweilen.

Die großen Beſitzungen werden von Verwaltern und Aufſehern bewirthſchaftet, die Eigenthümer ſehen nur zum Vergnügen nach, was geſchieht. Die Arbeiter ſind Sklaven, deren es in dieſem Strich Landes doppelt ſo

viel giebt als Freie. Die Schwarzen vermehren ſich ſchnell und in allen Staaten iſt Ueberfluß daran, worüber ſich die Pflanzer gar ſehr beklagen, weil der Unterhalt der überflüſſigen Sklaven eine unnöthige Ausgabe verurſacht, und ſie es doch nicht übers Herz bringen können, dieſe Unglücklichen ſo aus der Mitte ihrer Verwandten und Freunde zu reißen, und zu verkaufen. In den großen Pflanzungen werden ſie ſehr gut und mild behandelt. Sie müſſen freilich täglich beſtimmte Stunden hart arbeiten, dafür werden ſie aber gut genährt und gekleidet, und dürfen weder für ſich noch für ihre Nachkommen ſorgen. Ihre kleinen Wohnungen, die alle nahe aneinander liegen, ſind ein paar hundert Schritte von dem Wohnhauſe ihres Herrn entfernt, ſo daß das Ganze einem Dorfe nicht unähnlich iſt. Sind die Beſitzungen ſo groß, daß ſie in mehrere Vorwerke eingetheilt werden, ſo hat jedes Vorwerk ſeine beſondere Sklavenwohnungen. Jeder Sklave hat bei ſeinem Häuschen einen Garten und einen Hünerhof, ſie haben Zeit genug für beides zu ſorgen, und da es völlig ihr Eigenthum iſt, halten ſie es gewöhnlich in gutem Stande. Das Innere der Hütten iſt recht freundlich und behaglich, auch ſind die Leute meiſtens gut gekleidet. Nächſt dem was ſie auf ihrem eigenen Grund und Boden ſelbſt gewinnen, bekommen ſie noch anſehnliche Portionen Mais (türkiſchen Weizen) und Pöckelfleiſch. Im Ganzen haben ſie es ſicherlich weit beſſer, als man ſich einbildet; aber glücklich können ſie deshalb doch nicht ſein. Sie wiſſen und fühlen daß ſie das Eigenthum eines andern ſind, und hören unaufhörlich um ſich her von der goldnen Freiheit ſprechen, von der ſie doch ausgeſchloſſen ſind.

So gut als ich es hier geſchildert habe, werden aber die Sklaven auch nur in den großen virginiſchen Pflanzungen behandelt; ganz anders iſt es in kleinen Pflanzungen und eben ſo iſt auch in Nord- und in Süd-Karolina, desgleichen in Georgien das Loos der Sklaven viel härter als in Virginien. Man hat mich verſichert, daß

es in jenen beiden Staaten gar nichts ungewöhnliches ſei, eine Menge Neger bei einem Pferderennen auf ein Pferd zu verwetten, ſo daß die armen Unglücklichen aus der Hand Eines betrunkenen Wüſtlings in die eines anderen kommen. Solchen Unfug geſtatten die Geſetze eines Volks, das ſich der Liebe zur Unabhängigkeit rühmt, und behauptet, daß nur ein Amerikaner fähig ſei, den ganzen Werth der Freiheit zu fühlen.

In den Gegenden von Virginien, wo der Taback am meiſten gebaut wird, findet man große Strecken wüſten Landes. Dies liegt zum Theil an den vielen Feinden der Tabackspflanzen, und an der Art, wie man gegen ſie verfährt. Wenn der Taback geſäet werden ſoll, welches nicht eher geſchieht als wenn gar kein Froſt mehr zu beſorgen iſt, ſo werden, um das Unkraut und die Inſekten zu zerſtören, auf dem dazu beſtimmten Lande erſt ungeheure Holzſtöße verbrannt, und die heiße Aſche mit untergegraben. Nach dem Säen wird das ganze Feld mit Strauchwerk bedeckt, um ſo viel möglich Vögel und Fliegen abzuhalten. Dies Alles hilft aber gewöhnlich nicht; kaum iſt die Pflanze hervorgekeimt, ſo ſetzt ſich eine große ſchwarze Fliege darauf und frißt die Blätter ab. Es müſſen alſo zu wiederholtenmalen Leute auf den Acker, um die Fliegen abzuleſen, und trotz dieſes Mittels bleiben von einem ganzen Felde doch oftmals nur wenige Pflanzen übrig. Werden dieſe nun anfangs Mai — dies iſt hier die gewöhnliche Zeit — verpflanzt, ſo ſetzen ſich Würmer an die Wurzeln, und Fliegen von mehr als Einer Gattung legen zum unvermeidlichen Verderben der Pflanze ihre Eier zwiſchen die Blätter und den Stengel. Alſo müſſen unabläſſig Sklaven zwiſchen den Pflanzen hin und her gehen, um dieſe Fliegen abzuwehren, und zugleich um die Nebenſchoſſen, die ſchlechten Blätter und, zu ſeiner Zeit, auch die Spitzen der Pflanzen abzubrechen. Durch dieſes beſtändige Hin- und Hergehen werden die unteren Blätter abgeſtoßen, folglich das Erdreich um jede Pflanze

den brennenden Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, und am Ende des Sommers iſt das ganze Feld überall ein harter, feſtgetretener Fußſteig. Noch mehr aber trägt zu dieſem ſchnellen Ausſaugen des Bodens die verderbliche Sitte bei, daſſelbe Stück Land Jahr für Jahr mit Taback zu bepflanzen, und dann ein neues urbar zu machen, welches wiederum nur die erſten zwei Jahre gut zuträgt.

Auf dergleichen verlaſſenen Aeckern ſchießt in einigen Gegenden von Virginien in kurzer Zeit ein dichter Wald von Tannen und Zedern auf.

In 15 bis 20 Jahren, während welcher Zeit dieſe Bäume oft eben ſo viel Fuß hoch geworden ſind, erlangt der nun wieder beſchattete Boden ſeine vorige Fruchtbarkeit von neuem: denn das Holz jener Baum-Arten iſt von ſehr trockener Natur und entzieht dem Erdreich nicht viel Saft, auch trocknen ſie, nachdem ſie umgehauen ſind, ſehr bald. In andern Gegenden vergehen aber viele Jahre, ehe auf einem ſolchen Acker etwas Grünes erſcheint. Viele Pflanzer fangen jetzt an die Verderblichkeit dieſes Syſtems einzuſehn, und bauen auf einem Lande nur Einmal Taback, dann zweimal Weizen, und zuletzt Klee. Sie führen gleich Anfangs auf jeden Morgen (acre) etwa 12 bis 1500 Scheffel (buſhels) Dünger, und dies reicht ſowohl für den Taback als für den Weizen hin. Von dem letztern ernten ſie 20 Scheffel vom Morgen. Dieſe Verbeſſerung im bisherigen Landbau wird auch dadurch befördert, daß die Nachfrage nach Weizen von Jahr zu Jahr zunimmt. Diejenigen Landwirthe, welche Taback und Mais bauen, werden hier zu Lande Pflanzer, die welche andere Kornarten bauen, Landleute (Farmers) genannt.

Obſchon vorgedachtermaßen viele Häuſer in dieſer Gegend von Steinen gebaut ſind, ſo ſind die meiſten doch hier und in ganz Virginien von Holz, und zwar aus der verkehrten Idee, daß ſie deshalb geſünder wären, weil die innern Wände nicht wie ſteinerne bei regnichtem Wetter feucht würden. Jedes Haus hat vorn, gewöhnlich längs der ganzen

Vorderſeite, oft auch rund herum, einen bedeckten Gang, der im Sommer einen angenehmen Schutz gegen die Sonne giebt, und im heißen Wetter iſt der Hausflur, der hier zu Lande der Salon heißt, der Lieblingsplatz in einem virginiſchen Hauſe; auch iſt er gewöhnlich wie ein Zimmer möblirt.

Das gemeine Volk in den untern Gegenden von Virginien hat eine gelbliche, bleiche Geſichtsfarbe, theils von der Sonnenhitze, theils von den gallichten Krankheiten, die im Spätjahr hier zu herrſchen pflegen. Die Frauen ſind nichts weniger als hübſch, und der Kopfputz, durch den ſie ſich beim Ausgehn vor der Sonne zu ſchützen ſuchen, macht ſie noch viel häßlicher. Sie tragen nehmlich eine Art von Haube, die hinten dicht an den Kopf anſchließt, vorn aber durch kleine Stückchen Rohr ſteif gehalten wird, und beinah zwei Fuß breit horizontal heraus ſteht. Gegen die Gebirge zu werden die Frauen hübſcher, wenigſtens haben ſie ein geſundes Anſehen.

Neunter Brief.

Waldfeuer — York-Town — Wilhelm- und Maryſchule.

Williamsburgh, im April 1796.

Seit ich Ihnen zuletzt geſchrieben, habe ich meine Zeit in verſchiedenen angenehmen Häuſern verlebt. Vor vier Tagen ging ich über den Rappahannok, der auf einer Seite die nördliche Landſpitze begrenzt, nach Rappahannok oder Hobbshole, einem kleinen Städtchen von 100 Häuſern, welches vor dem Kriege in blühendem Zuſtande war, ſeit demſelben aber, wie die meiſten virginiſchen Städte, ſeinen Handel verloren hat. Der Rappahannok iſt hier, 70 Meilen oberhalb ſeiner Mündung, $\frac{3}{4}$ Meilen breit. Es laſſen ſich oft Haifiſche darin ſehen,

und alle Fiſche im Fluß halten ſich an der Stadtſeite. Zwiſchen Hobbshole und Urbanna, einer andern kleinen Stadt, fünf und zwanzig Meilen weiter herunter am Rappahannok, ſieht das Land armſelig aus: der Weg iſt eben und ſandig, und geht ganze Meilenweit durch Wälder von ſchwarzen Eichen, Tannen und Zedern, die nur im ſchlechteſten Boden wachſen. Man ſieht wenig und nur ſehr elende Häuſer; viele Bäche fließen hier in den Rappahannok, in deſſen Nähe es große Sümpfe giebt, die die Gegend nothwendig ungeſund machen müſſen; ſie ſind ſo voll Schnepfen, daß man auf gerathewohl nur gerade vor ſich hin zu ſchießen braucht, und jedesmal gewiß mehr als eine trift.

Ich fand auf dem Wege in den Wäldern die Merkmale von großen Feuern, die mehrentheils durch die Nachläſſigkeit der Leute entſtehen, welche, um den Boden zu ſäubern, das Strauchwerk und Reiſig verbrennen. Ich ſelbſt war Augenzeuge eines ſolchen Waldfeuers. An einem vorzüglich heitern und windſtillen Tage hatte man nehmlich eine große Menge ſolches Geſträuchs an verſchiedenen Stellen im Walde angezündet. Um 5 Uhr Nachmittags bezog ſich der Himmel plötzlich, und es entſtand ein entſetzlicher Wirbelwind, der alle Zäune und Horden umriß. Ich ſtand mit einigen andern auf einer kleinen Anhöhe, und ſah ihn von weitem herankommen; vergeblich bemühten wir uns irgend ein Obdach zu finden, in Zeit von zwei Minuten hatte uns der Wind erreicht. Eine Wolke von Staub, dürren Blättern und faulem Holze trieb er vor ſich her, und der Stoß war ſo heftig, daß man ſich kaum aufrecht erhalten konnte. In drei Minuten war der Wirbelwind vorüber, ein heftiger Sturm mit ſchwerem Gewitter folgte und dauerte über eine halbe Stunde. Als wir die Augen wieder aufſchlagen konnten, ſahen wir aus mehreren Stellen des Waldes, wo Reiſig angezündet worden war, hohe Feuerſäulen ſich erheben, die weit über die Gipfel der Bäume emporrag-

ten. Es war ein fürchterlich erhabenes Schauſpiel. In den angrenzenden Pflanzungen wurden überall die Negerſklaven zuſammengerufen, und nach allen Seiten in jedem Winkel wurden Wachen ausgeſtellt, um Lärm zu machen, wenn es irgendwo anfinge zu brennen. Der Wind trug die Funken über eine halbe Meile weit in eine Pflanzung, die auch dadurch in Brand gerieth; zum Glück fiel aber in dem nehmlichen Augenblick ein Regenſchauer, der das Feuer gleich wieder löſchte. Dergleichen Waldfeuer ergreifen und verzehren das trockene hohe Gras, das abgefallene dürre Laub und trockene Baumzweige. Bei ſolchen Materialien greift das Feuer, wenn der Wind heftig iſt, oft mit einer ſolchen Schnelligkeit um ſich, daß jemand, den es an Ort und Stelle übereilt, ſelbſt wenn er noch ſo gut zu Fuße iſt, der Gefahr kaum entrinnen kann, ja oft iſt es ſogar ſchwer zu Pferde zu entkommen. Die Bäume werden durch dergleichen Feuer nicht leicht völlig verbrannt, ſondern gemeiniglich nur verſengt. Das gewöhnlichſte und beſte Löſchungsmittel beſteht darin, daß man in einiger Entfernung mehrere kleine Feuer anzündet, in einer Linie welche die Richtung durchſchneidet die dem Winde zufolge das große Feuer nehmen muß. Bei dieſen kleinen Feuern muß nur ſorgfältig dahin geſehn werden, daß ſie nicht um ſich greifen; geſchieht das nicht, ſo treibt der Wind die Flammen bald auf einen Punkt zuſammen, und aus Mangel an Nahrung verleſchen ſie dann.

Die Gegend zwiſchen Urbanna und Glouceſter, welches letztere am York-Fluß liegt, iſt weder ſo flach noch ſo ſandig als die am Rappahannok. Die Bäume, meiſtens Fichten, ſind ſehr hoch und geben viel Terpentin.

Glouceſter, ein kleiner Ort von 10 bis 12 Häuſern, liegt York gegenüber, zwiſchen beiden Orten iſt der Fluß 1½ Meilen breit und 4 Klafter tief. Bei Glouceſter ſieht man noch ein paar Reduten, die im vorigen Kriege aufgeworfen worden ſind.

York enthält 70 Häuſer, eine Kirche und ein Gefängniß. Es iſt jetzt nur noch den dritten Theil ſo groß als vor dem Kriege, und möchte ſich ſchwerlich je erholen. Der Ort iſt dadurch merkwürdig, daß hier die engliſche Armee unter Lord Cornwallis vor den vereinigten amerikaniſchen und franzöſiſchen Truppen das Gewehr ſtreckte. Auch hier ſind noch Ueberbleibſel von Feſtungswerken, der Pflug und die Zeit haben ſie aber ſchon ziemlich zerſtört.

An den Häuſern im Orte ſiehet man die Merkmale von der Belagerung noch ganz deutlich, und die Einwohner wollen um keinen Preis, daß die Löcher welche die Kanonenkugeln in den äußeren Wänden gemacht haben, ausgebeſſert werden. Beſonders übel iſt ein Haus, das am Ende des Ortes liegt, zugerichtet. Ehemals wohnte in demſelben der königliche Gouvernements-Sekretär Neilſon; als Lord Cornwallis hierher kam, machte er ſein Hauptquartier daraus; es ſtand aber ſo frei, daß die feindlichen Kugeln es bald erreichten, und der Lord genöthigt war es zu verlaſſen. Neilſon wollte das äußerſte abwarten, und blieb ſo lange im Hauſe, bis ein Negerbedienter, der einzige der noch bei ihm ausgehalten hatte, durch eine Kanonenkugel an ſeiner Seite getödtet ward; dann erſt entſchloß er ſich davon Abſchied zu nehmen. Die Amerikaner feuerten indeß ohne Aufhören nach dieſem Hauſe, ſo daß es faſt ganz in Grund geſchoſſen ward.

Die Ufer des Fluſſes ſind hoch, und nur an wenigen Stellen erſteigbar; der Ort iſt oben auf dem Ufer gebaut, und am Strande liegen nur einige wenige Fiſcherhütten und Magazine.

Zwölf Meilen weſtwärts von York liegt Williamsburgh, vormals der Sitz des virginiſchen Gouvernements, während des Krieges aber ward es nach Richmond verlegt, weil dieſe Stadt tiefer landeinwärts liegt, und daher der Plünderung weniger ausgeſetzt würde geweſen ſein,

wenn unerwartet der Feind gelandet haben ſollte; auch hat ſie den Vortheil an einem ſchiffbaren Fluſſe zu liegen. In der That begreife ich nicht was die Menſchen bewogen haben mag, ſich da nieder zu laſſen wo Williamsburgh ſteht, es liegt mitten in der Ebene, und 1½ Meilen von jedem ſchiffbaren Fluſſe entfernt.

Der Ort hat eine Hauptſtraße und zwei andere mit dieſer gleichlaufend; an dem einen Ende der Hauptſtraße ſteht das Kapitol oder Staatshaus, welches man gänzlich verfallen läßt, am anderen das Gymnaſium. Die Häuſer umher ſind unbewohnt und wüſt. In der Halle des Kapitols ſteht eine beſchädigte Statüe des Lord Botetourt, eines der königlichen Gouverneurs in Virginien, die ihm wegen ſeiner gerechten und populären Regierung auf öffentliche Koſten errichtet ward. Während des Kriegs, als die Parteiwuth am größten war, ward der Statüe Kopf und Arm abgeſchlagen; und ſie ſteht da als ein Denkmal der Vernichtung der monarchiſchen Verfaſſung in Amerika.

Das William- und Mary-Gymnaſium, wie es auch jetzt genannt wird, iſt ein ſchwerfälliges Gebäude von Mauerſteinen. Die Anzahl der Studenten beläuft ſich ungefähr auf dreißig, und ihrem Anſehn nach ſollte die Anſtalt eher den Namen einer lateiniſchen Schule als eines Gymnaſiums führen. Dennoch haben, wie ich höre, die Ephoren, da die Anſtalt eben voll junger Knaben war, welche erſt die Anfangsgründe des Lateiniſchen und Griechiſchen lernten, daher denn ältere nicht hineinkamen, die Profeſſuren dieſer beiden Sprachen abgeſchaft, und andere dafür errichtet. Jetzt ſind hier Lehrſtühle für die Rechte, die Arzneiwiſſenſchaft, die Phyſik, die Philoſophie, die Mathematik und die lebenden Sprachen.

Der Biſchof von Virginien iſt Vorſteher des Gymnaſiums, und wohnt in dem Gebäude. Ich aß einmal in Geſellſchaft von ſechs oder mehreren Studenten bei ihm, von denen die älteſten etwa 12 Jahr alt waren; ſie ka-

men theils ohne Schuhe, theils ganz barfuß, theils ohne Rock zu Tiſche, und die ganze Mahlzeit beſtand aus ein paar Schüſſeln Pöckelfleiſch und etwas Auſterſuppe. Das kann für einen Maasſtab gelten, wie es mit den amerikaniſchen Gymnaſien und mit den Einkünften eines dortigen Biſchofs ausſieht.

Die biſchöfliche Kirche, die einzige an dem Orte, ſteht mitten in der Hauptſtraße und iſt ſehr verfallen; auf jeder Seite ſind große grüne Plätze mit niedlichen Häuſern umgeben, ohngefähr ſo wie man es in den Dörfern in England findet. Die Stadt enthält 1200 Einwohner, und der geſellſchaftliche Ton iſt hier beſſer als in andern amerikaniſchen Städten von dieſer Größe.

Auch iſt hier ein Hoſpital für Wahnſinnige, das aber eben nicht vorzüglich eingerichtet zu ſein ſcheint.

Zehnter Brief.

Norfolk — Geſetze — Gelbes Fieber.

Norfolk, im April.

Von Williamsburgh bis Hampton iſt die Gegend flach und unintereſſant. Hampton, welches etwa 30 Häuſer hat und nahe am Ausfluß des Jamesfluſſes liegt, iſt wegen des beſtändigen moraſtigen Geruchs, der vom Ufer herkommt wann Ebbe eintritt, ein unangenehmer Aufenthalt. Es wird hier einiger Schifbau getrieben, doch ſchränkt er ſich nur auf kleine Seeſchiffe ein, auch wird jährlich etwa für 42000 Dollars Korn und Stabholz ausgeführt. Von Hampton geht regelmäßig eine Fähre über die Rhede nach Norfolk. Ich mußte meine Pferde auf mehrere Tage zurücklaſſen, weil alle flache Boote verſchickt waren, und man ohne dieſe die Pferde nicht in die Fähre bringen kann, weil ſie zu groß iſt, und zu tief im Waſſer

geht um bis dicht ans Ufer geführt zu werden. Mit den Fähren in Virginien iſt es ſchlecht beſtellt, unter ſechs findet man kaum eine, die in gutem Stande wäre, daher man beſtändig auf ſeiner Hut ſein muß, um nicht zu Schaden zu kommen, was denn doch oft genug geſchieht.

Norfolk liegt an der Mündung des öſtlichen Arms des Eliſabethfluſſes, und iſt die größte Handelsſtadt in Virginien. Sie treibt einen ſtarken Handel nach Weſt-Indien, und führt Taback, Mehl, Korn und mehrere Arten von Stabholz aus, von welchem letzteren Artikel es ganz in der Nähe, im Dismal-Swamp, eine unerſchöpfliche Quelle giebt. Norfolk würde ein noch ungleich wichtigerer Handelsplatz ſein, wenn nicht in Virginien einige höchſt unpolitiſche Geſetze ergangen wären. So ward unter andern während des Krieges verordnet, daß wer von den Einwohnern, er ſei Kaufmann oder Pflanzer, in England oder an Engländer etwas ſchuldig ſei, es an die Schatzkammer von Virginien abliefern ſolle, wo das Geld als eine Kriegesbeiſteuer angeſehen werden, und der auswärtige Gläubiger dann weiter keine Forderung an den Schuldner ſolle machen dürfen. Anfänglich blieb dies ziemlich ohne Wirkung für den Schatz. Denn der virginiſche Schuldner hatte, weil er doch die ganze Summe bezahlen ſollte, keinen Vortheil davon, wenn er ſein Geld in die Schatzkammer trug, wohl aber konnte er anſehnlich dadurch verlieren, weil er nun in England ſeinen Kredit einbüßte, und nicht hoffen durfte, den Handel mit dieſem Lande nach dem Kriege wieder anknüpfen zu können; als aber ſpäterhin das amerikaniſche Papiergeld ſo gewaltig fiel, daß 100 Dollars deſſelben nicht mehr als Einen Dollar klingender Münze werth waren, da ließen ſich's von denen, welche in England viel ſchuldig waren, die meiſten gefallen, anſtatt baares Geld nach England zu ſchicken, den Betrag ihrer Schuld an die Schatzkammer von Virginien in Papier-

geld zu bezahlen, denn auf dieſe Weiſe gewannen oder vielmehr erſparten ſie 99 Procent.

Vergeblich forderten die brittiſchen Kaufleute nach Beendigung des Krieges ihr Geld; kein Gerichtshof in Virginien erkannte auf Erſatz; die natürliche Folge davon war, daß die Engländer, da ſie ſich ſo ſchändlich um ihr Eigenthum betrogen ſahen, nicht länger unter den Bedingungen wie mit andern Staaten, mit Virginien handeln wollten; es widerfuhr alſo den Virginiern was ſie durch ihr unrechtliches Benehmen verdient hatten *).

Ein anderes eben ſo verderbliches Geſetz für den Handel iſt, daß auf Landeigenthum keine hypothekariſche Sicherheit geſtattet wird. Dieſes Geſetz hat viele verleitet Schulden zu machen, und ſo lange es beſteht, werden Ausländer gewiß Bedenken tragen, den Virginiern Kredit zu geben, weil dieſe mit den ihnen anvertrauten Waaren oder Geld, ſich Grundſtücke kaufen können, ohne daß dem Gläubiger geſtattet wird, ſich ſeiner Forderung wegen an dieſe Grundſtücke zu halten. Um dieſes Geſetzes willen kann auch in Norfolk keine Bank errichtet werden; und die Bankodirektoren der vereinigten Staaten weigern ſich durchaus von der Unionsbank ein untergeordnetes Comtoir in irgend einem Orte von Virginien anzulegen, dagegen ſie es doch in andern Staaten an mehrern Orten ganz unbedenklich gethan haben.

Man hat in der geſetzgebenden Verſammlung von Virginien bereits mehr als einmahl auf Abſchaffung dieſes Geſetzes angetragen; aber bisher iſt es, trotz der heftigſten Debatten, noch immer aufrecht erhalten worden. Selbſt das Mittel, daß man die Namen derer, welche für die Beibehaltung deſſelben geſtimmt haben, durch die Zei-

*) Im Februar 1796 ward dieſe Sache von den Agenten der brittiſchen Kaufleute an das Obergericht der vereinigten Staaten gebracht und dieſes erließ ein Urtheil das ſeiner würdig war; es erklärte nehmlich, daß jene Schulden den Engländern bei Heller und Pfennig nachbezahlt werden müßten.

tungen bekannt machte, um ſie dadurch an den Pranger zu ſtellen, auch das iſt ohne Erfolg geblieben. In der That findet auch der Eigennutz allzuſehr ſeinen Vortheil dabei, als daß es je aufgehoben werden ſollte.

Im Jahr 1776 ward Norfolk auf Befehl des damaligen großbritanniſchen Gouverneurs, Lord Dunmore, in Brand geſteckt und gänzlich eingeäſchert, ein Schade, den man auf 300,000 Pfund Sterling (ohngefähr 2 Millionen Thaler) ſchätzt. Jetzt zählt der Ort ohngefähr 500 Häuſer, die alle ſeit jener Zeit neu, aber größtentheils von Holz und ſchlecht gebaut ſind. Nach dem Hafen zu ſind die Straßen ſchmal und unregelmäßig, in den andern Gegenden der Stadt ziemlich breit, alle aber ungepflaſtert und ſchmutzig, und einige, beſonders im Sommer, unerträglich ſtinkend. Es iſt unerhört, daß in Anſehung der Reinlichkeit die Leute hier ſo nachläſſig ſein können, da hierauf ſo viel für die Geſundheit ankommt, und da in Einem Jahr der ſechſte Theil der Einwohner durch das gelbe Fieber weggerafft worden iſt *).

Unter

*) Das gelbe Fieber, welches dieſe letzten Jahre über in Amerika ſo fürchterlich wüthete, iſt wohl unleugbar eine Art von Peſt. In Philadelphia brach es zuerſt im Jahre 1793 aus, in Baltimore im Jahr 1794, in Neu-York und Norfolk im Jahr 1795 und obgleich man es nicht geſagt wiſſen wollte, ſo iſt doch wohl ausgemacht, daß in Neu-York dieſe bösartige Krankheit im Jahr 1796 von neuem wüthete, weil in dieſem Jahre dort viel mehr Menſchen als gewöhnlich ſtarben. Alle Umſtände, welche man von dieſer Krankheit weiß, treffen ziemlich mit denen von der Peſt überein. Die Menſchen ſterben ſchnell, aber unter den fürchterlichſten Zufällen. Jeder iſt nur auf ſeine eigene Rettung bedacht und verläßt nicht ſelten ſeinen Freund und ſeinen Bruder, ſo daß der Kranke oft aus Mangel an Wartung ſtirbt: haben auch einige den Muth den Unglücklichen beizuſtehen, ſo werden ſie gemeiniglich das Opfer ihrer Menſchenliebe und büßen es mit dem Leben. In Philadelphia ſtarben in drei Monaten 4000 Menſchen, das heißt, der zehnte Theil aller Einwohner. Baltimore und Neu-York litten in demſelben Maße; aber Norfolk, das etwa 3000 Einwohner hat, büßte den ſechſten Theil derſelben ein. Die Aerzte haben dieſe Krankheit auf ſehr verſchiedene Weiſe behandelt; da aber nach jeder Heilungsart nur wenige zu retten waren, ſo iſt noch gar keine allgemeine Kurmethode feſtgeſetzt. In Norfolk ſagte man mir, daß ſtarke und wiederholte Merkurial-

Ab-

Unter den Einwohnern giebt es eine große Menge Schotten und Franzoſen; die letzteren ſind meiſtens aus St. Domingo. Als die Engländer die franzöſiſchen Inſeln in Beſitz nahmen, kamen ſie Schaarenweiſe herüber, ſo daß ihrer einmal in Norfolk allein 2 bis 3000 waren; nach und nach aber zerſtreuten ſie ſich ins Land umher.

Unter den amerikaniſchen Einwohnern dieſer Stadt herrſcht der Parteigeiſt in vorzüglich hohem Grade. Als vor einigen Jahren engliſche und franzöſiſche Kriegsſchiffe vor Hampton lagen, und das Schifsvolk von beiden ans Land kam, gerieth die ganze Stadt in Bewegung, indem jeder ſich zu einer von beiden Parteien ſchlug, und die Beſorgniß, daß es zu einem allgemeinen Handgemenge kommen würde, war ſo groß, daß zu Erhaltung der Ruhe, der Maire die Miliz ausrücken laſſen mußte.

Die Stadt hat zwei Kirchen, von denen die eine biſchöflich iſt; doch wird kaum alle drei Wochen Einmal Gottesdienſt darin gehalten. Ueberhaupt haben die Bewohner des unteren Virginiens, zwiſchen den Bergen und der See, wenig religiöſes Gefühl, oder hangen wenigſtens nicht ſehr an der äußeren Gottesverehrung. Ich fand unterweges alle Kirchen im traurigſten Zuſtande;

Abführungen nebſt China gute Vorbauungsmittel ſeien, daß wer dieſe Arzeneien gebrauche, ſelten vom Fieber befallen werde; iſt aber das Fieber einmal an einem Orte ausgebrochen, ſo wüthet es fort, ſo lange die heiße Witterung dauert, und läßt erſt bei einer kühleren Temperatur der Luft nach. Ueber den Urſprung deſſelben ſind die Meinungen verſchieden. Einige behaupten, es werde jedesmal von Weſtindien gebracht, andere, es werde im Lande ſelbſt erzeugt. Ich meines Theils bin durch einige ſehr ſprechende Anzeigen vollkommen überzeugt, daß die Krankheit auf dem feſten Lande von Amerika entſteht; denn das Fieber bricht immer in den eng gebauten Theilen der Städte aus, wo die Straßen voll Koth und Miſt ſind, und zwar immer im Juli und Auguſt, wo die Luft an den amerikaniſchen Küſten am ſchlechteſten iſt, und alles in erſtaunlich kurzer Zeit in Fäulniß übergeht. Daß die Krankheit nicht aus Weſtindien gebracht wird, erhellt ſchon daraus, daß ſie im Jahre 1796 in Neu-York ausbrach, obgleich jedes aus Weſtindien kommende Schiff von den Sanitätsbeamten unterſucht ward, und jeder, der nur im mindeſten verdächtig war, Quarantaine halten mußte.

auch liegen ſie, in großen Städten ausgenommen, durchgehends mitten im Walde, von allen Wohnungen entfernt und verfallen daher um ſo eher.

In Norfolk halten Privatleute große Kirchhöfe, die als ſehr einträgliche Grundſtücke angeſehen werden, indem ſich die Eigenthümer, für die Erlaubniß Todte darauf begraben zu dürfen, einen anſehnlichen jährlichen Grundzins bezahlen laſſen. Sehr oft ſieht man in den großen Pflanzungen ohnweit des Hauſes, und immer dicht am Garten, einen Kirchhof eingezäunt, den der Eigenthümer bloß für ſich und für ſeine Familie anlegt.

Elfter Brief.

Dismal-Swamp — Richmond.

Richmond, im Mai.

Von Norfolk ging ich nach dem großen Dismal-Swamp; dies iſt ein ungeheurer Sumpf, der 9 Meilen weit von der Stadt anfängt, ſich bis nach Nord-Karolina hinzieht, und beinahe 150,000 Morgen Landes groß iſt. Dieſe ganze Strecke iſt durchaus mit Bäumen bewachſen, und zwar an feuchten Stellen mit Wachholder und Zipreſſen, an trockenen mit allerhand Arten von Eichen und Fichten. Die Bäume erreichen hier eine erſtaunliche Höhe. Zwiſchen den großen Bäumen ſteht das Strauchwerk ſo dicht, daß an manchen Stellen ſchlechterdings nicht durchzukommen iſt. Dies findet man ſonſt in den hieſigen Wäldern nirgends. Auch wächſt in dieſem Bruch Schilfrohr in Menge und ſchönes langes Gras, welches beides das Rindvieh mit großer Begierde frißt, und wovon es in kurzer Zeit ſehr fett wird. Das Rohr wird für das beſte grüne Futter gehalten. Die Leute welche nahe am Bruche wohnen, treiben ihre Heerden zum wei-

den hinein, müſſen ſie aber aufs ſorgfältigſte ſo gewöhnen, daß ſie am Abend von ſelbſt nach Hauſe kommen, denn ſie aufzuſuchen, wäre völlig unmöglich. Tiefer hinein findet man wildes Hornvieh, welches ſich wohl urſprünglich verirrt, und dann fortgepflanzt hat. Bären, Wölfe, Roth- und anderes Wild giebt es in Menge. Auch geht die Sage von wilden Menſchen, die man gefunden haben will; dieſe müßten ſich ohnfehlbar als Kinder in dieſer Wildniß verlohren haben.

Der Dismal-Swamp iſt indeß nicht überall von gleicher Beſchaffenheit; an manchen Stellen iſt er ſo feſt und trocken, daß man darüber wegreiten kann, an andern hingegen ſo moraſtig, daß ein Menſch bis an den Hals verſinkt. Doch braucht man auch an den trockenſten Stellen nur wenige Fuß tief zu graben, ſo trift man auf Waſſer. In den Kanal, welcher den Albemarle-Sund mit der Mündung des James-Fluſſes bei Norfolk in Verbindung bringen ſoll, ſtürzt das Waſſer, aus den Seitenwänden, an manchen Stellen beinahe drei Fuß unter der Oberfläche, unaufhörlich und gleichſam ſtrohmweiſe hinein. Dieſes Waſſer ſieht der Farbe nach wie Wachholder-Brantwein aus, welches wohl von den Würzeln dieſer Baumart herrühren mag, übrigens iſt es klar und nichts weniger als unſchmackhaft. Auch ſoll es ſehr Urintreibend ſein, und die Leute in der Gegend ziehen es jedem andern vor. In der That muß etwas Eigenes in der Natur dieſes Bruches ſein, denn die Leute, welche in der Nachbarſchaft deſſelben wohnen, wiſſen nichts weder von Fiebern noch von gallichten Krankheiten, denen man ſonſt in ſumpfigen Gegenden faſt ohne Ausnahme ausgeſetzt zu ſein pflegt.

Die Nähe von Norfolk, von wo viel Schindeln und Stabholz ausgeführt werden, zu denen der Dismal-Swamp die Materialien liefert, macht ihn zu einem ſehr einträglichen Eigenthum, und er wird noch mehr an Werth gewinnen, wenn der Kanal erſt fertig ſein wird, vermittelſt

deſſen man aus den entfernteſten Gegenden des Bruches Holz wird herholen können. Gegen das gewöhnliche Verfahren bei einer für unerſchöpflich gehaltenen Quelle wird hier mit dem Holze ziemlich gut gewirthſchaftet, und immer nur das ſtärkſte weggeſchlagen; ſollte das Holz gänzlich abgetrieben werden, ſo würde in der ſüdlichen Gegend mit Vortheil Reis gebauet werden können. Achtzigtauſend Morgen dieſes Sumpfes, oder Bruches, gehören einer Geſellſchaft Privatperſonen welche ſich Dismal-Swamp-Kompagnie nennt. Ehe der Krieg ausbrach, brauchte dieſe Kompagnie immer eine Menge Neger, um Stabholz ſchneiden zu laſſen, womit ſie einen ſehr anſehnlichen Handel trieb. Als aber Norfolk abbrannte, zerſtreuten ſich die Neger größtentheils, und ſeitdem macht ſie nicht viel Geſchäfte mehr. Das meiſte Stabholz was jetzt nach Norfolk geht, kommt aus denen Gegenden des Bruchs, welche einzelnen Privatleuten zugehören.

Vom Dismal-Swamp bis nach Richmond, eine Strecke von ohngefähr 140 Meilen längs der Südſeite des Jamesfluſſes, iſt der Boden flach und ſandig, und auf Meilenweit mit Fichten bewachſen, aus denen die Virginier Theer und Pech bereiten. In der Nanſemonde-County, die ebenfalls am Bruche liegt, taugt der Boden zum Kornbau nicht, dagegen gedeihen Pfirſichen darauf. Sie werden daher in großer Menge gezogen und es wird Brantwein daraus gebrannt. Man giebt ihm in dieſer Gegend, dadurch daß man ihn auf gebackne Birnen gießt und ſo eine Zeitlang ſtehen läßt, einen vorzüglich guten Geſchmack; und dieſer Brantwein und Waſſer iſt in Virginien das allgemeine Getränk.

Die Wirthshäuſer in dieſer Gegend ſind ſo ſchlecht als möglich. Ein wenig ranziger Fiſch, fettes Schweine-Pöckelfleiſch und Brodt von türkiſchem Korn, iſt alles was man bekommen kann; das letztere iſt zwar nicht übel, wenn es gehörig zubereitet wird, aber doch immer grob, und ſchmeckt faſt wie Haferbrodt. In Maryland

und in Virginien macht man ein Gericht aus Mehl von türkiſchem Korn, Bohnen und Milch, das Hominy heißt. Meine Pferde ſind halb verhungert, denn Heu bekommt man faſt im ganzen Lande nicht, ſondern ſtatt deſſen Blätter des türkiſchen Weizen; aber auch davon konnte ich auf dem ganzen Wege von Norfolk bis Richmond nur an zwei Orten etwas habhaft werden, und der Dürre wegen war das wenige kurze Gras, welches hie und da am Wege wächſt, längſt abgefreſſen. Hafer war um keinen Preis zu haben, und ſelbſt türkiſcher Weizen war ſo knapp, daß ich, um meinen Pferden ein einziges Futter zu verſchaffen, es aus mehreren Häuſern mußte zuſammenholen laſſen. Die Leute im Lande ſchreiben dieſen Kornmangel der vorjährigen ſchlechten Ernte zu, der wahre Grund aber iſt wohl der, daß man außerhalb viel Korn bedurfte und es ſehr hoch bezahlte, jeder verkaufte daher mehr als er eigentlich miſſen konnte, und verließ ſich auf den Nachbar, wodurch ſie denn Alle in Mangel geriethen.

Petersburg liegt am Appamatox, da, wo er anfängt ſchifbar zu werden, und iſt daher ſüdwärts vom Jamesfluſſe, der einzige wichtige Ort zwiſchen Norfolk und Richmond; alle andere Orte dieſer Gegend ſcheinen ihrem gänzlichen Verfall nahe. Petersburg hat ungefähr 300 Häuſer, die ohne alle Regelmäßigkeit gebaut ſind. Die Einwohner ſind meiſtens Fremde; man findet nicht zehn eingebohrne Familien darin. Der Handel iſt ziemlich beträchtlich, etwa 2400 Oxhoft Taback werden jährlich aufs Lager gebracht, und bei den Appamatoxfällen giebt es einige vorzüglich gute Mahlmühlen.

Als ich durch Petersburg ging, war, wegen eines Pferderennens, deren jährlich vier bis fünf gehalten werden, eine große Menge Menſchen dort verſammelt. Die beſte Raſſe iſt aus England eingeführt, doch werden auch zuweilen ziemlich gute Pferde im Lande erzeugt. Die Prämien beim Pferderennen werden durch Subſcription

zuſammengebracht; auf der Rennbahn laufen die Pferde gegen die in England übliche Methode zur Linken herum, und die Jockey's ſind gewöhnlich Negerjungen, die ſich aber in der That recht gut dazu anſtellen.

Die Virginier ſind ſchlechte Reuter, wie faſt alle Amerikaner. Die hier gezogenen Pferde ſind von einem leichten Schlage, und nur zum Reiten zu gebrauchen; einige ſind ſehr ſchön, aber alle verdorben durch den falſchen Gang, den man ſie lehrt. Der Reuter ſitzt mit den Zehen faſt bis unter der Naſe des Pferdes, und der Sattel liegt 3 bis 4 Zoll zu nahe an, ich möchte ſagen auf der Mähne. Mit dem Zügel verſtehn ſie gar nicht umzugehn. Traben mögen ſie nicht, ſie finden es unbequem; ihre liebſte Art zu reiten iſt im Paß und im Wrack. Beim Paß bewegt das Pferd die beiden Füße, die auf Einer Seite ſind, zugleich, und hat alſo eine wechſelnde Bewegung, indem es auf dieſe Weiſe doch die Füße nicht ordentlich heben kann. Wir würden dieſen Gang unnatürlich nennen, da bei uns kein Pferd von ſelbſt ſo geht. Die Amerikaner aber behaupten das Gegentheil, weil viele von ihren Fohlen ſchon Paß gehen ſobald ſie zur Welt kommen; dieſe heißen natürliche Paßgänger, und es ſoll äußerſt mühſam ſein, ſie einen andern Schritt zu lehren, doch iſt vielleicht unter Fünfhundert nur Ein ſolches. Beim Wrack gehen die Pferde mit den Vorderfüßen im Galopp und mit den Hinterfüßen im Trapp. Dieſer Gang iſt unnatürlich und ungraziös, und ermüdet überdies die Pferde; allein der Virginier findet ihn bequemer als einen ordentlichen Galopp, und das iſt eine große Hauptſache bei ihm.

Ein Vergnügen, worauf das gemeine Volk von Virginien ſehr viel hält, heißt Barbacue, und beſteht darin, daß eine Geſellſchaft ſich unter einem Baum oder in einem Hauſe verſammelt, und gemeinſchaftlich ein Schwein oder einen Seefiſch (eine Art Stör) verzehrt, das unter freiem Himmel über langſamem Feuer auf einem

Roſt gebraten wird; dieſes Feſt endigt ſich, wie alle dieſer Art, damit, daß faſt jedermann betrunken iſt. Daß die gebildeteren Einwohner hieran nicht Theil nehmen, verſteht ſich von ſelbſt.

Richmond, die Hauptſtadt von Virginien, liegt an der Nordſeite des Jamesfluſſes, ganz nahe unterhalb des Waſſerfalls. Der Fluß iſt bei der Stadt gegen 1200 Fuß breit; faſt mitten in demſelben liegt eine Inſel, und man paſſirt alſo zwei Brücken, um hinüber zu kommen. Die Brücke, die von dem ſüdlichen Ufer nach der Inſel führt, ruht auf funfzehn großen flachen Booten, welche durch ſtarke Ketten und Anker feſtgehalten werden. Die ſehr ſpitzigen Vordertheile dieſer Boote ſind gegen den Strom gekehrt, und vorn und hinten liegen große Balken, auf welchen die Brückenpfeiler ruhen. Die andere Brücke, die von der Inſel zur Stadt führt, wo der Fluß weniger tief iſt, ruht bloß auf Pfeilern, ſie iſt ohne Geländer, und die Bretter mit denen ſie belegt iſt, wanken ſo entſetzlich, daß es gefährlich iſt, mit einem nicht daran gewöhntem Pferde hinüber zu reiten. Sehr oft werden dieſe Brücken durch den Eisgang fortgeriſſen, was aber in ſtrengen Wintern immer der Fall ſein würde, wenn ſie auch von Quaderſteinen wären.

Die Waſſerfälle oder Strudel, wie ſie eigentlich heißen ſollten, fangen ſchon 6 Meilen oberhalb der Stadt an, und der Fluß hat vom Anfang derſelben an bis ans Ende etwa 80 Fuß Gefälle. Auf dieſer ganzen Strecke iſt er voller Klippen, über welche das Waſſer mit ungeheurer Heftigkeit hinſtürzt; an der Nordſeite der Fälle iſt ein Kanal gezogen, ſo daß man von Richmond bis nach dem blauen Gebirge hin zu Waſſer kommen kann.

Obgleich die Stadt nur aus 700 Häuſern beſteht, ſo zieht ſie ſich doch anderthalb Meilen längs dem Ufer hin. Der untere Theil derſelben, nach dem Laufe des Fluſſes zu rechnen, liegt hart am Waſſer, und die Schiffe liegen gerade gegen über. Von hier führt, parallel mit dem Fluß, eine

lange Straße nach der obern Stadt, die ſehr angenehm auf einer Anhöhe liegt, wo man ſchöne Ausſichten auf die Waſſerfälle und auf das jenſeitige Ufer hat. Hier ſtehn die beſten Häuſer und auch das Kapitol oder Staaten-Haus. Der Plan zu demſelben, der ſehr gut war, ward von Herrn Jefferſon aus Frankreich hieher geſchickt, ſeine überklugen Landsleute aber wollten ihn noch verbeſſern, und verlegten das, was die Attika ſein ſollte, unten hin und ſetzten die Säulen drüber. Das ganze Gebäude iſt ein unförmlicher Klumpen von rothen Mauerſteinen, ſelbſt die Säulen ſind von Mauerſteinen und bloß mit Kalk beworfen und überweißt. Das Innere iſt nicht viel beſſer. Der größte Saal iſt für das Haus der Repräſentanten beſtimmt, zugleich wird Gottesdienſt darin gehalten, weil es keine Kirche in der Stadt giebt. So häßlich dieſes Gebäude auch iſt, ſo muß man ſich doch hüten, es zu tadeln, denn die Leute hier finden es ausnehmend ſchön.

Die Stadt hat 4000 Einwohner, von denen die Hälfte Sklaven ſind; unter den Freien giebt es viel Rechtsgelehrte, welche mit den Staatsbeamten und einigen andern, die von ihren Renten leben, im obern Theile der Stadt wohnen. Die Unter-Stadt wird meiſtens nur von Kaufleuten bewohnt, welches größtentheils Fremde ſind, denn die Virginier ſind viel zu ſehr dem Wohlleben ergeben, als daß ſie irgend ein Geſchäft ernſtlich betreiben ſollten. — Auch giebt es gewiß keine Stadt in der Welt, in welcher verhältnißmäßig ſo viel geſpielt würde, als hier. Kaum iſt man in einem Wirthshauſe vom Pferde geſtiegen, ſo fragt der Wirth, an welchem Spiel man Theil nehmen wolle, denn in dem einen Zimmer iſt ein Pharaotiſch, im zweiten ein anderes Hazardſpiel, im dritten ein Billiard u. ſ. w. Ueberhaupt giebt es im ganzen untern Theile von Virginien keine Schenke ohne Billiardzimmer, welches beſtändig voller Leute iſt. Auch Hahnengefechte ſind ein ſehr beliebtes Schauſpiel. An allen dieſen Vergnügungen in den Gaſthöfen nimmt aber nur die niedere Volks-

klaſſe Theil, und in Privathäuſern wird in Virginien wohl eben ſo wenig geſpielt, als in andern Theilen von Amerika. Wie oft mußte ich nicht weiter reiſen, wenn ich gerne geruht hätte, um Scenen von Schwelgereien und Streitigkeiten auszuweichen, denen man aber nicht entgehen kann, wenn man in einem Wirthshauſe bleibt, wo gerade das Volk verſammelt iſt; denn alle Zimmer werden als Geſellſchaftszimmer angeſehen, und das, worin der Fremde ſich aufhält, iſt gewiß immer das vollſte. Wenn dieſe Menſchen untereinander handgemein werden, ſo gehen ſie wie wilde Thiere zu Werke, ſie beißen und ſtoßen einander, und legen es vorzüglich darauf an, einer dem andern ein Auge auszureißen; es iſt auch gar nichts ungewöhnliches, Leuten zu begegnen, welche in einem ſolchen Streit ein Auge verloren haben, und ſich gewaltig rühmen, wie gut auch ſie ſich darauf verſtehen, ihrem Gegner eins auszureißen. Um dies zu bewerkſtelligen, wickeln ſie die Vorderfinger in die Seitenhaare ihres Gegners, und drücken dann mit den Daumennägeln das Auge aus der Höle. Endigt ſich ja einmal ein ſolches Gefecht, ohne daß einer ein Auge verliert, ſo wird das Geſicht wenigſtens fürchterlich zerkratzt; oft auch legen ſie es drauf an, einander die Teſtikeln abzureißen. Dieſe Art des Fauſtkampfs heißt Gouging. Man verſicherte mir, daß in den beiden Carolinas und in Georgien das Volk in dieſer Rückſicht noch verderbter ſei als in Virginien, und daß deshalb in manchen Gegenden jener Staaten jeder dritte oder vierte Menſch einäugig ſei.

Zwölfter Brief.

Spottvogel — Grüne Quellen — Landleute — Weinbau.

Monticello, im Mai.

Nachdem ich länger als eine Woche in Richmond geblieben war, was ich ſchon meiner Pferde wegen thun mußte, die halb verhungert waren, ſetzte ich meine Reiſe nach den ſüdweſtlichen oder grünen Gebirgen fort.

Die Gegend um Richmond iſt ſandig, doch nicht ſo ſehr als an der Südſeite des Jamesfluſſes gegen die See zu; und jetzt hat ſie ihre ſchönſte Zeit. Es iſt die erſte Woche im Mai; die Bäume haben ſchon ziemlich viel neues Laub, von der unendlichen Menge Blumen und blühender Geſträuche iſt die Luft voll ſüßen Wohlgeruches, und ertönt von dem lieblichen Geſang der Vögel, die in Virginien, des temperirten Klima's wegen, beſſer als in jedem anderen Theile von Amerika ſingen ſollen. Vorzüglich melodiſch iſt die Stimme des Spottvogels oder der virginiſchen Nachtigall. Dieſer Vogel gleicht an Farbe und Geſtalt ziemlich der Droſſel, er ahmt den Geſang jedes Vogels nach, ſingt aber ſtärker und angenehmer. Der Vogel, deſſen Geſang er nachahmt, fliegt immer davon, als ob er ſich übertroffen und beſchämt fühle. Catesby macht die Bemerkung, daß die amerikaniſchen Vögel die europäiſchen an Schönheit der Farben zwar überträfen, im Geſang aber ihnen nachſtehen müßten; ich habe auch wirklich keinen Vogel hier im Lande gefunden, der die ſanften Töne unſerer Amſel, oder den frölichen Geſang der Feldlerche, oder den ſüßen klagenden Ton unſerer Nachtigall hätte.

Die ſchönſten Federn haben der Blau- und der Roth-Vogel; der erſte iſt von der Größe eines Hänflings, und hat glänzende dunkelblaue Federn, die ſich im Fluge am vortheilhafteſten zeigen; der andere, kleiner als eine Droſſel aber größer als eine Lerche, hat ein purpurrothes Ge-

feder und einen kleinen Buſch auf dem Kopf. Viele andere Vögel ſind von den engliſchen Koloniſten, wegen der Aehnlichkeit mit unſren Vögeln, nach dieſen genannt worden, obſchon ſie ſehr weſentlich von ihnen verſchieden ſind. In den unteren oder ſüdlichen Gegenden von Virginien giebt es eine Art ſehr großer Vögel, (turkey buzzards) die im Fluge wie Adler ausſehen. In Karolina iſt es verboten ſie zu tödten, weil ſie von Aas leben, und ſo die Luft rein erhalten. Der ſogenannte Wipperwill, deſſen Geſchrei ohngefähr lautet wie wyp-ô-ill, läßt ſeine klagende Stimme erſt wenn es dunkel wird und den größten Theil der Nacht hindurch erſchallen, und man hört ihn weit in die Ferne; da er aber noch nie eingefangen worden, und das Geſchrei immer nur in den Niederungen zu hören iſt, ſo behaupten einige, es rühre gar nicht von einem Vogel, ſondern von einer Art von Fröſchen her.

Die amerikaniſchen Fröſche machen übrigens eine ganz eigene Art von Lärmen, einige geben Töne von ſich wie eine Pfeife, andere quaken ſo laut, daß man oft nicht weiß ob es ein Kalb oder ein Froſch iſt; die letzteren halten ſich nur in gutem Waſſer auf, ſind 7 Zoll lang, und ſpringen ausnehmend weit.

Der erſte Ort, welchen ich auf meinem Wege nach den Gebirgen zu erreichte, war Kolumbia, oder Point-Fork, wie es in der Nachbarſchaft genannt wird; es liegt 60 Meilen oberhalb Richmond, am Zuſammenfluß des Rivanna und Fluvanna, welche gemeinſchaftlich den James bilden. Kolumbien iſt ein blühender kleiner Ort, von ohngefähr 40 Häuſern und einer Tabacksniederlage. Auf der Landſpitze zwiſchen den beiden Flüſſen liegt das virginiſche Zeughaus, worin Waffen für 12000 Mann und etwa 30000 Fäſſer Pulver aufbewahret werden. Der Boden umher iſt ergiebig.

Von Columbien nach den grünen Quellen, 20 Meilen weiter, geht der Weg meiſtens durch Fichtenwälder;

die Nacht brach ein ehe ich hindurch war, und, was hier zu Lande faſt jedem Reiſenden begegnet widerfuhr auch mir, ich verirrte mich. Nachdem ich, anfänglich von leuchtenden Inſekten, die ich für Lichter in der Ferne hielt, getäuſcht, beinahe bis 11 Uhr umhergeirrt war, kam ich endlich bei einer Pflanzung an, wo ich mir von den Sklaven, welche das ganze Jahr hindurch die halbe Nacht lang um ein Feuer zu ſitzen pflegen, den Weg nach den grünen Quellen bezeichnen ließ. Mit einiger Schwierigkeit fand ich ihn, und langte endlich gegen Mitternacht an Ort und Stelle an. Die Leute im Wirthshauſe wollten mir zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde nicht aufmachen, und nur, nachdem ich mehreremale die Urſach meiner Verſpätung erzählt hatte, vermochte ich es über ſie, mich einzulaſſen. Ein langer Kerl kam im Hemde angeſtiegen, machte brummend die Hausthüre auf, und ſagte mir, daß ich hinein kommen könnte. Nun mußte ich noch eine Viertelſtunde lang bitten, daß man mir etwas Futter für meine Pferde geben möchte, was denn mit vielem Unwillen geſchah. Mir ward ein kleines Zimmer angewieſen, wo die Decke faſt völlig verfault, und ſo große Ritzen in den Wänden waren, daß Licht und friſche Luft genug hinein kamen, was eigentlich recht gut war, denn durch das Fenſter konnte beides nicht durch. Die Betten waren äußerſt ſchmuzig und voll Wanzen. Gern hätte ich etwas zu eſſen gehabt; daran war aber nicht zu denken. In der That ſorgen die Leute in dieſer Gegend ſelten dafür Brod im Vorrath zu haben, ſondern ſie backen eine halbe Stunde vorher nur gerade ſo viel als ſie zur Mahlzeit nöthig haben, und tragen es noch ganz heiß auf. Ich warf mich daher müde und hungrig aufs Bett, und ſchlief, trotz des Ungemachs das ich von Wanzen und anderem Ungeziefer erdulden mußte, ziemlich feſt.

Nächſt dem Wirthshauſe und den Sklavenquartieren iſt nur noch Ein Haus im Orte, das ziemlich groß und zu Wohnungen für Fremde eingerichtet iſt, welche dieſen Ge-

ſundbrunnen beſuchen. Die Gebäude ſtehen auf einem 50 Morgen großen gelichteten Fleck im Walde. Die Quellen entſpringen am Rande deſſelben am Fuß eines Hügels, und ſind mit Brettern bedeckt damit keine Blätter hineinfallen. Das Waſſer iſt eiſenhaltig, und wird vorzüglich von Perſonen aus den ſüdlichen Gegenden getrunken, deren Konſtitutionen durch die Sommerhitze geſchwächt werden.

Nachdem ich am Morgen in dieſem elenden Neſt ein noch elenderes Frühſtück eingenommen hatte, ſetzte ich meine Reiſe fort.

Ich fand an dieſem Tage viel große Schlangen auf dem Wege; unter andern tödtete ich eine ſchwarze Schlange, die quer über die Straße hingeſtreckt lag und ſchlief. Die ſchwarze Schlange iſt hier die gewöhnlichſte, und 4 bis 6 Fuß lang. In Verhältniß zu dieſer Länge iſt ſie ſehr dünn, der Rücken iſt ganz ſchwarz, der Bauch bleifarben und gegen die Kehle zu weislich. Ihr Biß iſt nicht giftig, und man pflegt ſie in der Regel nicht zu tödten, weil ſie Ratten und Mäuſe frißt. Sie liebt die Milch ſehr, und ſchleicht ſich häufig in die Milchkammern. Zur Zeit der Begattung verfolgt ſie jeden Menſchen den ſie anſichtig wird, und zwar mit ſolcher Schnelligkeit, daß der beſte Läufer ihr auf ebenem Boden nicht leicht entkommen kann. Es giebt noch andere Arten unſchädlicher Schlangen hier, von denen einige ſehr ſchön gezeichnet ſind, zum Exempel, die Bandſchlange, die bläulich grün iſt. Unter den giftigen ſind die Klapper- und die Kupfer-Schlange oder Moccoſſe die gewöhnlichſten. Die Klapperſchlange findet ſich am häufigſten in den Gebirgen, aber ſelten wird jemand von ihr gebiſſen; ſie iſt träge, greift ungereizt niemand an, geht aber auch nicht aus dem Wege, und warnt bekanntlich allemal durch das Geräuſch ihrer Klapper; dagegen vergeht ſelten ein Sommer, daß nicht mehrere Menſchen von der Kupferſchlange gebiſſen werden, deren Gift ebenfalls, wenn man nicht

augenblicklich dazu thut, ſehr tödtlich iſt. Sie iſt weit lebhafter als die Klapperſchlange, und geht ausdrücklich darauf aus, Menſchen zu beißen. In den nördlichen Staaten ſind die Schlangen weder ſo häufig noch ſo giftig als in den ſüdlichen. Pferde, Kühe und Hunde haben eine angebohrne Scheu vor den Schlangen, als kennten ſie die Gefahr. Die Schweine hingegen ſuchen ſie auf und freſſen ſie. Man glaubt, daß das Fett die Wirkung des Gifts verhindere. Schweinefett möchte alſo vielleicht ein gutes Mittel gegen den Schlangenbiß ſeyn, man hat es aber, ſo viel ich weiß, noch nicht dazu angewandt; hier bedient man ſich gewöhnlich allerhand Kräuter, welches bekannte Gegengifte ſind, und die glücklicherweiſe da am häufigſten wachſen, wo jenige giftigen Thiere ſich am meiſten aufhalten.

Die Südweſtgebirge liegen mit den blauen Gebirgen beinahe in gleichlaufender Richtung; ſie ſind nicht hoch, und verdienen vielmehr Hügel als Berge genannt zu werden. Man ſieht ſie erſt auf wenige Meilen, und ſie ſteigen ſo allmählich empor, daß man ſich auf dem Gipfel befindet, ehe man ſich deſſen verſieht. Hier wird der Boden thonartig und iſt ſehr gut zum Getreidebau und zu Klee. Da dieſe Erde die Feuchtigkeiten nicht ſchnell einziehet, ſo kommen die Landleute durch Regenwetter oft um die ganze Ernte. Oft wird die Saat aus dem Boden herausgewaſchen, ſo daß man oft ein Feld 2 bis 3 mal beſäen muß ehe es grünt, und wenn man Felder, die am Abhange liegen, nicht durch beſondere Graben verwahrt, ſo läuft das Getreide bis zur Reife hin immer noch Gefahr vom Waſſer weggeriſſen oder auf andere Art beſchädigt zu werden; ja oft ſind Graben und alle andere Vorkehrungen nicht hinreichend das Wegſchwemmen deſſelben zu verhindern. An den Seiten der Berge, wo das Land vom Tabacksbau ausgeſogen iſt und wüſt liegt, wo folglich das Waſſer lange Zeit in dem nehmlichen Bett ungeſtört hat fließen können, erſtaunt man über die Tiefe der Ravinen und

Schlünde die es ſich ausgewühlt hat. Ohnerachtet aller dieſer Nachtheile, iſt dieſer Strich Landes doch weit bevölkerter als der gegen Richmond hin, und man nennt ihn nicht ſelten den Garten der vereinigten Staaten. Alle Produkte des ſüdlichen Theils von Virginien gedeihen auch hier, und doch iſt die Hitze bei weitem nicht ſo drückend als dort. Selbſt in den heißeſten Monaten iſt die Luft elaſtiſch und kühl, die größte Hitze iſt von 90 und die größte Kälte von 60 Grad, und die Winter ſind ſo mild, daß es für etwas ſehr ſeltnes gilt, wenn drei Tage hintereinander Schnee liegt. Ueberhaupt iſt das Klima ſo geſund als in irgend einem Theil der vereinigten Staaten; die Einwohner haben daher alle ein robuſtes, geſundes Anſehn; beſonders ſind die hieſigen Bäuerinnen ſehr von denen im untern Virginien verſchieden. Statt der bleichen, kränklichen, hinfälligen Weſen, die man dort ſieht, findet man hier in den Gebirgen manche, die zum Modell einer Lavinia ſitzen könnte. Es iſt wirklich ein äußerſt erfreulicher Anblick, die Gruppen von Bäuerinnen zu ſehen, wenn ſie Kirſchen oder anderes Obſt pflücken, das in großem Ueberfluß bei jedem Hauſe wächſt. Sie ſind von reizender Farbe und Geſtalt, und die Nachläſſigkeit ihres Anzuges, der bloß in einem kurzen Mieder und einem kurzen Röckchen beſteht, macht ſie noch reizender. Das gemeine Volk hier herum ſcheint mir offener, gaſtfreier und zufriedener als irgend ſonſtwo in denen Gegenden der vereinigten Staaten, welche ich beſucht habe. Träge aber ſind ſie über alles und ſehr zur Verſchwendung geneigt, weil es ihnen ſo leicht wird ſich die erſten Lebensbedürfniſſe zu verſchaffen. Trunkenheit iſt ſehr gewöhnlich, und man findet kaum Eine Mannsperſon, die nicht ihrer Flaſche Pfirſich-Brantwein jeden Morgen zwei bis dreimahl zuſpräche; die Frauensperſonen ſind zwar dem Trunke nicht, aber dafür andern Vergnügungen ergeben, und in Abſicht der Moralität um nichts beſſer als die Männer.

Wenn ein Haus auch nur zwei Zimmer hat; ſo kann man ziemlich darauf rechnen, daß das eine davon zum Brantweinbrennen gebraucht wird, ſo unentbehrlich iſt er hier!

Längs den Gebirgen wohnen mehrere Beſitzer großer Ländereien, die, wie im unteren Virginien, ihre Beſitzungen verpachten; unter andern Herr Jefferſon, Vicepräſident der vereinigten Staaten, von deſſen Landſitz ich Ihnen dieſen Brief ſchreibe. Sein Haus liegt ohngefähr 3 Meilen von Charlotteville und 2 von Milton, wo der Rivanna entſpringt; es ſieht auf dem Gipfel eines kleinen Berges, deſſen Spitze abgetragen worden, ſo daß jetzt oben eine Fläche von 1½ Morgen groß iſt. Es iſt noch nicht vollendet; wenn aber der dazu entworfene Plan ganz ausgeführt wird, ſo dürfte es gewiß das ſchönſte Privathaus in den vereinigten Staaten ſein. Für die Bibliothek und das Muſeum iſt ein großer Saal beſtimmt, welcher die ganze Breite des Hauſes einnehmen ſoll, und deſſen Fenſter ſich in ein ſehr großes Gewächshaus und eine große Vogelhecke öfnen. In der Mitte des Hauſes iſt ein ſehr geräumiger achteckiger Saal, der ebenfalls quer durch das Haus reicht und deſſen große Flügel-Glasthüren ſich auf beiden Seiten in den Säulengang öfnen. (Dieſe Art von Sälen, die durchs ganze Haus gehn, iſt durch ganz Virginien gewöhnlich, und im Sommer hält man ſich größtentheils darin auf.) Die Ausſicht hier iſt herrlich! auf der einen Seite ſieht man das blaue Gebirge auf eine Strecke von 40 Meilen weit, auf der andern die Niederungen. Der Berg ſelbſt iſt auf der einen Seite dicht mit Holzung bewachſen, worin Spaziergänge angelegt ſind. Auf der Südſeite iſt der Garten und ein großer Weinberg, der eine Menge des ſchönſten Obſtes trägt. Mit der Weinbereitung hat es jedoch in dieſer ganzen Gegend noch nirgends recht gelingen wollen, obſchon viele Verſuche damit gemacht worden ſind. Unter andern ließ eine Geſellſchaft wohlhabender Gutsbe-

ſitzer

ſitzer auf ihre Privatkoſten ſechs Italiäner kommen, die hier den Anbau und die Zubereitung des Weins betreiben ſollten, allein auch das ſchlug fehl, denn die Trauben ſelbſt und der Boden ſind zu ſehr von den italiäniſchen verſchieden; es dürfte alſo wohl noch einige Zeit darüber hingehen, ehe man durch andere Verſuche herausbringen wird, welche Behandlungsart für dieſen Boden in Anſehung des Weins die beſte ſei; hat man ſie aber einmal gefunden, ſo wird die Frucht gewiß ſehr vorzüglich gerathen, da Lage und Klima hier ſo gut, als in Europa nur irgendwo ſind.

Dreizehnter Brief.

Peaks of Otter. — Der Kern-Wurm. — Mineral-Quellen.

Fincaſtle, im Mai.

Die Gegend zwiſchen den Südweſt- und den blauen Gebirgen iſt ſehr fruchtbar, und weit bevölkerter als das untere Virginien. Das Klima iſt gut und die Menſchen ſind geſund und ſtark.

Man hat hier an mehreren Stellen Eiſen- und Kupfererze entdeckt, auch ſchon verſchiedene Hüttenwerke dazu angelegt, bevor aber die Gegend nicht noch ſtärker bevölkert ſein wird als ſie jetzt iſt, möchte der Bergbau wohl nicht ernſtlich betrieben werden können.

Ich ging über die grünen Gebirge nach Lynchburgh, welches an der Südſeite des Fluwanna, 150 Meilen oberhalb Richmond, liegt; der Ort enthält zwar nur 100 Häuſer und eine Tabacks-Niederlage, wo jährlich etwa 2000 Oxhoft hingebracht werden; es iſt aber auch erſt 15 Jahre her, daß die Einwohner ſich hier angebaut haben, und dies Städtchen wird durch den Handel mit der Gegend umher bald ſehr blühend werden. Die hieſigen Boo-

Staatsbibliothek MÜNCHEN

te, in denen die Landesprodukte den Fluß hinunter geſchickt werden, ſind von 48 bis 54 Fuß lang, aber verhältnißmäßig nur ſehr ſchmal, und jedes mit nicht mehr als drei Leuten bemannt; in zehn Tagen gehen ſie nach Richmond hin und zurück. Abwärts treibt ſie der Strom, zurück aber werden ſie mit Grundſtangen fortgeſtoßen. Die Ladung richtet ſich nach dem jedesmaligen Waſſerſtande, der ſehr verſchieden iſt. Als ich auf dem Wege nach Lynchburgh den Fluß paſſirte, konnte man gemächlich hindurchreiten; am jenſeitigen Ufer aber ſah ich eine große Menge Schilf an den Zweigen der Bäume hangen, die weit über mich weg ragten, obſchon ich zu Pferde war. Wahrſcheinlich hatte die Fluth, welche im vorigen September eintrat, und wo das Waſſer 15 Fuß über ſeine gewöhnliche Höhe ſtieg, dieſes Schilf dort zurückgelaſſen.

Wenige Meilen von Lynchburgh, gegen die blauen Gebirge zu, liegt ein anderer kleiner Ort, Neu-London, wo während des Krieges ein Magazin und ein Zeughaus angelegt worden war. Als ich durchgieng war man gerade beſchäftigt das letztere in Ordnung zu bringen, die Waffen zu putzen und zu repariren, was wohl ſehr nöthig ſein mochte, denn das Zeughaus war in ſchlechten Umſtänden, wie ſie es in den vereinigten Staaten überhaupt alle ohne Ausnahme ſind.

Zwiſchen Neu-London und den blauen Gebirgen iſt die Gegend rauh, hüglicht und nicht ſehr bewohnt, die wenigen Menſchen aber die man dort findet, ſind ungewöhnlich groß und ſtark. Selten ſieht man einen unter 6 Fuß; auch wiſſen ſie ſich gewaltig viel mit ihrer Größe und Stärke. Von dieſer Statur ſind ſie längs dem ganzen Gebirge faſt durchgehends.

Die blauen Gebirge ſind bis zum Gipfel mit dichter Waldung bewachſen. Von den Bergen ſind einige ſteinicht, andere nicht, und auf dieſen iſt der Boden fruchtbar. Es giebt in dieſer Gebirgskette nur wenig Päſſe wo man durchkommen kann; da wo Ich meinen Weg

nahm, an der Südſeite ohnweit der Peaks of Otter (Ottern-Berggipfel) ſteigt das Gebirge Terraſſenförmig empor; es liegt nehmlich Ein kleiner Berg über dem andern, ſo daß man ohne es recht gewahr zu werden, den Gipfel erreicht.

Die Peaks of Otter (Pihks af Atter) ſind die höchſten Berge in der Reihe der blauen Gebirge, und, von ihrer Baſis an gemeſſen, hält man ſie für die höchſten in ganz Nordamerika. Nach Herrn Jefferſon ſoll der höchſte dieſer ſogenannten Otter-Berge 4000 Fuß ſenkrechte Höhe haben; er ſagt es freilich nicht mit Gewißheit, weil Er ſelbſt die Höhe nicht gemeſſen hat; er ſchließt es bloß aus mehreren Umſtänden. Ich kann Herrn Jefferſon nicht geradezu widerſprechen, weil auch ich die Höhe nicht gemeſſen habe; doch muß ich geſtehen, daß mir der höchſte unter den Otter-Bergen mit dem Snowden in Wallis gar nicht zu vergleichen ſchien, (hierin iſt jeder der ſie beide kennt, mit mir einſtimmig,) und dennoch iſt der höchſte Gipfel des Snowden, nach trigonometriſcher Meſſung, nicht höher als 3568 Fuß.

Jenſeits der blauen Gebirge, welche ich über den Otter-Berg paſſirte, iſt die Gegend nicht eher ſehr bewohnt als bis man nach Fincaſtle in Bottetourt-County kommt. Fincaſtle ſelbſt, 20 Meilen von dem Berge und 15 ſüdwärts vom Fluwanna, das erſt im Jahr 1790 angelegt worden, enthält 60 Häuſer, und wird ſchnell emporkommen. Der Boden umher iſt vortreflich und gut bebaut; ſo daß das Land hier eben ſo theuer iſt als in der Nähe von York und Lancaſter. Um die beſten Wieſen zu haben braucht man den Boden nur ein Jahr lang ganz unberührt zu laſſen. Die Einwohner ſind meiſtens Deutſche; die Anſiedler von dieſer Nation haben ſich längs dem fetten reichen Landſtrich, der von Penſylvanien durch den oberen Theil von Maryland und von da hinter den blauen Gebirgen bis nach den ſüdlichſten Gegenden von Virginien läuft, angebaut. Es iſt ſonderbar, daß von dieſen Leuten, welche Dreiviertheile von den Einwohnern

an der Weſtſeite der blauen Gebirge ausmachen, auch nicht Einer an der Oſtſeite derſelben ſich niedergelaſſen hat, obſchon das Land dort um den vierten Theil wohlfeiler iſt als hier. Man ſagte mir zwar, daß mehrere von ihnen jenſeits der Gebirge geweſen wären, um den Boden zu unterſuchen; die rothe Erde aber die ſie dort gefunden, war ihnen fremd, und die Gefahr welche ſie von den Bergwaſſern beſorgten, die oft ſo gewaltig anſchwellen, daß ſie große Strecken Landes überſchwemmen und die Saat mit fortſpülen, hielt ſie immer ab, ſich dort anzubauen.

An der Oſtſeite der Gebirge wächſt ſchöne Baumwolle, und das Klima iſt ſo mild, daß der Schnee nicht länger als höchſtens zwei Tage liegen bleibt; auf der andern Seite hingegen kommt die Baumwolle nie zur Reife, der Winter iſt ſtreng, die Felder ſind oft wochenlang mit Schnee bedeckt, und dieſer ſo feſt gefroren, daß die Landleute mit Schlitten fahren, welche auf der Oſtſeite der Gebirge in Virginien ganz unbekannt ſind. Daß ſolchergeſtalt zwiſchen der Oſt- und der Weſtſeite der blauen Gebirge, in Anſehung des Klima, ein ſo beträchtlicher Unterſchied ſtatt findet, ohnerachtet die beiden äußerſten Punkte dieſer Strecke kaum 30 Meilen von einander entfernt ſein mögen, und beide unter einerlei geographiſcher Breite liegen, — das dünkt mich in der That bemerkenswerth.

Nicht minder auffallend iſt es, daß man jenſeits den Gebirgen gar nichts vom Kornwurm weiß. Dieſes Inſekt, welches ſeine Eier in die Hülſe des Korns legt, zernagt daſſelbe, wenn es ungedroſchen in der Scheune liegt; um dieſem Uebel zuvorzukommen, driſcht man es gleich aus, läßt es aber in der Spreu liegen, da denn die Hitze welche dieſe hervorbringt den Wurm tödtet. Erſt ſeit wenigen Jahren kennt man dieſes ſchädliche Inſekt in Amerika; man behauptet allgemein, daß es an der öſtlichen Küſte von Maryland erzeugt worden, und zwar dadurch, daß jemand, in Erwartung daß die Preiſe ſteigen würden, ſein

Korn ſechs Jahre lang aufgeſpeichert hielt, nach deren Ablauf dies aufgeſchüttete Getreide voll ſolcher Würmer befunden ward, die ſich ſeitdem fortgepflanzt haben. Eine geraume Zeitlang ſetzte der Patomak ihrer weiteren Verbreitung Grenzen, endlich gelangte der Wurm doch auch auf das jenſeitige Ufer, und jetzt ſcheinen die blauen Gebirge der Damm zu ſein, der die weſtlichen Gegenden noch vor ſeinen Verwüſtungen ſchützt.

Noch ein anderes, dem Getreide eben ſo ſchädliches, Inſekt dieſer Art findet man hier, welches die Heſſiſche Fliege genannt wird, weil man glaubt, daß es während des Krieges mit der Fourage für die Heſſiſchen Truppen nach Amerika gekommen ſei. Dieſes Inſekt hält ſich im grünen Halm des Korns auf, und verwüſtet ſo ſchnell, daß oft, wenn man die ſchönſte Ernte erwartet, in drei Tagen alles zu Grunde gerichtet iſt. Auf der Südſeite des Patomak und jenſeits der blauen Gebirge kennt man dieſes Inſekt ebenfalls noch nicht. Man ſagt daß auf altem Lande das Getreide der Verwüſtung deſſelben bei weitem nicht ſo ausgeſetzt ſei; in dem Fall wäre die Erſcheinung dieſer Fliege wirklich eine Wohlthat für das Land zu nennen, weil ſie dazu beitragen muß, das bisher übliche Ausſaugungsſyſtem aus dem hieſigen Landbau zu verdrängen.

Bottetourt=County iſt gänzlich mit Bergen umgeben und von mehreren Bergketten durchſchnitten, wodurch das Klima überaus angenehm wird; auch iſt meinem Gefühl nach in ganz Nord=Amerika keins dem Engländer ſo behaglich als dieſes. Der Froſt iſt regelmäßig und nicht ſtrenger als in England; und iſt die Hitze auch größer, ſo ſind doch die Abende und die Nächte immer kühl. Vor zehn Uhr Morgens iſt die Hitze am ſtärkſten, dann erhebt ſich gewöhnlich ein ſanfter, angenehmer Wind von den Gebirgen her, welcher den ganzen Tag hindurch die Luft abkühlt, die hier ſo rein und ſo geſund iſt, daß man von kalten Fiebern gar nichts weiß und daß Fieberpatienten, die aus

dem niedern Theil des Landes gegen die See zu, hieher kommen, ſie hier in ſehr kurzer Zeit los werden.

In dem weſtlichen Theil von Bottetourt=County giebt es mehrere Mineral=Quellen, die gegen Ende des Sommers häufig beſucht werden; den größten Ruf haben die ſogenannten ſüßen Quellen am Fuß der Alleghany=Gebirge. Verwichenen Sommer waren an 200 Perſonen da. Die Wohnungen für die Kur=Gäſte ſind äußerſt ſchlecht; ich höre aber, daß eine Geſellſchaft aus Süd=Karolina den Platz gekauft hat und nun beſſere Wohnungen bauen will. Auch in den Jackſon=Gebirgen, einer Bergkette zwiſchen den blauen und Alleghany=Gebirgen, finden ſich Geſundbrunnen. Eine dieſer Quellen iſt warm, eine andre ſehr heiß, und wenige Schritte davon entſpringt eine ganz kalte; noch eine andere enthält viel Schwefel, ſo daß wenn ein Blatt von den darüber hangenden Zweigen hineinfällt, es in kurzer Zeit mit einer Schwefelkruſte überzogen iſt. Silber wird augenblicklich ſchwarz darin. Hoffentlich werden die Heilkräfte dieſer Quellen in der Folge unterſucht und genauer beſtimmt werden, denn jetzt weiß man nur wenig davon und es ſcheint faſt, als ob namentlich diejenigen, welche die ſogenannten ſüßen Quellen beſuchen, ihre Geneſung mehr der Veränderung des Klima als der Heilkraft des Waſſers zu verdanken haben.

Vierzehnter Brief.

Felſenbrücke — Maddiſonshöle — Staunton.

Wincheſter, im Mai.

Nachdem ich mich ziemlich lange noch in Bottetourt=County aufgehalten hatte, ging ich wieder über den Fluwanna nach Rockbridge=County. Dieſe Gegend hat ihren Namen von der merkwürdigen natürlichen Felſenbrücke

daſelbſt. Die Brücke liegt ohngefähr zehn Meilen vom Fluwanna und eben ſo weit von den blauen Gebirgen; ſie geht über einen tiefen Spalt in einem Berge, der, durch irgend eine große Naturbegebenheit, vom Gipfel bis zum Fuß auseinander geriſſen worden iſt. Der Spalt iſt beinahe zwei Meilen lang, die Tiefe wechſelt nach der Höhe des Berges ab, wo dieſer am höchſten iſt, iſt der Spalt 300 Fuß tief, auch iſt die Breite nicht überall gleich, aber nach dem Gipfel zu iſt der Spalt am breiteſten. Daß die beiden Seitenwände des Riſſes einſt ein Ganzes ausmachten, erhellet theils daraus, daß die hervorſtehenden Felſenſtücke an der einen die nehmliche Geſtalt haben, als die Vertiefungen in der andern, und theils aus der Gleichheit der Erd- Sand- und Lehmſchichten in beiden.

Der Bogen der Brücke beſteht aus Einer dichten Steinmaſſe, oder doch aus ſo feſt in einander gefügten einzelnen Steinen, daß er aus Einem Stück zu ſein ſcheint. Als der Berg geſpalten wurde, iſt dieſe Steinmaſſe wahrſcheinlich über den Spalt hinüber geriſſen worden, weil ſie an der einen Seite feſt, und an der andern nur in einem Erdlager war; dies dünkt mich wenigſtens wahrſcheinlicher, als daß der Berg an dieſer einzigen Stelle nicht ſollte von oben bis unten geſpalten worden ſein und daß das Waſſer nachher mit Gewalt die Oefnung gemacht hätte.

Der Weg nach der Felſenbrücke geht durch dichten Wald, und über einen Hügel; hat man dieſen faſt bis an den Gipfel erſtiegen, ſo hören die Bäume plötzlich auf, man thut einige Schritte nach dieſer offenen Stelle hin, und ſieht ſich, zu ſeinem nicht geringen Schreck, am Rande eines fürchterlichen Abgrundes. Unwillkührlich ſtarrt man zurück und hält es für ein Werk der Phantaſie. Man iſt auf der Brücke ſelbſt. Auf der einen Seite kann man ſich dem Rande derſelben ohne alle Gefahr nähern, ſich überbeugen und ſenkrecht in den Abgrund hinunter ſchauen, weil der Felſen ſelbſt hier eine Bruſtwehr bildet. Auf der

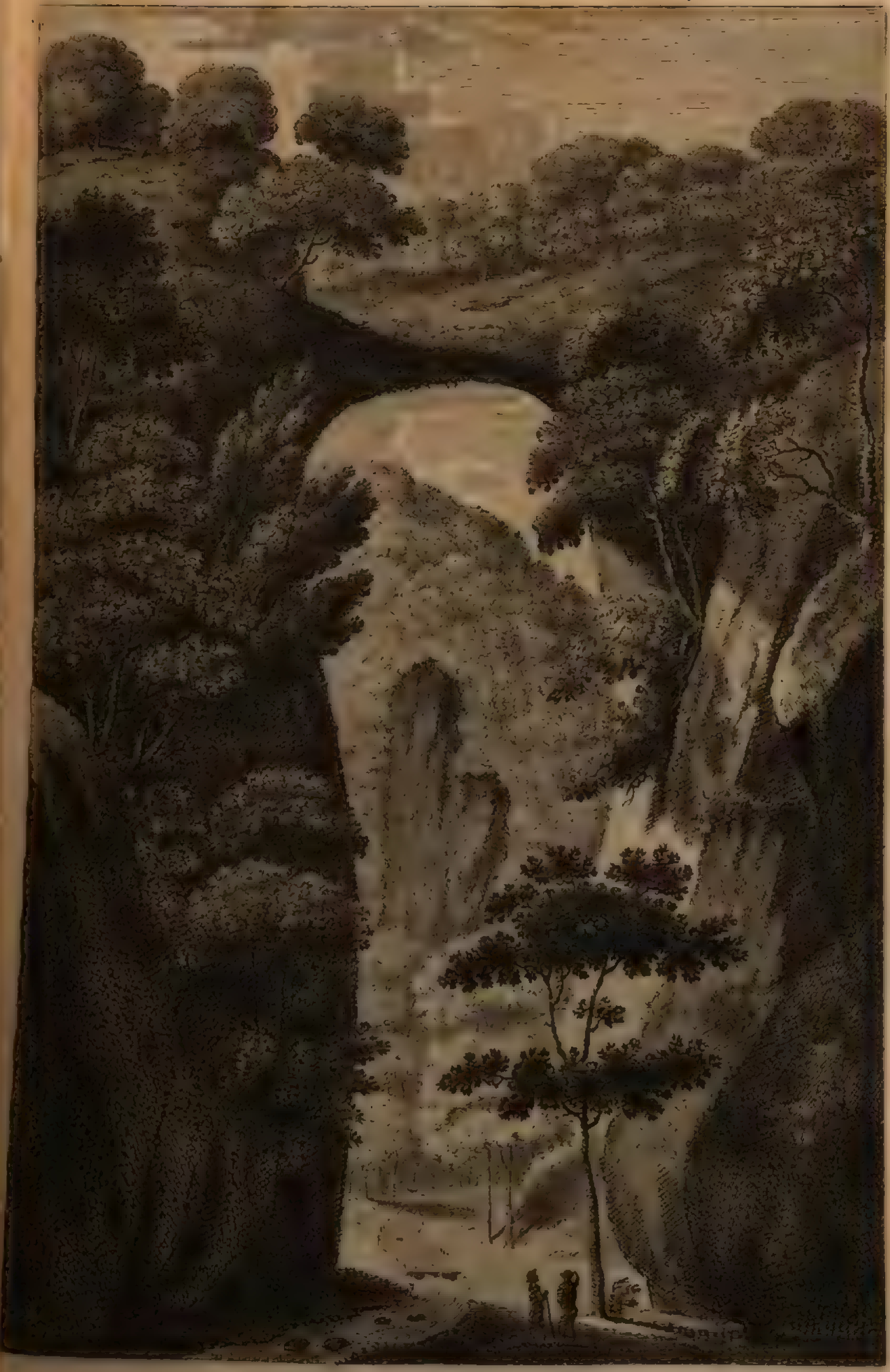
andern Seite kann man das aber nicht ohne Gefahr, denn es iſt keine Bruſtwehr da, und von der einen Seite des Fahrwegs an, der ziemlich über die Mitte der Brücke geht, iſt dieſe bis an den Rand hin abſchüſſig. Der Abhang iſt mit großen Bäumen, meiſtens Fichten und Zedern, bewachſen. Auch auf der andern Seite waren ſonſt Bäume und man hat über die Brücke gehn können, ohne zu ahnen, daß man darauf war, denn ſie iſt 80 Fuß breit. Neugierige aber haben die Bäume abgehauen, um zu ſehen, wie ſie in den Abgrund hinunter ſtürzten.

Einige Fuß von der Brücke windet ſich bis in den Grund hinab, ein ſchmaler Fußſteig längs der einen Seite des Spalts zwiſchen ungeheuren Felſen und Bäumen hindurch und hier iſt die Anſicht hinreißend groß. Der bewundernswürdige Bogen ſteht nehmlich in ſeiner ganzen Pracht da, und je genauer man ihn betrachtet, deſto erhabener und bewundernswürdiger findet man ihn. Das Ganze ſcheint von Menſchenhänden mit dem Meißel vollendet zu ſein. Die höchſte Höhe der Brücke iſt 213 Fuß, die Dicke des Bogens 40, die obere Spannung deſſelben 90, der Raum zwiſchen den Wiederlegern, welche aus feſten Kalkſteinen beſtehen, 50 Fuß.

Ein kleiner Bach, Cedar Creek (der Zedernbach) genannt, rauſcht über Felſenſtücke zwiſchen den Spalt durch und giebt der Scene noch mehr Schönheit und Leben.

Hart an der Brücke nimmt der Spalt und ſo auch der Bach eine plötzliche Wendung, ſo daß, wenn man unten ſteht und durch den Bogen hinblickt, man nur 150 Fuß weit ſehen kann; der Spalt geht alſo nicht, wie Herr Jefferſon ſagt, gerade aus und endigt ſich mit einer ſchönen Ausſicht auf die Nordgebirge. Die beiden Seitenwände des Riſſes ſind dicht mit Bäumen bewachſen, zwiſchen welchen hin und wieder große Maſſen von Kalkfelſen hervorragen.

Noch größer als hier von unten hinauf iſt die Anſicht von dem Gipfel einiger aufeinanderliegenden großen Fel-



die Felsenbrücke

ſenſtücke, die 50 Fuß unterhalb der Oberfläche des Spalts liegen, denn hier ſieht man den Bogen in ſeiner ganzen Schönheit und Größe und zugleich den Abgrund, über welchem er ſteht (Man ſehe die beigefügte Abbildung.)

Funfzig Meilen nordwärts von der Felſenbrücke, ebenfalls hinter den blauen Gebirgen, iſt eine andere Naturmerkwürdigkeit vorhanden, nehmlich eine große Höle, in der Gegend umher, unter dem Namen Maddiſonshöle bekannt. Sie befindet ſich in einem 200 Fuß hohen Berge, der an einer Seite ſo ſteil iſt, daß man vom Gipfel aus bequem einen Stein in den unten fließenden Strom werfen kann.

Der Fußſteig nach der Höle befindet ſich an der andern Seite, wo der Berg bequem zu erſteigen iſt; nur die letzten dreißig Schritte wendet er ſich plötzlich wieder nach der ſteilen Seite, an welcher der Berg von oben bis unten mit Bäumen und Felſenſtücken bedeckt iſt. Vor dem Eingang der Höle, welcher ohngefähr auf zwei Drittheil der Höhe des Berges liegt, hängt ein ungeheueres Felſenſtück über, das einzuſtürzen ſcheint, und ich konnte mich des grauſenden Gedankens nicht erwehren, daß, wenn es hinter mir einſtürzte, mich nichts in der Welt von dem fürchterlichſten Tode in dieſer unterirdiſchen Einſamkeit retten könnte. Unſer Führer nahm ein ziemlich großes Bündel Kienſtäbchen mit, um, ſtatt Kerzen, uns damit vorzuleuchten. Die erſte Kammer der Höle iſt 25 Fuß hoch, 15 breit und erſtreckt ſich zu beiden Seiten ziemlich weit; zur Rechten iſt der Boden etwas höher und wegen des beſtändigen Durchträufeln des Waſſers ſehr feucht. Das Thermometer, das draußen in freier Luft 67 Grad Fahrenheit gezeigt hatte, fiel hier auf 61°. Einige Schritte weit zur Linken kommt man in eine Art von Vorkammer, die zu der ſogenannten Schallkammer führt; letztere hat ihren Namen von dem ungeheuern Widerhall, den die Stimme oder ein Inſtrument darin hervorbringt; ſie iſt ohngefähr 20 Fuß ins Gevierte und oben gewölbt, an den

Wänden und an der Decke ſind ſchöne Stalaktiten, die urſprünglich hier, ſo wie überhaupt in der ganzen Höle, weiß waren, jetzt aber, da ſie ſo häufig von Fremden beſucht wird, vom Rauch der Kienſtäbchen faſt ganz mit Ruß überzogen ſind. Von der Schallkammer geht man nach der Vorkammer zurück, wendet ſich bald rechts, bald links, und gelangt endlich in einen wohl 180 Fuß langen abſchüſſigen Gang, der 13 Fuß Breite und ohngefähr 15 ſenkrechte Höhe hat; die Wände neigen ſich gegen einander und kommen oben völlig zuſammen. Dieſer Gang wird allmählich ſchmaler und endigt ſich an einem klaren ſtehenden Waſſer, das 3 bis 4 Fuß tief iſt. Wie weit es ſich erſtreckt, weiß man nicht; denn man hat zwar einmal verſucht mit Hülfe eines kleinen Kahns den Umfang zu beſtimmen, die Leute ſagten aber, daß, als ſie eine kleine Strecke weit gefahren, das Fahrzeug nicht weiter aus der Stelle zu bringen geweſen wäre. Wahrſcheinlich aber haben ſie ſich das aus Furcht eingebildet. Ich feuerte eine Kugel aus meinem Piſtol über das Waſſer hin, und der Schall kam vom hintern Theil der Höle zurück, ſo daß ich glaube, dieſer Gang reicht nicht viel weiter, als man ſehen kann. Die Wände ſind ein feſter Kalkſtein. Der Boden beſteht aus ſandiger, ſalpeterhaltiger Erde. Ueberhaupt iſt nicht nur in dieſer Höle und in der Nachbarſchaft, ſondern in den weſtlichen Gegenden von Virginien der Boden überall ſehr ſalpeterreich. Das Schießpulver, welches daraus verfertiget wird, macht einen wichtigen Artikel für den innern Landhandel aus.

Wenn man in jenem Gange etwa zwei Drittheile des Weges zurückgelegt hat, findet man rechts eine große Oefnung in der Wand, die nach einer andern Kammer führt, welche 10 Fuß tiefer als die erſtere liegt. Der Weg dahin iſt ſehr abſchüſſig, und der Boden ſehr ſchlüpferig, daher es beſchwerlich iſt, dahin zu gelangen. Dies iſt die ſchönſte Kammer in der ganzen Höle. Sie hat eine ovale Form, iſt 60 Fuß lang, 30 breit und an

manchen Stellen 50 Fuß hoch. An der Decke bilden die Stalaktiten die ſchönſten Draperien mit den feinſten Falten, an andern Orten freiſtehende Säulen. Schlägt man mit einem Stocke daran, ſo hallen die Gewölbe der ganzen Höle wider. Stellt man ſich in den Hintergrund dieſer Höle und läßt Jemand mit Licht zwiſchen den Säulen umher gehen, ſo bekömmt man tauſend fürchterliche, wunderbare Geſtalten zu ſehen. Der Boden ſenkt ſich allmählich nach einer Seite hin, wo wieder ein ſtehendes Waſſer iſt, welches ſeiner Lage nach mit dem zuvor erwähnten Verbindung zu haben ſcheint. Hier ſtand das Thermometer auf 50° Fahrenheit. Wir gingen nun nach den Eingang der Höle zurück und ſahen wirklich aus, als kämen wir aus der Unterwelt, ſo ſchwarz waren wir über und über vom Rauch der angezündeten Kienfackeln.

Hart hinter den blauen Gebirgen, zwiſchen Bottetourt-County und dem Patomak, wechſeln Hügel, Thäler und große fruchtbare Ebenen mit einander ab. Die niedern Gründe am Shennandoah, der auf 100 Meilen weit an den blauen Gebirgen hinläuft, ſind vorzüglich fruchtbar, und ſie machen eigentlich das wahre Shennandoahthal aus, obſchon die ganze Gegend bis auf mehrere Meilen vom Fluſſe, die zum Theil ſehr hüglicht iſt, dieſen Namen führt. Die Vegetation iſt hier nicht ganz ſo üppig als in Bottetourt-County, der Klee gedeihet aber vortreflich, und der Weizen giebt eine ſo reichliche Ernte, als in den vereinigten Staaten irgend ſonſtwo. Taback wird nur wenig gebaut, ſo auch türkiſcher Weizen, weil beides von Nachtfröſten leidet, welche im Frühjahr hier ſehr gewöhnlich ſind; überhaupt iſt das Klima hier nicht ganz ſo warm, als in den Niederungen an der Oſtſeite der Gebirge, aber auch bei weitem nicht ſo temperirt als in Bottetourt-County, wo im Sommer unabläſſig erfriſchende Winde wehen und im Winter die Berge vor dem Nordweſtwinde ſchützen.

Weſtwärts vom Gebirge nimmt die Volksmenge ungemein zu und bei Wincheſter, wo das Land am meiſten

bebaut iſt, die Wälder folglich ſehr gelichtet ſind, iſt die Gegend ſchon ſo holzleer, daß die Landleute ihr Holz zu Zäunen und Befriedigungen oft 10 bis 15 Meilen weit holen müſſen. Andere Gegenden und vornehmlich alle Anhöhen ſind indeß noch überall dicht mit Waldung bewachſen. Dieſe Hügel, und die dazwiſchen liegenden ſchönen grünen Felder, von unzähligen Armen des Shennandoah durchſchlängelt, machen auf dem ganzen Wege, von Bottetourt-County nach dem Patomak hin, die Landſchaft faſt überall unbeſchreiblich reizend, und die blauen Gebirge im Hintergrunde krönen den Proſpekt. Das Einzige was ich daraus weg wünſchte, ſind die im Zikzak geſtellten Zäune, die Blockhäuſer, die ein ſchwerfälliges und trauriges Anſehen haben, und die 3 bis 4 Fuß hohen Baumſtubben, die überall umherſtehen. Bei Urbarmachung des Bodens wird nehmlich hier zu Lande kein Baum bis dicht an die Wurzel abgehauen, weil, um dies zu bewerkſtelligen, der Arbeiter immer gebückt ſtehen müßte, auf dieſe Art aber den Tag über nicht ſo viel vor ſich bringen könnte, als wenn er ſichs bequemer macht und vom Zopf-Ende des Stammes ein gut Stück ſtehen läßt. Dem Landmann iſt beides gleichviel, da man die Stubben doch nicht ausradet, dieſe auch (weil man um die Wurzeln ein Feuer anzündet) nie mehr ausſchlagen, ſondern in 7—8 Jahren gänzlich verwittern.

Das angebaute Land iſt hier in lauter kleine Beſitzungen getheilt. Man kennt weder Reichthum noch Armuth, jedem gehört das Haus, welches er bewohnt, und das Land, das er bearbeitet; niemand iſt durch beſſere Erziehung oder mehrere Kenntniß ausgezeichnet. Alles lebt in einem glücklichen Zuſtande von Mittelmäßigkeit und Gleichheit.

Die freien Einwohner ſind meiſtens Deutſche, die hier wie in den andern Staaten, ihrem Charakter treu bleiben. Der ſechſte Theil der Seelenzahl beſteht aus Sklaven. In andern Gegenden iſt das Verhältniß der Freien zu den Sklaven anders; in Rokbridge-County

machen die Sklaven den elften, in Shennandoah-County den zwanzigſten Theil der Einwohner aus.

Zwiſchen Fincaſtle und dem Patomak, längs der großen Landſtraße, die von Norden nach Süden hinter den blauen Gebirgen wegläuft und von den nördlichen Staaten nach Kentucky führt, liegen mehrere kleine unbedeutende Orte, als, Lexington, Staunton, Newmarket, Woodſtock, Wincheſter, Strasburg, deren wenige mehr als 70 Häuſer enthalten.

Als ich des Weges kam, begegnete ich vielen Leuten von Kentucky und dem neuen Staate Teneſſee (Teneſſih) die nach Philadelphia und Baltimore reiſten. Andere gingen in entgegengeſetzter Richtung, wie ſie es nennen, auf Kundſchaft aus, das heißt, um ſich in den weſtlichen Gegenden Land zu neuen Niederlaſſungen auszuſuchen. Sie waren alle zu Pferde und hatten große wollene Decken zuſammengefaltet unter den Sätteln liegen, um ſich damit zuzudecken, wenn ſie im Walde unter freiem Himmel übernachten müſſen; auch waren ſie mit Degen und Piſtolen bewafnet, was jedoch jetzt nicht mehr ſo nöthig iſt als ehedem, bevor der Friede mit den Indianern geſchloſſen wurde. Damals durfte man es aber nicht wagen, in dieſer Gegend anders als in Geſellſchaft von 40 bis 50 Perſonen zu reiſen, und auch jetzt noch rathe ich niemand, ſich ganz allein auf den Weg zu machen, doch iſt man ſchon ziemlich ſicher, wenn nur fünf bis ſechs Perſonen beiſammen ſind. Längs der ganzen Landſtraße von Fincaſtle bis Lexington in Kentucky giebt es hin und wieder Häuſer, ſo daß man nur zwei oder drei Nächte frei im Walde zubringen darf.

Das zudringlichſte Volk in Amerika iſt das aus den weſtlichen Gegenden, und zwar aus bloßer Neugier. Oft hielt mich einer oder der andere an einer einſamen Stelle des Weges plötzlich an, ſo daß, wenn ich in einem andern Lande geweſen wäre, ich geglaubt hätte, von einem Straßenräuber angefallen zu ſein. Da hieß es

dann zur Bewillkommung: „O halten Sie mein Herr! ich wette, Sie kommen aus dem neuen Staate.“ Nein mein Herr. „Nun denn, von Kentucky?“ Auch nicht. „Ei was tauſend, woher kommen Sie denn ſonſt?“ Aus dem unteren Lande. „So; o da müſſen Sie recht viel Neues wiſſen; können Sie mir nicht ſagen, wie viel dort der Schinken gilt?“ Nein, mein Freund, das weiß ich wahrlich nicht. „Ha, ha, ich ſehe ſchon, Sie ſind ein Fremder, um Vergebung, wie heißen Sie?“ So geht es immer weiter, und der läſtige Geſellſchafter reitet ſicher mit bis zum nächſten Wirthshauſe, wo ein anderer ihn ablöſet.

Der erſte Ort, den man auf dieſem Wege erreicht, iſt Lexington, ein niedliches kleines Städtchen, das meiſtens von Irländern bewohnt wird. Es enthält nur ohngefähr 100 Häuſer, ein Gerichtshaus und eine Kirche; der größte Theil des Orts war, kurz zuvor ehe ich hinkam, abgebrannt. Dreißig Meilen weiter liegt Staunton, das 200 Häuſer, meiſtens von Steinen, und eine Kirche hat, es treibt einen anſehnlichen Handel mit dem innern Lande. Dies war der erſte Ort auf dem ganzen Wege von Lynchburgh aus bis hieher, eine Strecke von 150 Meilen, wo ich friſches Fleich bekam; außer dieſem ward mir ein einzigesmal, und zwar im Gebirge, etwas friſches Wildpret aufgetragen, ſonſt überall nichts als eingeſalzenes Schweinefleiſch mit dem grünen Kraute von Rüben als Gemüſe gekocht, oder eingeſalzener Fiſch in Butter gebraten und warmer Speckſallat dazu. Dies iſt in dieſer Gegend des Landes die tägliche Koſt das ganze Jahr hindurch.

Es iſt einem Europäer ſehr auffallend, in Amerika ſo viel Leute mit militäriſchen Titeln anzutreffen, deren Gewerbe dieſen Titeln gar nicht entſprechen; denn es iſt gar nichts Ungewöhnliches, einen Kapitän als Fracht-Fuhrmann, einen Oberſten als Führer der Landkutſche, und einen General hinter ſeinem Ladentiſch zu ſehen. Nirgend aber findet man ſo viel Militärperſonen als in

dem kleinen Staunton, denn hier iſt jeder rechtliche Mann entweder Rechtsgelehrter oder Arzt oder Militär. Der Grund davon liegt darin, daß jeder freie Mann in Amerika von 16 bis 50 Jahren ſich, wenn ſein Gewerb es nur irgend erlaubt, in die Miliz einrolliren laſſen muß. Dieſe beſteht in Virginien allein aus 62000 Mann, und iſt in 4 Diviſionen und 17 Brigaden getheilt, deren jede ihren General und andere Officiere hat. Dies allein erfordert ſchon eine große Menge Officiere; es giebt aber außerdem in den meiſten Städten noch Korps von Freiwilligen, deren jedes ebenfalls ſeine Officiere hat. Solcher Korps nun ſind in Staunton zwei, eins Kavallerie und eins Artillerie. Die Leute finden hier ein Vergnügen am Exerciren, und ſetzen eine Eitelkeit darin, in Uniform zu erſcheinen. Ueberdieß nehmen täglich Officiere, ſowohl von dieſem Korps als von der Miliz, ihren Abſchied, behalten aber ihren Militär-Charakter zeitlebens bei. Nächſt jenen giebt es noch Officiere von der alten Armee, die weder zur Miliz noch zu den Freiwilligen gehören. Die Miliz verſammelt ſich nur alle zwei bis drei Monate einmal, und da jeder für ſeine Bewafnung ſelbſt ſorgen muß, und es nicht nothwendig iſt in Uniform zu erſcheinen, ſo hat ſie eben kein ſonderlich militäriſches Anſehn.

Wincheſter iſt die größte Stadt in dem Gebiet jenſeits der blauen Gebirge, und liegt hundert Meilen nordwärts von Staunton. Sie hat 2000 Einwohner und 350 Häuſer, die ſehr einfach gebaut ſind. Die Straßen ſind regelmäßig aber eng, und der Ort hat ſonſt nichts merkwürdiges.

Funfzehnter Brief.

Durchfluß des Patomak und des Shennandoah durch eine Bergſchlucht. — Ankunft in Philadelphia. — Wetterbeobachtungen.

Philadelphia, im Juni 1796.

Als ich die Gegend weſtwärts, das heißt, jenſeits der blauen Gebirge in Virginien ziemlich durchkreuzt hatte, kam ich an den Patomak zurück, und zwar an derjenigen Stelle, wo er durch das blaue Gebirge hindurch fließt, welches Herr Jefferſon für eine der erhabenſten Naturſcenen erklärt, die allein ſchon eine Reiſe nach Amerika verdiene.

Die nächſten Umgebungen dieſes Bergpaſſes ſind wild und romantiſch. Nachdem man über mehrere kleine übereinander liegende Hügel gekommen iſt, erblickt man endlich die Oefnung im Gebirge, zugleich wendet ſich der Weg plötzlich, und geht einen langen ſteilen Berg hinab, der von hohen Bäumen beſchattet iſt. Auf der einen Seite des Wegs erblickt man über ſich große überhangende Felſenſtücke, die auf den Wanderer herabzuſtürzen drohen, auf der andern befindet ſich ein Abgrund, in deſſen Tiefe man das Waſſer rauſchen hört, aber, der Bäume wegen, es nicht ſehen kann. Am Fuße des Hügels liegt ein Wirthshaus nebſt noch einigen andern Häuſern, und hinter dieſen iſt, vom Felde aus, der Durchfluß des Stroms durch die Bergkette am beſten zu ſehen. Zur Linken windet ſich der Patomak durch fruchtbare Gegenden nach dem Gebirge zu, zur Rechten fließt der Shennandoah; am Fuß des Bergs vereinigen ſie ſich und ſtrömen ſo durch die Oefnung; jenſeits derſelben beträgt ihre gemeinſchaftliche Breite 1200 Fuß; ſo fließen ſie nun der See zu, und werden dem Auge durch die ſie umgebenden Hügel entzogen.

Die zackige Form der nach dem Fluß zu gekehrten Bergſeiten, desgleichen die großen Felſenſtücke, die auf dem

dem Boden umher liegen und die zum Theil wohl offenbar durch eine große Erſchütterung fortgeriſſen worden, ſind, wie Herr Jefferſon ſich ausdrückt: „Denkmähler von dem Kriege, der hier zwiſchen den Strömen und den Bergen ſtatt gefunden hat, und ſie beweiſen augenſcheinlich, daß die Gewäſſer des Patomak und des Shennandoah hier eine Zeitlang durch das blaue Gebirge aufgedämmt wurden, und ſo lange ſtiegen, bis ſie an dieſem Ort durchbrachen, indem ſie den Berg vom Gipfel bis zum Fuß ſpalteten.“ So viel iſt wenigſtens gewiß, daß wenn man die getrennte Bergkette wieder zuſammenfügen könnte, ſich durch die beiden Ströme eine große Waſſermaſſe auf der weſtlichen Seite anſammeln müßte, und daß dieſe Maſſe gerade auf den nehmlichen Fleck, wo jetzt die Oefnung iſt, mit der größten Gewalt drücken müßte, um ſich einen Ausweg zu bahnen, weil ſie hier am tiefſten wäre, indem dies weit und breit die niedrigſte Stelle iſt, wie Sie bei einem Blick auf die Karte ſchon daraus ſehen werden, daß alle Flüſſe in dieſer Gegend ihren Lauf hieher nehmen. Ob nicht demohngeachtet dieſe Oefnung in der Bergkette vielleicht von jeher vorhanden war, kann man jetzt nicht mehr beſtimmen; daß aber der gegenwärtige Zuſtand ihrer Wände ſich von irgend einer großen Ueberſchwemmung herſchreibt, iſt wohl nicht zu leugnen. Hiezu bedarf es in der That nichts mehr, als daß der Patomak und der Shennandoah einmal bei hohem Waſſer — welches doch alle Früh- und Spätjahre eintritt — ſo hoch geſtiegen wären, als im Jahre 1795 der Jamesfluß, nehmlich 15 Fuß über die gewöhnliche Höhe. Schon dadurch allein müßte das ganze Anſehn dieſer Oefnung ſehr weſentlich verändert worden ſein; denn das blaue Gebirge beſteht vom Gipfel bis zum Fuß aus großen Felſenſtücken, welche in fetter, lockerer Erde liegen, die ſchon von ſtarken Regengüſſen leicht weggeſpült wird, ſo daß die Steine loſe werden und hinabrollen. Ich ſelbſt habe ein Beiſpiel davon erlebt, das ich nie vergeſſen werde. An dem

Tage als ich hier ankam, hatte es den ganzen Morgen über geregnet; der Abend war heiter und ſchön, und da ich begierig war, die Gegend von allen Seiten zu ſehen, ließ ich mich über den Fluß ſetzen und klemm den Berg auf der andern Seite, an einer ziemlich ſteilen Stelle, hinan wo kein Weg war, und viele Felſenſtücke hervorragten. Ich war etwa 150 Fuß weit geklettert, als ein Stein auf den ich den Fuß ſetzte, und der ganz feſt zu ſein ſchien, plötzlich nachgab, und einen ſolchen Haufen anderer Steine mit einem ſo fürchterlichen Getöſe mit ſich fortriß, daß ich glaubte der ganze Berg ſtürze über mich, und jeden Augenblick erwartete, zertrümmert zu werden. Ich war ſchon 20 Fuß weit hinab geglitten, als ich zum Glück einen Zweig erhaſchte und mich daran feſt hielt. Die Steine fuhren indeß fort, haufenweiſe hinab zu rollen, ja mehrere male fing dies von neuem und heftiger an, nachdem ſchon ein oder zwei Minuten alles ſtill geweſen war. So hielt ich mich eine ganze Weile, und beſorgte jeden Augenblick, daß ein großer Stein ſich ablöſen, und den ganzen Baum an den ich mich hielt, mit hinunter reißen würde. Ich kannte weder Weg noch Steg, und ſah alſo kein anderes Mittel, herab zu kommen, als über die zum Theil eben herabgefallenen Steine; ein Unternehmen das mich mit Schrecken erfüllte. Indeß nahte die Nacht heran, ich mußte alſo nothwendig mein Heil verſuchen, und kam, bis auf einige Verletzungen an Hüften und Ellnbogen, glücklich hinunter. Man wünſchte mir ernſtlich Glück, daß ich der Gefahr ſo entronnen ſei, und ſagte mir, daß dieſes Nachgeben der Steine nach einem ſtarken Regenguß nichts ungewöhnliches ſei, ja beim plötzlichen Aufthauen einer großen Schneemaſſe, rollten bisweilen ungeheure Felſenſtücke mit einem Getöſe hinab, das man Meilenweit hören könne. Man kann hieraus abnehmen was für Folgen es haben muß, wenn nicht weit vom Fuße des Berges nur ein einziges Felſenſtück durch das Waſſer untergraben und ausgewaſchen wird. Das unmittelbar darüber liegende wird dann

auch fallen, und wird eine Menge anderer die mit ihm in Verbindung ſtehn, mit herab ziehn, und ſo kann leicht ein Riß von oben bis unten entſtehen. Dieſer Durchbruch zweier vereinigten Ströme durch die Bergkette iſt allerdings etwas Merkwürdiges und Sehenswerthes, aber ich bin weit entfernt, ihn mit Herrn Jefferſon für eine der erſtaunenswürdigſten Naturſcenen zu halten, welche ſchon allein eine Reiſe nach Amerika verdient. Auch will Niemand der die Sache kennt und ſeine Beſchreibung geleſen hat, hierin mit ihm übereinſtimmen. Ich für mein Theil glaube, daß wir nicht weiter als bis Wales zu reiſen brauchen, um Naturſcenen zu finden, die ungleich erhabner ſind. Freilich giebt es dort keinen ſo breiten Fluß als der Patomak, mehrere andere aber ſtürzen mit größerem Geräuſch und mehrerer Heftigkeit über Klippen als der Patomak und der Schennandoah, und die Felſen-Abgründe und Gebirge an dieſen hier ſind mit jenen in Wales keinesweges zu vergleichen. Nach Herrn Jefferſons Beſchreibung ſollte man faſt glauben, daß er dieſe Naturſcene gar nicht in ihrem jetzigen ruhigen Zuſtande, ſondern gerade in dem Augenblick geſehen haben müſſe, als die Fluthen den Berg eben zerriſſen, und alles in Aufruhr war.

Ich ſetzte nun über den Patomak, und ging nach Frederik in Maryland und von da nach Baltimore. Zwiſchen dieſen beiden Orten iſt der Boden bei weitem nicht ſo fruchtbar als bei den blauen Gebirgen, aber ziemlich gut angebaut. An mehreren Stellen findet ſich Eiſen und Kupfer, und es ſind bereits große Eiſenwerke im Gange, aber noch keine Kupferhämmer von einigem Belang. Das Eiſen iſt hier, wie überhaupt in Virginien und Penſylvanien, ſehr zähe, daher die Gußwaaren, namentlich Geſchirr, viel dünner als in England gegoſſen werden können, ohne daß man Bruchſchaden beſorgen dürfte, obgleich beim Transport ſehr gewaltſam damit umgegangen wird. In den Guß-Oefen und Schmieden arbeiten meiſtens Neger, die hiezu am beſten zu gebrauchen ſind, weil ſie einen außerordentlichen

Grad von Hitze ertragen können, da ſie, ſelbſt in den heißeſten Sommertagen, in ihren Hütten Feuer unterhalten und darum her ſitzen.

Die Pflanzungen und Landgüter in Maryland ſind zwiſchen 100 und 1000 Morgen groß; höher hinauf gegen die Gebirge zu, wo größtentheils Korn gebaut wird, iſt das Land in kleinere Beſitzungen getheilt, auch giebt es dort nur wenig Sklaven. In den unteren Gegenden dieſes Staates und hier, zwiſchen Frederik und Baltimore, findet man große ausgebreitete Pflanzungen, wo ſehr viel Taback gewonnen wird. Die Arbeit verrichten auch hier Neger, und alles iſt auf denſelben Fuß wie in Virginien eingerichtet. Die Häuſer ſind meiſtens von Holz, braun angeſtrichen, und der bedeckte Gang vor denſelben weiß.

Am 14ten Juni kam ich hier wieder an, nachdem ich beinahe drei Monate lang abweſend geweſen war. Das Wetter war die ganze Zeit hindurch nicht vier Tage hintereinander beſtändig. In Philadelphia ſtand das Thermometer ſchon am 14ten März in der Mittagsſtunde auf 65° Fahrenheit; acht Tage zuvor war es nicht höher als auf 14° geweſen. Zu Ende dieſes Monats ſtand es in Maryland am Mittag nie höher als 50°, die Abende waren kalt und ſtürmiſch, die Luft feucht. Auf der nördlichen Landſpitze von Virginien ſtand es in der zweiten Woche des Aprils zwei oder drei Tage hintereinander am Mittag 80° bis 84° Fahrenheit; ſobald aber der Wind ſich änderte, fiel es, und blieb mehrere Tage hindurch unter 70°. Als ich im April durch die untere Gegend von Virginien reiſte, ſtand das Thermometer ſehr oft auf 80°, im Mai aber kam es vor dem 14ten nicht wieder ſo hoch, ja es war bis dahin oftmals ſo kalt, daß man es ohne Kaminfeuer gar nicht aushalten konnte, und als ich in der Gegend der Südweſt-Gebirge war, fror es am 19ten Mai ſo ſtark, daß der frühe Weizen, die Kirſchen und die jungen Maispflanzen völlig erfroren. Das neue

Laub der Bäume wurde welk, und die ganze Landſchaft ſah aus wie im November. Den Tag nach dem Froſt ſtand das Thermometer in der Mittagsſtunde auf 46°, und vier Tage nachher ſchon wieder 81°, den Mai und Juni hindurch zwiſchen 60 und 80°. Im Ganzen hatten wir ſchönes Wetter, obſchon mitunter rauhe und unangenehme Tage. Auch der Zuſtand der Atmoſphäre ändert ſich ſehr ſchnell. Den 6ten Juni habe ich auf meinem Wege nach Frederik, als ich über den Patomak ging, eine ſo ſchnelle Veränderung erlebt, als mir noch nie vorgekommen war. Der Morgen war drückend heiß, der Wind Süd-Süd-Weſt. Um Ein Uhr Nachmittags erſchien eine ſchwarze Wolke am Horizont und es erhob ſich ein fürchterlicher Sturm der die ſtärkſten Bäume mit ſamt den Wurzeln ausriß, von Gewitter und Hagel begleitet, wobei Hagelkörner fielen die zum Theil dreimal größer waren als eine Erbſe; dann folgte ein Regenguß faſt ſo ſtark als ein Wolkenbruch. Dieſer ganze Vorgang dauerte ohngefehr 23 Minuten. Kurz vor dem Sturm ſtand das Thermometer 81°, und als alles vorüber war 59°, alſo in weniger denn einer halben Stunde ein Unterſchied von 22 Grad. Man weiß Beiſpiele, daß in Penſylvanien das Thermometer in 26 Stunden ſeinen Stand um 50 Grad verändert hat. Ueberhaupt iſt in den mittlern und ſüdlichen Staaten die Witterung ſehr veränderlich, und nicht zwei Jahre hintereinander bleibt ſie ſich in derſelben Jahreszeit gleich. Doktor Rittenhouſe verſichert, daß ſo lange er ſich in Penſylvanien aufgehalten, in jedem Monat, den Juli ausgenommen, Nachtfröſte eingefallen wären, und, daß ſelbſt im Juli zuweilen ſo kalte Tage einfielen, daß Kaminfeuer ſehr wohl behage.

Das Klima von Neu-Yerſey, Neu-York, Delaware und den obern Gegenden von Maryland, iſt dem penſylvaniſchen ziemlich gleich, nur daß es im nördlichen Theil von Neu-York, da wo es an Kanada gränzt, kälter iſt; die Winter ſind ſtreng und lang. In Penſylva-

nien ſind die äußerſten Thermometerpunkte die man bemerkt hat, 24 und 105°. Dieſe äußerſten Grenzen erreicht es aber nur ſelten, und nähert ſich noch eher dem höchſten Grad der Hitze als der Kälte. Im Winter des Jahres 1795 und in den drei vorhergehenden Jahren fiel das Thermometer nie unter 10°, ſelten aber vergeht ein Sommer, wo es nicht bis auf 96° ſtiege; das Jahr 1789 ward in dieſer Rückſicht als eine Ausnahme angeführt, weil es damahls nicht über 90° hinausgieng.

Von dem eigentlichen Druck der Hitze in Amerika kann man jedoch keinen richtigen Begrif haben, wenn man nicht den Stand des Hygrometers eben ſo genau als den des Thermometers beobachtet. Die Feuchtigkeit der Luft iſt nehmlich in den verſchiedenen Gegenden des Landes ſehr verſchieden, richtet ſich aber überall nach den Winden, und es iſt zum Erſtaunen, um wie viel erträglicher der nehmliche Grad von Hitze bei trockener als bei feuchter Luft iſt. In Neu-England zum Beiſpiel, iſt bei ſehr trockener Luft die Hitze, wenn das Thermometer auf 100° Fahrenheit ſteht, eben ſo erträglich, als wenn bei dem nehmlichen Winde das Thermometer in den unteren Gegenden der ſüdlichen Staaten, wo die Luft feucht iſt, auf 90° ſteht. Welch ein großer Unterſchied im Klima zwiſchen den Gebirgsgegenden und dem flachen Lande ſtatt findet, habe ich bereits, als von Virginien die Rede war, erwähnt und erinnere hier nur noch, daß es hiemit nicht in Virginien allein, ſondern durch ganz Nordamerika überall die nehmliche Bewandniß hat. So iſt z. B. in den Gebirgen von Neu-England, imgleichen längs den verſchiedenen Bergketten, welche durch Neu-York, Neu-Jerſey, Penſylvanien, Maryland und durch die ſüdlichen Staaten laufen, ja ſelbſt bis an die Grenze von Georgien, die Hitze bei weitem nicht ſo drückend, als man ſie in den nördlichen Theilen von Penſylvanien und Neu-York zwiſchen den Gebirgen und dem Ocean findet, wo das Land flach iſt.

Die Winde bringen, wie bereits gedacht, in allen Ge-

genden des Landes ohne Ausnahme, eine große Veränderung in der Temperatur der Luft und in der Atmſosphäre überhaupt hervor. Wenn Nordweſtwind iſt kann man den nehmlichen Grad von Hitze eher ertragen, als bei jedem andern Winde; denn dieſer Wind iſt gewöhnlich trocken und erfriſchend; ich fand die Luft zu allen Jahreszeiten nie angenehmer, als bei Nordweſtwind. Im Winter iſt er zwar ſehr ſchneidend, aber man hört bei weitem nicht ſo viel über Kälte klagen, als beim Nordoſtwind, der die Luft überdem rauh und neblicht macht. Der Südoſtwind iſt wärmer aber feucht, und bringt, wie hier zu Lande aller Oſtwind, Schnee oder Regen. Der Südweſt iſt, gleich dem Nordweſtwinde, trocken und warm, dreht er ſich aber mehr nach Süden, ſo bringt er oft Stürme und Gewitter.

Dieſe verſchiedenen Wirkungen der Winde in Amerika laſſen ſich aus ganz natürlichen Urſachen erklären. Der Nord weſt wind kommt aus ewig kalten Regionen und ſtreicht über eine ſo ungeheure Strecke Landes hin, daß er nothwendig trocken und kalt ſein muß. Der Nord oſt wind hingegen beſtreicht gefrorne Seen und das weite Meer, und iſt deshalb, wie alle andre Abſtuffungen des Oſtwindes, kalt und feucht. Die Südwinde kommen aus den warmen Regionen der Wendezirkel und bringen Hitze, die Südweſtwinde, die eben ſo wie die Nordweſtwinde über große Strecken Landes hinſtreichen, ſind daher eben ſo wie jene trocken, doch ſoll hierin die Gegend weſtwärts von dem Alleghany und von den in der nehmlichen Reihe liegenden appalachiſchen Gebirgen eine Ausnahme machen, denn dort ſoll der, ſonſt überall trockne und warme, Südweſtwind, oft Kälte und Regen bringen. Von dem Uebermaaß von Hitze und Kälte, welches auf der Oſtſeite der Gebirge ſtatt findet, weiß man auf der Weſt-Seite nichts.

Während der wenigen Tage, die ich jetzt in Philadelphia bin, war es ſo entſetzlich heiß, daß, wer es irgend vermeiden konnte, bei Tage nicht aus dem Hauſe gieng,

und wen Geſchäfte dazu zwangen, der gieng nicht anders als mit einem großen Sonnenſchirm und in leinenen weiten Beinkleidern und dergleichen Jacke. Die beſten Häuſer haben an der Außenſeite der Thüren und Fenſter ſogenannte Jalouſien (oder breite dünne hölzerne Stäbe, die auf eine Schnur gereihet, von der wagerechten bis in ſenkrechte. Richtung geſtellt werden können um auf dieſe Art Licht und Luft nach Willkühr des Bewohners durchzulaſſen) dieſe Jalouſien werden feſt zugemacht, die Thüren und Fenſter hingegen offen gehalten, um friſche Luft einzulaſſen. An den andern Häuſern hat man Fenſterladen, die den ganzen Tag über nicht geöfnet werden. Gegen Abend wird die Stadt wieder lebendig, die Häuſer werden gelüftet und alles ſtrömt hinaus, der friſchen kühlen Luft zu genießen, und bis zehn Uhr ſind die Straßen ſo voll und gedrängt, als wäre irgend etwas außerordentliches zu ſehen, dann fängt es an ruhiger zu werden, und um 11 Uhr kann man die halbe Stadt durchwandeln, ohne außer dem Nachtwächter irgend einer lebendigen Seele zu begegnen. Nach ſo heißen Tagen fällt oft ein ſtarker Thau, und die Nächte ſind kalt, oft aber fällt gar kein Thau, dann bleiben die Nächte auch warm; ſo ſtand mehrere Tage und Nächte hintereinander das Thermometer nie unter 80° und dennoch hat man mich verſichert, daß es zu Ende des Monats und im Auguſt noch heißer ſei; eben ſo ſoll es auch in den übrigen Seeſtädten ſüdwärts von Philadelphia, in Baltimore und Norfolk aber am allerheißeſten ſein. In ſo heißen Tagen kann das Fleiſch nur in Eiskellern aufbewahrt werden, ſonſt verdirbt es; Federvieh darf nur wenige Stunden vor dem Eſſen geſchlachtet werden, die Milch gerinnt, wenn ſie zwei Stunden ſteht und Fiſche und Butter werden nicht anders als mit Eis bedeckt zu Markte gebracht und oft ſind, troz allen dieſen Vorkehrungen die Fiſche dennoch verdorben und nicht zu genießen. Eis iſt ſolchergeſtalt hier ein unentbehrliches Bedürfniß, auch hat jeder Bauer immer einen großen Vorrath davon.

Sechzehnter Brief.

Abreiſe nach Canada. — Trenton. — Waſſerfall. — Neu-York. — Albany. — Jahresfeier der amerikaniſchen Unabhängigkeit. —

Albany, im Julii.

Eben als ich im Begriff war von Philadelphia nach Neu-York zu gehen, um von dort nach Canada zu reiſen, führte mein gutes Geſchick mir zwei artige junge Männer aus England zu, die gerade die nehmliche Reiſe machen wollten. Vernünftige und angenehme Reiſegefährten, denen man ſeine Bemerkungen und Gefühle mittheilen kann, ſind zwar überall ſehr wünſchenswerth und nützlich; hier zu Lande aber, wo man, um von einem Orte nach dem andern zu kommen, oft viele Meilen weit durch einſame Wälder reiſen muß, hier, wo bis auf wenige Ausnahmen eine ſolche Einförmigkeit in den Sitten und Gebräuchen der Einwohner ſtatt findet, wo man höchſt ſelten einen Menſchen findet, der von Seiten des Kopfes oder des Herzens intereſſirte, hier iſt ein guter Reiſegefährte noch ungleich mehr werth, als ſonſt irgendwo; auch hatte ich mir bei meiner Rückkehr von den blauen Gebirgen feſt vorgenommen, wo möglich, keine Reiſe in Amerika wieder allein zu machen. Meine Reiſegefährten hatten auch ihrer Seits die nehmliche Erfahrung gemacht und da ſie mit mir einerlei Reiſeplan hatten, ſo wurden wir auch über die Ausführung deſſelben bald genug eins. Wir mietheten uns einen Wagen bis Neu-York und verließen den 20ſten Junii das unangenehme, enge Philadelphia.

Die Straße geht 25 Meilen weit nahe am Delaware, auf den man, durch die hin und wieder ausgehauenen waldigen Ufer, ſchöne Ausſichten hat. Der ſchönſte Proſpekt des Fluſſes iſt von Briſtol, welches auf einer hohen Stelle des Ufers, 30 Meilen oberhalb Philadelphia liegt. Hier iſt der Fluß eine Meile breit, und gewöhnlich mit Schoonern und Schaluppen bedeckt; er windet ſich

majeſtätiſch um die Landſpitze auf der die Stadt gebaut iſt, und man kann auf mehrere Meilen ober- und unterhalb ſeinen ſanften Lauf durch die reiche ſchöne Gegend verfolgen. Briſtol gegenüber liegt Burlington, eine der größten Städte in Neu-Jerſey, theils auf einer Inſel, theils auf dem feſten Lande. Zehn Meilen weiter aufwärts ſetzt man, bei Trenton, über den Fluß; noch weiter den Fluß hinauf geht die Fahrt mit Seebooten nicht. Die Waſſerfälle, welche ihr ein Ende machen, hat man hier gerade vor ſich, ſie haben aber nichts angenehmes für das Auge. Jenſeits derſelben iſt mit kleinen Booten der Fluß noch an 100 Meilen höher hinauf zu befahren.

Trenton iſt die Hauptſtadt von Neu-Jerſey; es enthält 200 freundliche Häuſer, eine Kirche und das Staatenhaus, in welchem der Kongreß ſich während des Kriegs einige Zeit verſammelte; es iſt ein plumpes ſchwerfälliges Gebäude.

Zwölf Meilen von Trenton liegt Princeton, ein niedlicher kleiner Ort, der etwa 80 Häuſer enthält, die nur Eine Straße ausmachen, und ein Gymnaſium, das in den benachbarten Staaten ſehr viel Ruf hat. Die Anzahl der Studirenden in demſelben beläuft ſich ungefehr auf 70, nach ihrem Anſehn aber und den Studien die ſie treiben, ſollte dieſes Gymnaſium, ſo wie alle andere die ich in Amerika geſehen habe, eigentlich eine lateiniſche Schule heißen. Man führte uns in die Bibliothek, die ich äußerſt elend fand; ſie beſteht meiſtens aus alten theologiſchen Büchern, die ohne alle Ordnung aufgeſtellt ſind. Auf der einen Seite des Saals ſind ein paar kleine Repoſitorien, welche als das Muſeum gezeigt werden, das aus nichts als aus zwei kleinen ausgeſtopften Krokodillen und einigen wenigen merkwürdigen Fiſchen beſteht, die aber von vielem Umherwerfen und Handhaben ziemlich durchgeſcheuert waren. Auf der andern Seite ſteht ein Glasſchrank, in welchem einige phyſikaliſche Inſtrumente desgleichen ein Planetenſyſtem, um die Bewegung der Himmels-

körper zu verſinnlichen, aufbewahrt werden. Dieſes letztere Modell iſt von der Erſindung des Herrn Rittenhouſe, von dem ſeine Landsleute ſo viel Rühmens machen. Das Gebäude iſt von einfacher Bauart, hat 180 Fuß Fronte und iſt 4 Stock hoch.

Die nächſte Station iſt Braunſchweig, ein Ort von ungefehr 200 Häuſern, der nichts merkwürdiges hat, als eine 200 Schritt lange bequeme hölzerne Aufzugbrücke über dem Raritan, die zu beiden Seiten Geländer und Laternen hat; von da kommt man durch Eliſabeths-Town und Newark, ein paar freundliche, lebhafte Städtchen. Das letztere, wo ein guter geſellſchaftlicher Ton herrſcht, hat das Anſehen eines großen engliſchen Dorfs; die Häuſer liegen zerſtreut umher. Dieſe zwei kleinen Orte ſind nur 8 Meilen weit aus einander, jeder hat zwei Kirchen, deren hohe Thürme in der Entfernung ſchön über die ſie umgebenden Wälder hervorragen.

Neu-Jerſey iſt, von Norden nach Süden, 160 Meilen lang; die Breite iſt abwechſelnd von 40 bis 80 Meilen. Durch den nördlichen Theil dieſes Staats, nach Penſylvanien zu, laufen die blauen Gebirge, der ſüdliche Theil hingegen iſt flach und ſandig, auf Meilen weit mit Fichtenwäldern bedeckt, und wenig angebaut. Im mittlern Theil findet man große Strecken fetten fruchtbaren Bodens, mit unter auch ſandige, ſteinige und mit Waldung bedeckte Stellen, im Ganzen aber iſt dieſe Gegend, bis nach Newark hin, gut angebaut, und hie und da ſtehn ſchöne Bauerhäuſer. Jenſeit Newark wird die Gegend flach und bruchicht, und zwiſchen dieſem Ort und dem Poſaik-Fluß iſt allein ein 20 Meilen großer Bruch, durch den die Landſtraße auf 2 Meilen weit durchführt. Der Weg iſt eine Art Knüppeldamm von großen hart an einander liegenden Balken, und hat, um ihn trocken zu erhalten, zu beiden Seiten Gräben. Hier wurden wir zuerſt von den Muskito's geplagt, die ſich zu Ende des Sommers auch in Philadelphia zeigen. Ueber dem Poſaik, der hart am

Bruche vorbei fließt, iſt eine ſchöne hölzerne Brücke, wie in Braunſchweig über dem Raritan, und 15 Meilen oberhalb derſelben iſt ein merkwürdiger Waſſerfall. Der Fluß iſt dort ohngefehr 120 Fuß breit, und fließt bis auf wenige Fuß von den Fällen ganz ruhig und ſanft, dann ſtürzt er ſich plötzlich mit ungetheiltem Strom über eine 80 Fuß hohe Felſenbank. Unten drängt er ſich durch einen ungeheuren Felſenſpalt, deſſen Wände höher ſind als die Felſenbank des Falls, und allem Anſehen nach ehemals nicht getrennt mögen geweſen ſein.

In dieſer Gegend iſt ein ergiebiges Kupfer-Bergwerk, welches auf eine ſonderbare Weiſe entdeckt ward. Im Jahre 1751 gieng des Morgens um 3 Uhr jemand des Weges und ſah, zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, eine blaue Flamme Mannshoch aus der Erde empor lodern, die bald darauf verſchwand. Er zeichnete den Ort, man grub nach und fand mehrere große Klumpen gediegenes Kupfer. Es ſind bereits viele mißglückte Verſuche gemacht worden, dieſes Bergwerk zu bearbeiten. Die Unternehmer haben immer Schaden dabei gemacht.

Vielleicht iſt das Arbeitslohn allzu theuer, vielleicht iſt auch der Bau nicht gut geleitet worden. Zwiſchen dem Poſaik und dem Hudſon iſt die Gegend hüglicht, unfruchtbar und unintereſſant, bis man dem letzten Fluſſe nahe iſt; dann öffnet ſich plötzlich eine Ausſicht auf den Hafen von Neu-York und auf die Stadt. Den Fluß, der hier ſehr anſehnlich iſt, kann man auf mehrere Meilen oberhalb der Stadt überſehen, die Ufer an der Jerſey-Seite ſind ſteil und bis unten hin mit ſtattlichen Bäumen bewachſen, ſo daß der Wald gleichſam bis ins Waſſer zu reichen ſcheint. Die unzählige Menge Schiffe, die nach allen Seiten in Bewegung ſind, geben der Ausſicht viel Leben und Intereſſe.

Neu York liegt auf einer Inſel gleiches Nahmens, welche von dem Nord- und dem Oſtfluß und einem Kanal durch den ſie verbunden ſind, gebildet werden. Sie iſt beinah

14 Meilen lang und eine Meile breit; die Stadt ſteht am ſüdlichen Ende und reicht über die ganze Breite. Der Nord-River iſt beinahe 2 Meilen breit, der Oſtfluß, oder Nordoſtfluß, wie er vielmehr heißen ſollte, iſt nicht ganz ſo breit; beide ſind aber, bis nahe an die Stadt, für die größten Kauffahrer tief genug. Der vorzüglichſte Sitz der Handelsgeſchäfte iſt jedoch am Oſtfluß; hier liegen die meiſten Schiffe, weil die Fahrt im Winter nicht ſo zeitig durch das Eis unterbrochen wird. Deshalb ſtehen auch auf dieſer Seite der Stadt Häuſer und Speicher ſo dicht an einander als möglich. Die Straßen ſind eng, unbequem und ſchmutzig, wie in allen Seeſtädten, und daher im Sommer äußerſt ungeſund. In dieſem Theil der Stadt brach das gelbe Fieber im Jahr 1795 zuerſt aus, und auch 1796 wüthete eine bösartige Krankheit hier, die, wenn nicht das gelbe Fieber ſelbſt, ihm doch ſehr ähnlich war. Am Hudſon ſind die Straßen luftiger, der angenehmſte Theil der Stadt aber iſt bei der ſo genannten Batterie am ſüdlichen Ende der Inſel beim Zuſammenfluß der beiden Ströme. Als Neu-York im Beſitz der Engländer war, beſtand die Batterie aus zwei oder mehreren Reihen Kanonen über einander, jetzt aber iſt ſie abgetragen und gewährt einen ſehr angenehmen Spaziergang, der auch an Sommerabenden ſehr beſucht iſt, weil man dort die Seeluft genießt und eine ſchöne Ausſicht auf den Meerbuſen, auf Long- und auf Staten-Island, desgleichen auf die jerſeyſche Küſte hat. Iſt das Waſſer hoch, ſo ſind die Flüſſe voll Schiffe und die welche auf dem Oſtfluß gehen, müſſen wenige Fuß von dem Wall bei der Batterie vorbei ſegeln.

Von der Batterie geht eine ſchöne, 70 Fuß breite Straße, Broadway genannt, nordwärts durch die Stadt; zwiſchen dieſer und dem Nordfluß durchſchneiden ſich mehrere Straßen in rechten Winkeln, und von dieſen Durchſchnittspunkten aus hat man eine freie Ausſicht auf das Waſſer und auf die entfernten Ufer. Wären auf der entgegengeſetzten Seite von Broadway die Straßen ebenfalls bis an

den Oſtfluß hinuntergeführt; ſo würde die Stadt viel gewinnen. Hätte man überdem ſtatt der an den Anfuhrten unordentlich umherliegenden hölzernen Magazine förmliche Kays gemacht, ſo wäre Neu-York der ſchönſte Hafen in der Welt.

Mit der Unionsſtadt wird es eben ſo gehen, denn man fängt bereits an, dergleichen Anfuhrten und Magazine daneben an den Ufern zu erbauen. Es iſt ſonderbar, daß man beim erſten Entwurf nicht gleich daran gedacht hat, Einen großen fortlaufenden Kay anzulegen, der doch für die Schiffahrt eben ſo bequem ſein und der Stadt zu einer großen Zierde gereichen würde.

Unter den Privathäuſern giebt es, vorzüglich in Broadway, einige ſehr ſchöne. Die öffentlichen Gebäude aber, worunter 22 Kirchen und Gotteshäuſer verſchiedner Sekten ſind, haben nichts ausgezeichnetes.

Nach der Volkszählung im Jahr 1790 hatte Neu-York 30,148 freie Einwohner und 1180 Sklaven, jetzt aber iſt die Anzahl der Freien wohl auf 40,000 geſtiegen. Die Einwohner haben ſich, ſo wie die von Charleſton, ſeit langer Zeit ſchon durch Höflichkeit, Freundlichkeit und Gaſtfreiheit ausgezeichnet, welches auch allgemein anerkannt iſt. Tanz, Spielgeſellſchaft und Schauſpiel ſind ihre öffentlichen Vergnügungen. Kürzlich iſt ein ſchöner Tanzſaal erbauet worden, und jetzt wird ein neues Schauſpielhaus gebaut, das verhältnißmäßig faſt zu groß für die Stadt iſt. Das alte iſt ein ſchlechtes hölzernes Gebäude.

Die Luſt unſre Reiſe fortzuſetzen, ehe es zu ſpät im Jahre wäre, und hauptſächlich das Gerücht, als brächen in der Stadt allerhand Fieber aus, beſtimmten uns, Neu-York zu verlaſſen; wir ſchifften uns alſo den 2ten Juli Nachmittags um 2 Uhr, auf eine von den kleinen Schaluppen die den Hudſon befahren, nach Albany ein. Es regte ſich kein Lüftchen, aber die Fluth trieb das Schiff in einer halben Stunde zwei Meilen weit. Der Himmel war den ganzen Tag über heiter; auf der glatten glänzenden

Waſſerfläche ſpiegelten ſich die Gegenſtände am Ufer, und die unzähligen Fahrzeuge mit herabhangenden unbewegten Segeln, ſchienen wie durch einen Zauber über die Fluth weg zu gleiten; die Sonne, welche mit unbeſchreiblicher Pracht unterging, verſchönerte die herrliche ruhige Scene um uns her, und zeigte uns noch einmal die Thürme von Neu-York in der Vergoldung ihrer ſcheidenden Strahlen. Es iſt unmöglich, alle die prächtigen Anſichten zu beſchreiben, die ſich uns längs dem Fluſſe darſtellten; aber alles was eine glückliche Zuſammenſtellung von Hügeln und Thälern, von Wald und Waſſer an ſchönen Ausſichten darbieten kann, findet man hier in größter Vollkommenheit. An einigen Stellen iſt der Fluß 5 bis 6 Meilen breit, an andern nur wenige hundert Fuß, bald kann man ihn, ſo weit das Auge reicht, verfolgen, bald nimmt er eine ſchnelle Wendung und ſchlängelt ſich zwiſchen hohe Ufer eingeſchloſſen fort. Hier liegen Inſeln, dort ragen Bäume und Felſenſtücke aus ihm hervor. Das herrliche bis an den Rand des Waſſers angebaute Land, die friedlichen Bauerhäuſer, die entfernten Städte mit ihren Thürmen, Alles das erhöht die Schönheit dieſer Landſchaft unendlich.

Nach Sonnenuntergang erhob ſich ein ziemlich ſtarker Wind, der uns einen großen Theil der Nacht hindurch in einer Stunde 6 bis 7 Meilen vorwärts trieb. Einige Stunden mußten wir vor Anker liegen, weil es gefährlich iſt, im Finſtern über manche Stellen des Fluſſes zu ſegeln. Unſre Schaluppe war nur von 70 Tonnen, ſie hatte aber viel mehr Bequemlichkeiten als man in einem ſo kleinen Schiffe erwarten konnte, auch hatte ſie, wegen ihrer beſondern Bauart, eine ſo große Kajütte wie ein gewöhnliches Kauffartheiſchiff von 300 Tonnen. Alle Schaluppen nehmlich, welche dieſen Fluß befahren, ſind breit, kurz und flach. Sie ſind ungefehr 22 und einen halben Fuß breit, 55 Fuß lang und gehn 5 bis 6 Fuß unter Waſſer; es läßt ſich daher nur auf ruhigem Waſſer damit ſegeln.

Früh am andern Morgen waren wir Weſt-Point gegenüber, welches durch die Deſertion des Generals Arnold im amerikaniſchen Kriege und durch den daraus erfolgten Tod des unglücklichen Majors André merkwürdig geworden iſt. Das Fort liegt 150 Fuß über der Waſſerfläche. Niemand als die einſame Schildwacht war zu ſehen, die längs den mit hohem Graſe bewachſenen Wällen auf- und ab ging. Es war ein melancholiſcher Anblick, der durch den trüben Morgen und den Gedanken an das unglückliche Schickſal des bedauernswürdigen André um vieles erhöhet ward.

Nahe bei Weſt-Point liegt auch das Fort Putnam, das ſeit dem Frieden ſehr verfallen iſt, jetzt aber ausgebeſſert wird. Sollte zwiſchen Amerika und England je wieder Krieg entſtehen, ſo ſind dieſe beiden Forts von der größten Wichtigkeit, inſofern ſie einen Ring in der Kette von Forts ausmachen, welche ſich längs der Waſſerkommunikazion hinzieht, die Neu-York mit den engliſchen Kolonien verbindet.

In dieſer Gegend fängt das ſogenannte Hochland an, und erſtreckt ſich längs den beiden Ufern des Fluſſes mehrere Meilen weit; dieſer iſt hier ſehr ſchmal, und zwiſchen die Berge durch kommen oft plötzlich ſo ſtarke Windſtöße, daß Schiffen die alsdenn eben hier vorbei fahren, nicht ſelten der Topmaſt fortgeriſſen wird; unſer Kapitän ſelbſt hatte hier durch einen ſolchen Windſtoß einſt ſein großes Segel eingebüßt. Um ähnliche Unfälle zu verhüten, pflegt man, wenn der Himmel trübe iſt, an dieſen gefährlichen Stellen die Seegel einzuziehen.

Um 4 Uhr Morgens langten wir hier an dem Orte unſrer Beſtimmung an, 160 Meilen weit von Neu-York.

Albany hat jetzt 1100 Häuſer, es nimmt aber ſehr ſchnell zu, beſonders ſeitdem der Sitz der Regierung von Neu-York hieher verlegt iſt. Der ältere Theil der Stadt iſt abſcheulich, ſo auch die Straßen; die Häuſer ſind im alten holländiſchen Geſchmack mit den Giebeln nach der Straße

zu

zu und mit großen eiſernen Wetterfahnen auf den Dächern. Im neuen Theile iſt es beſſer, die Häuſer ſind ſchön, die Straßen bequem, gut erleuchtet und gut gepflaſtert Es giebt hier vier öffentliche Gotteshäuſer und ein Hospital. Im Sommer iſt der Aufenthalt ſehr unangenehm, weil die Stadt hart am Ufer liegt und aus dem Fluße, der nur ſehr langſam fließt, des Abends oft ganze Wolken von Dünſten aufſteigen. Unmittelbar hinter der Stadt ragt, wie zu Philadelphia, das Land ſenkrecht in die Höhe, verhindert den Zutritt der freien Luft und wirft die Sonnenſtralen mit Gewalt zurück. Demohnerachtet hält man den Ort für ſehr geſund.

Der 4te Juli, der Tag unſerer Ankunft, war das Jahresfeſt der amerikaniſchen Unabhängigkeit, und man kam uns mit der Verſicherung entgegen, daß große Zubereitungen zu dieſer Feierlichkeit gemacht würden. *) Um Mittag ward mit einer Trommel und Trompete das Zeichen zum Anfang der Feierlichkeit gegeben. Wir giengen auf einen Hügel eine Viertelmeile von der Stadt und fanden dort 60 Mann, theils Miliz, theils Volontäre, theils Infanterie, theils Kavallerie in Parade aufmarſchirt. Die Kavallerie war in Scharlach gekleidet, hatte aber Pferde von verſchiedener Größe und Farbe. 300 Zuſchauer ohngefehr hatten ſich hier verſammlet. Es wurden einige Salven aus Dreipfündern und kleinem Gewehr gegeben, und hierin beſtand die ganze Ceremonie. Dann ging alles zurück, die Officiere von der Miliz, welche den Zug ſchloſſen, trugen der Hitze wegen große Sonnenſchirme. Vor der Stadt ging der Zug auseinander; die Officiere der Miliz und der Volontäre ſpeiſten mit ein-

*) Unſer Wirth ſagte uns beim Ausſteigen, daß wir die Unordnung in ſeinem Hauſe verzeihen müßten, weil heute das Feſt der amerikaniſchen Unabhängigkeit, oder wie einige ſagten, der amerikaniſchen Unbeſonnenheit, gefeiert würde. Es wunderte uns nicht wenig, einen Republikaner ſo reden zu hören; indeß haben wir hinterdrein Leute genug angetroffen, die es gar keinen Hehl hatten, daß ſie ſeit der Revolution nicht ſo viel Ruhe und Frieden genoſſen hätten, als ehemals, da ſie noch brittiſche Koloniſten waren.

ander, und ſo endigte ſich der Tag ohne irgend eine öffentliche Luſtbarkeit. Freilich hätte die Feier eines Tages, der bei den Amerikanern noch in ſo friſchem Andenken ſein muß, mit allgemeiner Freude und Herrlichkeit begangen werden ſollen, weil er eine ſo glänzende Epoche in ihrer Geſchichte ausmacht; aber die Leute hier und in der Gegend umher ſind viel zu phlegmatiſch, ſie kennen keine andere Freude als Geld verdienen, und ſtreichen lieber die baaren Vortheile der Revolution ein, als daß ſie ihre Zeit mit dem, was ſie leere Freudensbezeugungen nennen, hinbringen ſollten.

Siebzehnter Brief.

Mineral-Quellen. — Miß M'crea's Ermordung. — Skenesborough. — Muskito's.

Skenesborough, im Julii.

Wir blieben noch einige Tage in Albany und mietheten dann, um nach Skenesborough am Champlain-See zu fahren, Pferd und Wagen, für die man uns anfänglich 70 Dollars (ungefähr 100 Thaler Conv. Münze) abforderte, aber nach Verlauf von zwei Tagen, als man ſah, daß wir uns nicht prellen laſſen, ſondern es abwarten wollten, für die Hälfte des zuerſt geforderten Preiſes überließ. Wir brachen ſehr früh auf, und erreichten um zwei Uhr Nachmittags das kleine Dorf Cohoz, nahe bei dem merkwürdigen Waſſerfall im Mohawk. Dieſer Fluß entſpringt an der Nordoſt-Seite des Oneida-Sees, und ergießt ſich nach einem Laufe von 140 Meilen, 10 Meilen oberhalb Albany, in den Hudſon. Der Cohoz-Fall iſt ohngefähr 3 Meilen oberhalb der Mündung. Der Fluß iſt hier 900 Fuß breit, ein Felſendamm geht quer hindurch, und von dem Rande dieſes Dammes fällt das

Waſſer, faſt in ganz gerader Linie von einem Ufer des Fluſſes bis an das andere hinüber, an 50 Fuß hoch ſenkrecht herab. Dieſer Fall nimmt ſich ſehr verſchieden aus, je nachdem das Waſſer groß oder klein iſt. Iſt das erſtere, ſo ſchießt es in Einem zuſammenhängenden Strom herab, iſt es klein, ſo ſehen an den mehreſten Stellen die kahlen Felſen hervor. Sie ſind ganz ſchwarz wie die Erde am Ufer, das zu beiden Seiten ſehr hoch iſt. Eine ſehr ſchöne Anſicht des Waſſerfalls hat man von der Brücke, welche ¾ Meilen unterhalb desſelben über den Fluß führt.

Von da ſetzten wir unſre Reiſe längs den Ufern des Hudſon fort, kamen durch Stillwater, einen kleinen Ort, der ſeinen Namen von der ungewöhnlichen Stille des gegenüberliegenden Fluſſes hat, und erreichten ſpät am Abend Saratoga, einen kleinen Ort von 40 zerſtreut umherliegenden Häuſern; er hat eine holländiſche Kirche, und liegt 35 Meilen weit von Albany.

In dieſer Gegend ſind am Rande eines großen Bruches (d. i. einer moraſtigen Niederung) verſchiedene Mineral-Quellen; eine davon, welche in dem Krater eines pyramidenförmigen 5 Fuß hohen Felſen entſpringt, iſt beſonders merkwürdig. Dieſer Fels, ſo wie die andern welche die Quellen umgeben, ſcheinen durch den Sinter entſtanden zu ſein, den dies Waſſer abſetzt. Es ſteht gewöhnlich 8 Zoll tief unter dem Rande des Kraters, welcher 9 Zoll im Durchmeſſer hat, und wirft Blaſen auf, als ob es kochte. Im Anfang des Sommers fließt es über. Die Beſtandtheile dieſer Quelle ſind noch nicht gehörig erforſcht, im allgemeinen glaubt man, daß es eine Mineral-Säure, ein Salz und viel fixe Luft enthält, und das ergiebt ſich auch zum Theil ſchon aus dem Geſchmack. Beim Gebrauch wirkt es auf einige wie ein Abführungs- auf andere wie ein Brechmittel. In dem Krater wird viel Stickluft erzeugt; eine brennende Kerze erliſcht, und ein Hund den man hineinhält, erſtickt darin.

Die Feſtungswerke welche während des Krieges bei Saratoga von den Engländern und Amerikanern angelegt worden waren, ſind völlig zerſtört. Das Land umher iſt gut angebaut, und der Pflug hat die Laufgräben geebnet. Wir gingen hier über den Hudſon und längs ſeinem öſtlichen Ufer bis nach Fort Eduard, wo man ihn aus dem Geſicht verliert. Die Landſtraße geht nördlich, der Fluß aber kommt hier in einer Wendung von Weſten her.

Fort Eduard war ſchon vor dem letzten amerikaniſchen Kriege geſchleift, die feindlichen Armeen aber ſtanden beide während des unglücklichen Streits in der Nähe deſſelben, und wir haben hier viel Menſchen geſprochen, die als Soldaten in jenem Kriege gedient hatten, und uns manche intereſſante Begebenheit, die ſich hier herum ereignete, zu erzählen wußten. So wußte unſer Wirth z. B. alle kleine Umſtände von dem Tode der Miß M'crea; er zeigte uns den Hügel wo die Indianer ſie ermordet hatten und wo ſie begraben worden war. Dieſes ſchöne junge Mädchen war die Braut eines Officiers in General Bourgoyne's Armee; er war um ihre Sicherheit beſorgt, weil an dem Orte wo ſie wohnte, viele Marodeurs in der Nähe waren; er vertraute ſie alſo einem kleinen Trupp treuer Indianer an, welche ſie ſicher nach dem Lager bringen ſollten. Ohnweit deſſelben begegneten dieſe einem Trupp Indianer von einem andern Stamme, der jedoch ebenfalls in brittiſchen Dienſten ſtand. Nun erhob ſich ein Streit wer von beiden die Ehre haben ſollte, Miß M'crea nach dem Lager zu führen. Als ſich die Indianer hierüber nicht vereinigen konnten, und wirklich ein Blutbad unter ihnen daraus zu entſtehen drohte, gerieth der Anführer der einen Partei auf den unglücklichen Einfall, daß es, um Blutvergießen zu verhüten, am ſicherſten wäre, wenn man die Urſach deſſelben aus dem Wege ſchafte, und ſo ſchlug er die arme Miß M'crea ohne Umſtände mit ſeiner Keule todt. Nun gingen die Indianer friedlich auseinander. Dieſer ſchauderhafte

Beweis von gefühlloſer Rohheit hatte indeß die Folge, daß bald nachher die Wilden größtentheils von der brittiſchen Armee ganz verabſchiedet wurden.

Fort Eduard liegt nahe am Fluß, und der Ort gleiches Namens, von 20 Häuſern ohngefähr, nicht ſehr weit davon. Bis dahin war der Weg noch erträglich, von da aber bis nach Fort Anne, welches ebenfalls vor dem Kriege geſchleift worden, war er ganz abſcheulich. Zwiſchen beiden Forts, wo der Boden ſehr fett und lehmig iſt, hat man, um das Geſchütz beſſer fort zu bringen, aus Baumſtämmen einen Knüppeldamm gemacht; weil aber von den Baumſtämmen viele ſchon verfault ſind, ſo bleiben in dergleichen Löchern die Räder oftmals ſtecken, und der Wagen kann nur mit Mühe wieder herausgehoben werden. Ohnerachtet der unſrige in ganz Albany der beſte ſein ſollte, ſo hing er doch nicht in Federn, und war überhaupt ſo ſchlecht beſchaffen, daß wir lieber ausſteigen, als uns auf dieſem holperichten Wege länger wollten zuſammenſchütteln laſſen. Wir gingen nun zu Fuß durch die Wälder, die hier ein weit majeſtätiſcheres Anſehen haben, als von Philadelphia bis hierher irgendwo; doch iſt dies mehr von der Höhe als von der Stärke der Bäume zu verſtehen, denn kein Stamm hatte mehr als 30 Zoll im Durchmeſſer. Ueberhaupt ſteht in allen Waldungen in Amerika der Umfang der Bäume nicht im Verhältniß mit ihrer Höhe. Der dickſte Baum, den ich hier zu Lande geſehen habe, war ein weißer Ahorn, der in fettem Boden auf den Ufern des Schennandoah ſteht, da wo dieſer Strom ſich mit dem Patomak vereinigt; aber auch dieſer Baum hat nicht mehr als 4 Fuß 4 Zoll im Durchmeſſer, doch ſollen in den Thälern von Kentucky und in einigen der weſtlichen Gegenden Bäume von ſieben bis acht Fuß im Durchmeſſer häufig vorhanden ſein. In den mittlern Staaten kann dies in denen nach dem Meere zu gelegenen Waldungen ſchon um deswillen nicht der Fall ſein, weil die Bäume viel zu gedrängt ſtehen. Die Wälder beſtehn

größtentheils aus Eichen, deren es zwanzig verſchiedene Arten in Amerika giebt, ferner aus Büchen, aus Hemlocks- und ſehr vielen Weymouths-Fichten, desgleichen aus Wallnußbäumen (Juglans alba L.) Ungemein wohlſchmeckende wilde Himbeeren findet man hier und weiter nordwärts in Menge, am meiſten aber in Kanada.

Jenſeits Fort Anne, 8 Meilen vom Fort Eduard, wird der Weg beſſer, und wir ſetzten uns wieder ein. Die erbärmlichen abgematteten Pferde aber konnten, ſo viel der Fuhrmann auch fluchte und peitſchte, nicht vorwärts, wir machten ihm daher den Vorſchlag, daß er eins der Vorderpferde reiten, und einer unſerer Bedienten die Hinterpferde antreiben ſollte; er willigte gern in alles, um nur unſer los zu werden, und beſtieg ſeine hagere Roſinante.

Sehr langſam nur ging es vorwärts, und endlich erreichten wir, ſowohl zur Beluſtigung eines jeden der unſern wunderbaren Aufzug ſah, als zu unſerer eigenen Freude, das kleine Skenesborough. Fünf Stunden hatten wir auf die letzten 2 Meilen zugebracht.

Skenesborough liegt oberhalb dem Zuſammenfluß des Wood-Creek mit dem South-River, wie er in allen Karten genannt wird; die Leute in der Gegend aber halten ihn für einen Theil des Champlain-Sees. Jetzt beſteht der Ort nur aus 12 Häuſern, ſollte aber je der bereits entworfene Plan, den Wood-Creek ſchiffbar zu machen und ſo den Champlain-See mit dem Hudſon zu verbinden, ausgeführt werden, ſo würde der Ort ohne Zweifel eine wichtige Handelsſtadt, nehmlich der Stapelort für alle die Erzeugniſſe werden, welche die Ufer des Champlains liefern, und die von hier aus weiter, nach den größern Marktplätzen, nach Neu-York und Albany, hingeſchaft werden würden.

Schon jetzt werden, trotz der Unbequemlichkeit eines 40 Meilen weiten Land-Transports bis nach dem Hudſon, kleine Ladungen von Mehl und Potaſche, womit Neu-York vorzüglich handelt, aus mehreren Gegenden des Sees hieher geſchickt, um nach Albany befördert zu

werden. So werden auch von Canada nach Neu=York Pelzwerk und Pferde und von Neu=York oſtindiſche Waaren wieder zurück über Skenesborough und den Champlain ſpedirt, da man, vermittelſt des Champlain=Sees, von Neu=York bis nach der Gegend am St. Lorenz zu Waſſer Handel treiben kann. Die Indianer nennen daher dieſen See: Canad=Eri Guarunka, den Mund, oder die Thür, des Landes.

Es giebt hier eine ſo ſchreckliche Menge Muskitos, daß wir, troz allen Vorkehrungen von Räuchern, Todtſchlagen und Gaze=Fenſtern, doch die erſten zwei Nächte erbärmlich von ihnen geſtochen wurden. Geſicht und Hände waren voll Blaſen. Nirgend ſah ich dies Inſekt von ſolcher Größe als hier, auch ſagte mir General Waſhington daß er in ganz Amerika nirgends ſo viel davon hätte ausſtehen müſſen als in Skenesborough, wo ihr Stachel durch die dickſten Stiefeln dringt. Die Lage des Ortes iſt ihnen freilich ſehr günſtig, da er gerade am Rande eines faſt ſtillſtehenden Waſſers liegt, das mit dichtem Walde umgeben iſt.

Die Muskito's ſind eine Art von Mücken, welche, wie dieſe, ihre Eier auf die Oberfläche des Waſſers legen, die in einigen Tagen ausgebrütet werden. Iſt aber das Waſſer im Moment wo das eben geborne Inſekt die Flügel zum erſtenmal ausbreitet, nicht völlig ruhig und die Luft nicht milde, ſo ſtirbt es; an ſtehenden Waſſern findet man ſie daher in großer Menge, hingegen nie an reiſſenden Strömen, deren Ufer hoch und trocken ſind. Die Blutmiſchung der Europäer ſcheint ihnen vorzüglich zu behagen, denn wirklich haben Menſchen aus unſerm Welttheil, im erſten Jahre ihres Hierſeins, mehr von ihnen auszuſtehen als die Amerikaner, die den Stich gar nicht achten. Das Inſekt läßt immer ein wenig Feuchtigkeit in der Oeffnung, die es mit ſeinem Stachel gemacht hat, und dies ſcheint den Reiz und die Geſchwulſt hervorzubringen. Auf friſcher That kann man das Jucken durch flüchtiges Alkali ſtillen,

ſo auch dadurch daß man den leidenden Theil in kaltes Waſſer hält. Iſt aber der Stich ſchon älter und das Gift des Inſekts bereits eine Zeitlang unter der Haut vorhanden, ſo kann das Kratzen ſehr gefährlich werden. Man hat mehrere Beiſpiele, daß Menſchen deshalb Monate lang das Bett hüten mußten und nur mit genauer Noth ohne Verluſt des angegriffenen Gliedmaßes davon kamen. Am beſten thut man die Blaſe den andern Tag mit einer Lanzette zu öffnen und das Blut und die wäßrichte Materie heraus zu laſſen.

Achtzehnter Brief.

Einſchiffung auf dem Champlain-See und Beſchreibung deſſelben und der umliegenden Gegend. — Capitain Thomas und ſeine Indianer. — St. Lorenzſtrom.

Montreal im Julii.

Bald nach unſerer Ankunft in Skenesborough mietheten wir ein kleines Boot von ungefehr 10 Tonnen Laſt, um über den Champlain zu fahren. Wir wollten unverzüglich unter Segel gehen, unſer Bootsmann aber meinte daß dies bei dem damaligen Stand des Windes ſchlechterdings unmöglich ſei; wir waren alſo genöthigt uns von den hungrigen Muskito's in Skenesborough noch 3 Tage länger quälen zu laſſen. Der Wind änderte ſich zwar oft, dem Bootsmann war er aber immer noch nicht recht; bis wir endlich, des ſehr unangenehmen Aufenthalts herzlich müde, uns ſeine Einwendungen nicht länger gefallen ließen, zumal ſie nicht viel Sachkenntniß verriethen, ſondern darauf beſtanden unter Segel zu gehen; und dieſer Entſchluß bekam uns recht wohl, denn wir langten ganzer drei Tage früher in Canada an als die andern Boote, die ſich nicht getraut hatten abzuſeegeln, bis der Wind ſich völlig gedreht hatte.

Um 1 Uhr ſpannten wir die Segel auf, da aber der Kanal ſehr ſchmal iſt, ſo konnten wir mit Laviren nicht viel vor uns bringen, und hatten bis Sonnenuntergang nur 6 Meilen gemacht, dann landeten wir auf der Seite von Vermont und gingen nach einer nicht weit entlegenen Meierei, um uns einigen Mundvorrath zu verſchaffen; unſer Bootsmann hatte uns nehmlich verſichert, daß es nicht nöthig ſei von Skenesborough etwas mitzunehmen, weil auf dem ganzen Wege hart am Ufer ſehr gute Häuſer wären, wo alles zu haben ſei. Im erſten wo wir anſprachen, war weder Brod, noch Milch, noch Eier zu haben, das Haus war voll Kinder und die Leute ſchienen für ſich ſelbſt kaum genug zu haben; im zweiten fanden wir einen ehrwürdigen Greis an der Thüre, der die Zeitung las, ſie uns höflich zum Durchleſen anbot und über Politik zu ſprechen anfing. Wir dankten ihm für ſein Anerbieten und gaben ihm zu verſtehen, daß uns ein Stück Brod viel lieber ſein würde; das war aber nicht zu haben und wir mußten uns mit einem friſchen vermontſchen Käſe begnügen. Wir verſuchten es nun noch bei einem dritten Hauſe, aber auch da war leider nichts als ein wenig Milch zu haben. Mit dieſer unzulänglichen Proviſion kehrten wir nun nach unſerm Boot zurück, wo wir zum Glück noch etwas Wein und Zwieback im Vorrath hatten.

Die amerikaniſchen Landleute behelfen ſich lieber zu dreien in Einem Bette, als daß ſie einen Fremden abwieſen, der um Nachtlager bei ihnen bittet. Alle die Häuſer aber, die wir bis jetzt geſehen hatten, waren ſo voll Menſchen, daß wir eben nicht viel Bequemlichkeit darin erwarten konnten, und daher lieber am Bord unſers kleinen Schiffes ſchlafen wollten. Zu dieſem Zweck befeſtigten wir es an einem bequemen Ort am Ufer, wickelten uns in Decken, die wir weislich von Neu-York mitgenommen hatten, und ſchliefen auf harten Brettern, von Muskito's aber ungeſtört, ruhig und ſanfter als manche der vorhergegangenen Nächte.

Der Wind war uns am andern Morgen immer noch nicht günſtig, der See aber war hier breiter, wir kamen daher doch ſchneller vorwärts. Wir mußten uns wieder mit ſpärlicher, magerer Koſt behelfen, denn in zwei ſogenannten Wirthshäuſern, wo wir um zu frühſtücken und Mittag zu eſſen anhielten, bekamen wir in dem einen nur ein wenig Milch und zwei Pfund Brodt, im andern etwas fettes Schweinepökelfleiſch und einige Eier. Das äußere Anſehen eines dieſer Wirthshäuſer war auffallend ſchlecht. Das Fachwerk war weder mit Steinen noch mit Lehm ausgefüllt, ſondern es waren nur einige Bretter vorgenagelt, und die dazwiſchen vorhandenen Ritzen waren außer der Thür die einzigen Oeffnungen, wodurch das Tageslicht hineinfiel. Das Dach war ſo durchlöchert, daß wir am Kamin naß vom Regen wurden. Es iſt in der That zu verwundern, daß Menſchen, die ſich die Bedürfniſſe, ja ſogar die Bequemlichkeiten des Lebens ſo leicht verſchaffen können, ſich ſo äußerſt ſchlecht behelfen. Die Geldgier aber, ein eigenthümlicher Zug im National-Charakter der Amerikaner, verleitet vorzüglich den minder begüterten Landmann, ſich allen möglichen Unbequemlichkeiten auszuſetzen, um nur Geld zu ſparen. Findet er Gelegenheit ſeine Feldfrüchte mit Vortheil zu verkaufen, ſo behält er für die Bedürfniſſe ſeines Hauſes ſo wenig als nur immer möglich, zurück, und behilft ſich das ganze Jahr hindurch mit ſchlechtem Brodt, Pökelfleiſch und Fiſchen, die er in den benachbarten Seen und Flüſſen fangen kann. Wie behaglich das Haus auch ſein mag, welches er ſich zu ſeinem eigenen Gebrauch gebaut hat, für Geld tritt er es doch ſehr gern ab und wohnt ſo lange wieder in der ſchlechteſten hölzernen Hütte bis er Zeit findet ſich ein neues zu bauen.

So bald der Regen vorüber war, verließen wir den oben erwähnten erbärmlichen Aufenthalt, und da der Wind uns günſtig ward, erreichten wir in derſelben Nacht Ticonderago. Wir ſtiegen im Wirthshauſe, einem

großen ſteinernen Gebäude ab, und man wies uns in ein großes Zimmer, welches bereits ganz voll Bootsknechte und Paſſagiere war, die ſo eben von St. John in Canada angekommen waren. Wir machten uns alſo gefaßt noch einige Stunden warten zu müſſen bis das Abendeſſen für eine ſo zahlreiche Geſellſchaft bereitet ſein würde, und daß wir dann gemeinſchaftlich es verzehren würden, wie es hier auf dem Lande Sitte iſt; deſto mehr erſtaunten wir, als man für uns allein auf einen reinlichen Tiſch ein kleines Abendbrodt auftrug, und alle übrige Anweſende nicht eher bediente, als bis wir fertig waren. Dies war ſo ſehr gegen das Syſtem der Gleichheit, daß wir es uns gar nicht erklären konnten; das Räthſel löſte ſich aber bald, da wir hörten daß die Wirthin lange Zeit über in Quebeck ein Wirthshaus gehalten. Der Hausherr war Richter, ein finſterer mürriſcher Mann, der in zerriſſenem Rock und ungekämmten Haaren, mit einem Buche in der Hand am Kamin ſaß, ohne ſich im mindeſten um die Gäſte zu bekümmern *). Hier zu Lande beſorgen aber in den Wirthshäuſern die Frauen allein die häuslichen Geſchäfte, die Männer betreiben die Landwirthſchaft oder haben ein anderweitiges Geſchäft.

Das alte Fort und die Kaſernen von Tinconderago liegen auf dem Gipfel eines Berges hart hinter dem Wirthshauſe, ſie ſind aber völlig verfallen, und dürften ſchwerlich wieder aufgebaut werden, weil ſie von einem höhern Berge, Mount Defiance genannt, beſchoſſen werden können. Auf dieſe Weiſe haben im letzten Kriege die Engländer dieſen Poſten eingenommen.

Am folgenden Morgen verließen wir Tinconderago und ſetzten unſere Reiſe nach Crown-Point fort, wo wir landeten, um das alte Fort zu beſehen, von dem nur noch einige Ruinen übrig ſind; denn kurz zuvor, ehe es die Engländer übergaben, flog das Pulvermagazin in die

*) Es war zwar am 15. Julii, aber ſo kalt, daß ein Kaminfeuer ganz behaglich war.

Luft und riß einen Theil des Forts mit weg. Seit der Zeit wird das Erdreich hier in der Nachbarſchaft ſehr umgewühlt, weil die Landleute durch Nachgraben noch immer Kartätſchen= und andre Kugeln zu finden hoffen. Die bombenfeſten Gewölbe hat man eingeriſſen, um die Mauerſteine anderweitig zu gebrauchen. Nur die Graben an der Südſeite ſind noch unbeſchädigt; ſie ſind breit und tief, in den Kalkfelſen gehauen, und haben, weil ſie oberwärts mit allerhand Geſträuch bewachſen ſind, ein großes und mahleriſches Anſehn. Ueberhaupt macht das Fort mit ſeinen alten mit Ephen überrankten Gebäuden, der See und die entfernten Gebirge dahinter, ein ſehr ſchönes Landſchaftsgemählde. Das Fort nebſt 700 Morgen daran ſtoßenden urbaren Landes gehören dem Staate Neu-York und ſind für 150 Dollars (33 Pfund 10 Schilling Sterling) jährlich verpachtet, die einer Schulanſtalt angewieſen ſind.

Crown=Point iſt der vortheilhafteſte Platz an den Ufern des Sees für einen militäriſchen Poſten; es wird nicht wie Tinconderago von benachbarten Anhöhen dominirt, und der See iſt hier ſo ſchmal, daß kein Schiff vorbeifahren kann, ohne von den Kanonen erreicht zu werden. Wir wurden hier ſehr angenehm durch den Anblick eines großen Kahns von Baumrinde auf dem See überraſcht, worinn ſich drei Indianer in ihrer eigenthümlichen Kleidung befanden. Es waren die erſten die ich ſah; ſie landeten und es geſellten ſich bald 6 oder 7 andere zu ihnen, die zu Lande gekommen waren.

Wir hatten von Skenesborough einen armen kleinen Kanadier mit an Bord genommen, der ſich durch die ſchönen Erzählungen von den vereinigten Staaten hatte verleiten laſſen, dort ſein Glück zu verſuchen. Sein Dienſtherr in Albany war aber ſchlecht mit ihm umgegangen, und da er wohl einſah, er würde ſich, weil er kein engliſch verſtand, nicht Recht verſchaffen können, ſo fand er es für das rathſamſte, wieder nach ſeiner Heimath zurück zu

kehren. Wir hatten ihn unterwegs allerlei über die Indianer gefragt, und er hatte uns eine große Erzählung von einem Kapitän Thomas gemacht, einem Oberhaupt der Cachenonage-Nation, bei deſſen Dorf er zu Hauſe gehörte. Dieſer Thomas, ſagte er uns, ſei ein ſehr reicher Mann, habe ein ſchönes Haus, worinn er wie ein Herr lebe, und wenn wir ihn beſuchten, würden wir gewiß gut aufgenommen werden. Er ſei auch ein Chriſt, habe eine Kirche gebaut, und ſei ſehr mildthätig; ja, ſetzte er hinzu, wenn er wüßte, daß ich jetzt in Noth bin, würde er mir gewiß einige Dollars ſchenken und bekräftigte dies mit dem Beifügen: o, je vous aſſure Meſſieurs, que c'eſt un bon ſauvage! Wir mußten über den kleinen Kanadier herzlich lachen, der, ſelbſt halb nackt und beinahe ſo ſchwarz als ein Mulatte, ſeine Lobrede auf den Thomas mit den Worten ſchloß: daß er ein guter Wilder wäre. Indeß machte uns dieſe Erzählung ſehr begierig, dieſes Oberhaupt der amerikaniſchen Wilden zu ſehn, und glücklicher Weiſe war die Geſellſchaft Indianer, die mit uns zugleich hier bei Chimney-Point (eine Landſpitze, die Crown-Point gegenüber liegt) anlandete, von der Cachenonage-Nation und der Hauptmann Thomas war an ihrer Spitze. Er ſchien etwa 45 Jahr alt zu ſein, war beinahe 6 Fuß hoch und verhältnißmäßig von ſtarkem Gliederbau, welches bei den Indianern, die in der Regel alle ſchlank zu ſein pflegen, etwas ſeltenes iſt. Er gieng in Stiefeln und war europäiſch gekleidet, das Haar kurz abgeſchnitten; ſeine Leute gingen alle indianiſch und konnten kein Wort engliſch oder franzöſiſch ſprechen, da hingegen Er beide Sprachen redete; die erſtere zwar etwas mühſam und nicht ganz korrekt, die letztere aber dem Anſehen nach ſo geläufig als ſeine Mutterſprache. Der Handel ſchien ſeine Hauptſache zu ſein, und er hatte ſich, wie wir hernach hörten, mit ſo gutem Erfolge darauf gelegt, daß er in Montreal überall für 500 Pfund Sterling Kredit findet. Jetzt hatte er 30 Pferde bei ſich und eine Anzahl Felle in ſeinem

Kanot (Kahn), die er in Albany verkaufen wollte. Er ſagte, ſeine Leute hätten nur wenig Bedürfniſſe, er ſorge dafür, dieſe immer zu befriedigen; dafür brächten ſie ihm die Felle die ſie durch die Jagd gewönnen, warteten ſeine Pferde und begleiteten ihn gern auf ſeinen Handelsreiſen. Auf dieſe Weiſe muß er freilich viel gewinnen. Er ſagte uns, wenn wir ihn beſuchen wollten, ſolle es uns nicht gereuen; es wären einige ſehr ſchöne Squaws (Indianerinnen) in ſeinem Dorfe, und wir ſollten jeder eine zur Frau haben. Wir verſprachen ihn zu beſuchen, wenn es uns irgend möglich wäre, und ſchieden als ſehr gute Freunde auseinander. Bei ſeiner Nation ſcheint er eben nicht beſonders in Achtung zu ſtehen; ſie halten mehr auf einen der ein guter Krieger und Jäger iſt, und ganz wie ſie lebt, als auf einen der, wie dieſer Kapitän Thomas, Handel treibt, und in ſeinen Sitten den Weißen nachahmt.

Der Champlain-See iſt auf den erſten 30 Meilen, nemlich von South-River bis Crown-Point, nirgends mehr als 2 Meilen breit. Von da bis 25 Meilen weiter nordwärts iſt die Breite ſehr abwechſelnd, die größte von 6 Meilen; hier fängt dann der Theil an, der der breite See heißt, und dort beträgt die größte Breite 18 Meilen. Mehrere Inſeln liegen hier auf dem See umher, von denen die größte, ehedem grande Isle jetzt South Hero genannt, 15 Meilen lang und etwa 4 Meilen breit iſt. Sie hat fruchtbaren Boden und es leben 500 Menſchen darauf. Dieſer breite See iſt gegen 50 Meilen lang und wird immer ſchmaler bis er ſich in einen anſehnlichen Strom endigt, der Chambly, Richelieu oder Sorelle heißt, und ſich in den Sanct-Lorenz ergießt. Die ſchmalen Stellen ausgenommen iſt der See überall ſehr tief, an vielen Orten 60 bis 70, an manchen 100 Faden (600 Fuß). Nach Maßgabe der Breite und Tiefe iſt auch das Waſſer mehr oder weniger klar; im breiten See iſt es ſo hell und durchſichtig als möglich. Auf der Weſtſeite iſt der See bis hart an den Rand des Waſſers von ſteilen

Bergen umgeben, bis zur Cumberlandbay; von da ziehen ſich die Berge nach Nordoſten, und das Ufer wird niedrig und ſumpfig. Auf der Oſtſeite iſt es nur an wenigen Stellen hoch, felſig aber iſt die Küſte auf beiden Seiten, nur daß die Felſen an niedrigen Stellen nicht viel überm Waſſer hervorragen, dahingegen ſie an den bergigen ſehr ſcharfeckig und ſteil herausſpringen. Auch die Inſeln ſind mit Felſen umgeben, ſo daß man ſich ihnen an manchen Stellen nicht ohne Gefahr auf 2 Meilen weit nähern kann. Segelt man bei gutem Winde längs der Küſte, ſo iſt überall ein hohles Murmeln zu hören, indem das Waſſer gegen die Felſen anprallt und in die Spalten derſelben eindringt. Es ergießen ſich mehrere Flüſſe in den See; von den öſtlichen ſind einige für kleine Boote auf kurze Strecken ſchiffbar, die weſtlichen aber gar nicht, weil an den Mündungen derſelben Waſſerfälle vorhanden ſind. Aus dieſen Angaben werden ſie ſchon ſelbſt ſchließen, daß an verſchiedenen Stellen des Sees die Gegend ſehr erhaben und maleriſch ſein muß. Beſonders iſt dies hinter Crown-Point der Fall; überhangende Wälder und Felſen zieren dort die Küſte, und weſtwärts ſteigen mehrere Bergreihen eine über die andere empor. Es war an einem der ſchönſten Abende, als wir hier vorüber fuhren, die Sonne ging prächtig hinter den Bergen unter, und ließ die Ausſicht nach allen Seiten hin im ſchönſten Farbenwechſel ſehen. Es währte nicht lange, ſo erſchien der Mond und zeigte die ganze Gegend wieder in einer neuen, weniger blendenden Beleuchtung. Wir waren alle in ſtille Betrachtung verſunken, und unſere Barke glitt leiſe fort, als ſie plötzlich auf eine verborgene Felſenklippe ſtieß. Nun war am Bord überall Lerm und Verwirrung, jeder that ſein möglichſtes und ſo kamen wir glücklich wieder los. Aber in wenigen Minuten begegnete uns daſſelbe zum zweiten, dritten und vierten Male, und zuletzt ſaß ſie ſo feſt, daß wir eine Weile daran verzweifelten ſie von der Stelle zu

bewegen; erſt nach einer Viertelſtunde kamen wir wieder in tiefes Waſſer. Es fand ſich, daß unſer Bootsmann nur ſeit dreiviertel Jahren die Schiffahrt trieb, er hatte ſich jetzt geirrt, und eine Bucht für eine andere genommen; wäre der See ſo unruhig geweſen, als er bisweilen zu ſein pflegt; ſo hätten wir unvermeidlich Schiffbruch erlitten.

Die Nacht brachten wir wieder in der beſcheidenen Wohnung eines Richters zu, der ein ehrlicher, ſchottiſcher Bauer war. Er war beinahe elf Uhr, als wir ankamen. Alles ſchlief ſchon und wir mußten eine halbe Stunde klopfen und rufen, ehe man uns einließ. Dennoch waren die Leute ſehr freundlich, beſorgten ein Abendbrodt und machten ihre ſchönſten Betten für uns zurecht. Am folgenden Morgen hatten wir guten Wind, und weil wir unſre Reiſe, die etwas langweilig zu werden anfing, gern ſo ſchnell als möglich endigen wollten, ſo hielten wir den Tag über nur Einmal an, und beſchloſſen die ganze Nacht unter Segel zu bleiben. Kurz nach Sonnenuntergang paſſirten wir die Grenze zwiſchen den vereinigten Staaten und dem brittiſchen Gebiet. Hier wurden wir von einem Briggſchiffe aus, das 20 Kanonen und engliſche Flagge führte, angerufen, und nachdem wir alle Fragen befriedigend beantwortet hatten, ließ man uns durch. Seitdem, dem letzten Friedensſchluß gemäß, die Gränz-Poſten den Amerikanern übergeben worden ſind, iſt dieſes Wachtſchiff nach Sankt-Johns verlegt. Als die Nacht einbrach, hüllten wir uns in unſere Decken, und würden bis St. Johns hin ruhig geſchlafen haben, wenn wir nicht um Mitternacht durch das laute Anrufen der Schildwache in dem brittiſchen Fort auf der Nußinſel, aufgeweckt worden wären. Unſer ſchläfriger Steuermann war auf ſeinem Poſten eingenickt, das Boot war an die Küſte getrieben, die Schildwache, die es dicht unter dem Fort hinlaufen ſah und nicht wußte was wir wollten, beſorgte vielleicht gar einen Angriff, und hatte die ganze Wa-

che aufgeſchreckt, die uns nun hin und her examinirte und endlich unſers Weges fahren ließ. Jetzt übernahmen wir das Kommando ſelbſt, denn unſer Bootsmann, der dieſe Nachtreiſe ſelbſt in Vorſchlag gebracht hatte, konnte die Augen nicht mehr aufhalten; alſo löſten am Steuerruder wir einer den andern ab und erreichten bei Tagesanbruch das 150 Meilen von Skenesborough entfernte St=Johns.

Wir wurden ſogleich nach der Hauptwacht geführt, und mußten dem Sergeanten unſre Namen, Geſchäft und Wohnort zur Meldung an den kommandirenden Officier angeben, indem der Gouverneur die ſtrengſten Befehle ertheilt hatte, keinen Fremden, der hievon nicht Rechenſchaft geben könnte, ins Land zu laſſen.

Außer den Kaſernen, in denen ein ganzes Regiment einquartirt iſt, enthält St.=Johns etwa 50 elende hölzerne Häuſer. Die Feſtungswerke ſind in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß es wohlfeiler wäre, neue anzulegen, als ſie zu repariren. Der Ort muß ſich in dem Verhältniß aufnehmen, wie der Handel zwiſchen Neu=York und Unter=Canada zunimmt. Die Gegend umher iſt eben, und ſehr kahl, ſeitdem im Jahre 1788 durch ein fürchterliches Feuer die Wälder auf mehrere Meilen weit gänzlich niedergebrannt ſind, ſo daß in dieſer Gegend im Winter manche Orte wirklich Mangel an Brennholz leiden.

Wir mietheten in St.=Johns einen leichten Wagen, und machten uns Mittags auf den Weg nach la Prairie am Ufer des Lorenz=Stroms. Auf dem nächſten Wege iſt dies nur 18 Meilen weit; man fährt aber lieber einige Meilen um, über Chambly, um dies alte franzöſiſche Kaſtell zu ſehn und einen angenehmeren Weg zu haben. Das Schloß ſteht dicht an den Strudeln des Chambly= oder Sorelle=Fluſſes; es hat in einiger Entfernung ein ſtattliches Anſehn, und da die umliegende Gegend ebenfalls ſehr ſchön iſt, ſo giebt das Ganze einen intereſſanten

Anblick. Das Schloß wird in gutem Stande erhalten, und es liegt immer Garniſon darin.

Auf dieſem Wege nach la Prairie wurde ich unaufhörlich daran erinnert, daß ich in ein anderes Land gekommen war. Die brittiſche Flagge, die ausſtehenden Schildwachen, das dichte, wohl unterhaltene und nette Aeußere der Häuſer, die Kaleſchen mit ihrem Geklingel, die Kruzifixe, die katholiſchen Kirchen und Kapellen, die Klöſter, die Prieſter im Ornat, die Nonnen, die franzöſiſchen Einwohner, die in ihren rothen Nachtmützen herumlaufen, die Kinder, die an die Thür kommen um zu grüßen; das alles ſind Gegenſtände, die in den vereinigten Staaten nicht anzutreffen ſind.

In la Prairie de la Madeleine, einem Orte von etwa 100 Häuſern, hielten wir uns nur ein paar Stunden auf, und ſchifften uns dann nach Montreal ein.

Dieſe Stadt liegt etwas weiter unterhalb an dem entgegengeſetzten Ufer des Stroms, 9 Meilen von la Prairie. Der Strom iſt hier 2½ Meile breit und ſehr reißend. Bei der Ueberfahrt werden die Boote an einigen Stellen mit ſolchem Ungeſtüm den Strom hinunter zwiſchen große Felſen getrieben, daß es ſcheint, als müßten ſie unausbleiblich zertrümmern: auch würde es geſchehen, wenn die Kanadier nicht in der Fahrt auf reißenden Strömen ſo außerordentliche Geſchicklichkeit beſäßen. Nachdem wir den Lorenzſtrom auf ſolche Art kennen gelernt hatten, erſtaunten wir nicht wenig, als wir Montreal nahe kamen und Schiffe von 400 Tonnen ganz nahe am Ufer liegen ſahen. Die Schwierigkeiten auf der Fahrt hieher ſind ungeheuer. Ich ſelbſt habe zwiſchen der Inſel St. Helena und dem feſten Lande, ganz nahe unterhalb der Stadt, Schiffe mit vollen Segeln und bei günſtigem Winde eine Stunde lang ſtehen ſehen, ohne daß ſie vorwärts rückten; es gehört faſt ein Sturm dazu, um hier gegen den Strom hinan zu kommen, und es giebt mehr ähnliche Stellen. Daher iſt die Fahrt von Quebek nach Montreal oft lang-

weiliger als die Reiſe quer über das Weltmeer, und die Schiffer, die zwiſchen Europa und Montreal fahren, laſſen ſich's gar nicht einfallen, in einem Jahre mehr als Eine Reiſe zu machen. Ohnerachtet der Strom ſo reißend iſt, iſt doch das Fahrwaſſer überall, und beſonders nahe an der Stadt, ſehr tief. Die größten Kauffahrteiſchiffe liegen hier ſo nahe am Ufer, (welches, wohl zu merken, ohne alle Beihülfe der Kunſt, ganz in ſeinem natürlichen Zuſtande iſt,) daß man ſie vom Lande faſt mit der Hand erreichen kann.

Neunzehnter Brief.

Beſchreibung von Montreal. — Ueber den Pelzhandel und die Nordweſt-Kompagnie. — Mak-Kenzie's Reiſe über Land nach dem ſtillen Meere.

Montreal, im Julii.

Einer von den Königen von Frankreich befahl, man ſollte eine Stadt ſo weit hinaufwärts am Lorenzſtrom anbauen, als Seeſchiffe nur immer kommen könnten, und dieſen Befehl hat man bei der Anlage von Montreal im buchſtäblichen Sinne befolgt. Die Stadt enthält jetzt 1200 Häuſer, von denen 500 innerhalb der Mauer liegen und von Stein ſind; die übrigen machen die Vorſtädte vor dem Nord-Oſt- und Weſt-Thore aus und ſind von Holz. Schöne Häuſer giebt es auch in der Stadt nicht, aber doch manche recht gute Wohnungen. In der untern Stadt am Fluß, in welcher Gegend die meiſten Kaufläden ſind, haben alle Häuſer Vorthüren und Fenſterladen, die mit Eiſenblech beſchlagen ſind und des Abends ſorgfältig zugeſchloſſen werden, welches ihnen ein ſehr finſteres Anſehn giebt. Man thut dies der Feuersgefahr wegen, wogegen man, da die Stadt ſchon ſo viel dadurch gelitten hat, ſehr auf der Hut iſt. Wer es nur irgend aufbringen

kann, deckt jetzt ſein Haus ſtatt der Schindeln mit Zinnplatten, und an jedem Dach muß immer eine oder mehrere Leitern liegen. Die Straßen ſind alle ſchmal. Drei davon laufen parallel mit dem Fluß, und die übrigen durchſchneiden dieſe in rechten Winkeln, aber nicht in gleichen Entfernungen. Die Stadt hat ſechs Kirchen, von denen vier katholiſch ſind. Wir wohnten am Paradeplatz, einem viereckigen Platz an der vom Fluß am weiteſten entfernten Seite der Stadt, wo aber übrigens gar nicht exercirt wird. Hier ſteht auch die katholiſche Kathedralkirche, die Eine Seite des Platzes einnimmt, und da hier alle Taufen, Trauungen und Begräbnißceremonien der katholiſchen Einwohner verrichtet, und bei jeder ſolchen Gelegenheit die Glocken geläutet werden, ſo haben — die Nächte ausgenommen — unſere Ohren in dieſen drei Wochen nicht zwei Stunden hintereinander vor dieſem, trotz der trefflichen Glocken, ſehr unangenehmen Geläute Ruhe gehabt. Die Leichenbegängniſſe ſind hier, wie in allen katholiſchen Ländern, ſehr feierlich. Wenn es bezahlt wird kommen die Prieſter ins Sterbehaus, und geleiten die Leiche von da nach der Kirche; die Leichen unbemittelter Familien werden Nachts in eine auf der gegenüberſtehenden Seite des Paradeplatzes befindliche Kapelle gebracht, und am Morgen nur von dort aus in Proceſſion nach der Hauptkirche getragen, mit der gehörigen Begleitung von ſingenden Prieſtern und weißgekleideten Knaben mit Wachslichtern. Noch vor wenig Jahren begrub man alle Todten in den Gewölben unter dieſer Kirche; jetzt ſind aber alle Kirchhöfe außer der Stadt. Die Kirche war immer ſehr beſucht, und an Sonntagen war der Zulauf ſo groß, daß bei ſchönem Wetter ſogar die Treppen an den Thüren voll knieender Beter waren.

Es ſind vier Klöſter in Montreal. Das eine iſt ein Franziskanerkloſter; es ſind aber nur noch zwei oder drei Mönche darin, und da Niemand mehr aufgenommen werden darf, wird es bald eingehen. Die andern drei

ſind Nonnenklöſter und wohlbeſetzt, weil ſie, nach wie vor, Novizen annehmen dürfen. Das älteſte, das Hôtel-Dieu, zur Heilung armer Kranken, hat 30 Schweſtern; das von der Kongregation unſerer lieben Frauen, zum Unterricht für junge Mädchen, hat 57, und das Hôpital-général, zur Unterſtützung unfähiger armer Leute, hat 18. Die Kaſerne liegt am Fluß und in einer ſehr angenehmen Lage; ſie faßt 300 Mann, und iſt mit einer hohen Mauer umgeben.

Als Montreal gebaut wurde, war die umliegende Gegend ſehr ſtark von Indianern bewohnt, die bis ins Jahr 1736 öftere Angriffe gegen die Stadt verſuchten. Um vor ihnen Ruhe zu haben, ward die Stadt mit Mauern umgeben, die außerdem auch noch zur Zeit der Meſſen gute Dienſte leiſteten. Weil nehmlich alsdann die Indianer von allen Seiten mit ihren Rauchwaren hinzuſtrömten, ſo konnte man ſie nun zur Nachtzeit außerhalb der Stadt halten, und ſo allen Unfug verhindern, den ſie in der Trunkenheit hätten anrichten können. Die Thore ſind noch in gutem Stande, aber die Mauern verfallen gänzlich; doch würden ſie die Stadt nicht gegen einen Sechspfünder haben ſchützen können, auch wenn ſie noch ſo ſtark und noch ſo gut unterhalten wären, weil der ganze Ort von den auf der Inſel St. Helena belegenen Höhen gänzlich beſtrichen wird, weshalb er auch bei einem regelmäßigen Angrif immer ſehr leicht zu erobern geweſen iſt.

Bei weitem der größte Theil der Einwohner iſt von franzöſiſcher Abkunft; aber alle große Handelshäuſer und andere angeſehene Leute ſind Engländer, Schotten und Irländer, oder Abkömmlinge von ſolchen. Die Franzoſen unterſcheiden dies nicht weiter, ſondern nennen ſie alle Engländer. Dieſe engliſchen Einwohner verſtehn das Franzöſiſche größtentheils ſehr gut, dagegen die franzöſiſchen ſich nicht entſchließen können, engliſch zu lernen.

Ueberhaupt haben ſie noch ganz die Sitten und die Lebensart ihrer Vorfahren beibehalten. Gegen Fremde iſt man hier ſehr gaſtfrei und gefällig; auch ſind die Leute unter ſich ſehr geſellig. Im Winter geht das ſo weit, daß die Stadt nur Eine Familie auszumachen ſcheint, und auch im Sommer kommt alles was zur guten Geſellſchaft gehört, Männer und Frauen, wenigſtens alle vierzehn Tage einmal zuſammen, und ſpeiſt an irgend einem angenehmen Ort nahe bei der Stadt zu Mittage.

Die Inſel Montreal iſt die größte von denen, die unterhalb der Mündung des Utawa-Fluſſes im St. Lorenz liegen, und etwa 28 Meilen lang und 10 Meilen breit. Der Boden iſt ergiebig, und an einigen Stellen ſehr gut angebaut; durch die Abwechslung von Hügeln und von Thälern iſt es hier angenehm wohnen, auch iſt die Inſel ſtark bevölkert. Nach der Mitte zu ohnweit der Stadt ſind zwei oder drei anſehnliche Berge. Der größte darunter, von dem die Stadt ihren Namen hat, iſt ohngefähr eine Meile von ihr entfernt; der Fuß deſſelben iſt mit reizenden Gärten und Landhäuſern umgeben, und etwa auf ein Drittheil ſeiner Höhe iſt er Stellenweiſe urbar gemacht, alles übrige aber mit hohen Bäumen bewachſen. Auf der Seite nach dem Fluß ſteht ein großes altes Kloſter, deſſen Mauern einen anſehnlichen Bezirk einſchließen, und um welches her der Wald auf eine ziemliche Strecke ausgeradet iſt. Dieſer offene Platz iſt mit dem ſchönſten Raſen bedeckt, und da auch die Waldung umher von Unterholz frei iſt, ſo kann man meilenweit in dem angenehmſten Schatten umherſpazieren.

Von hier aus iſt die Ausſicht über alle Beſchreibung herrlich. Man überſieht einen großen Strich Landes, und kann den ſtolzen Strom der ihn durchfließt, vom äußerſten Rande des Horizonts an verfolgen. Er kommt von der rechten Seite, ſtrömt oberhalb der Stadt reißend und mit einem Getöſe, das ſelbſt auf dem Berge noch zu vernehmen iſt, über große Felſen hin, und fließt dann

ruhig fort; linker Hand ſieht man gerade unter ſich die Stadt mit ihren Kirchen, Klöſtern, glänzenden Thürmen und dem Ankerplatz unter den alten Mauern; mehrere kleine Inſeln im Strom nahe bei der Stadt, die theils angebaut theils mit Holz bewachſen ſind, verſchönern die Ausſicht nicht wenig. An der entgegengeſetzten Seite des Fluſſes zeigt ſich La Prairie mit ſeiner großen Kirche ſehr vortheilhaft, und eine Reihe hoher Berge im Hintergrunde begrenzt den Proſpekt. Dieſer Anblick iſt ſo reich und ſo ſchön, daß ſelbſt diejenigen, die ſeit Jahren damit bekannt ſind, ihn immer wieder neu und bewundernswerth finden. Auch kommt hier gewöhnlich die Sommergeſellſchaft, deren ich erwähnte, zuſammen. Man wählt zwei Marſchälle, die immer ein neues angenehmes Fleckchen im Schatten, oder in der Nähe eines kleinen Baches, auszuſuchen wiſſen; jede Familie bringt kalte Küche mit, alles wird zuſammengethan, und die Geſellſchaft beſteht bisweilen aus hundert Perſonen.

Das wichtigſte Gewerbe von Montreal iſt der Pelzhandel, und bei weitem der größte Theil von den Rauchwaaren die von Canada nach England gehen, wird hier eingeſchifft. Dieſer ſehr einträgliche Handel wird theils von einzelnen Kaufleuten für eigne Rechnung, theils von der Nordweſtkompagnie betrieben; dieſe Kompagnie hat kein ausſchließendes Privilegium, aber ihr großes Kapital ſetzt ſie in Stand, ihren Handel bis in die entfernteſten Gegenden auszudehnen, wohin der einzelne Kaufmann nicht reicht. Die Kaufleute in Montreal haben dieſe Kompagnie ſelbſt geſtiftet, weil ſie einſahen, daß ſie in die entfernten, nur von Indianern bewohnten Gegenden des Landes weit ſichrer und vortheilhafter würden handeln können, wenn ſie ihre Kräfte vereinigten. Der Fond der Kompagnie wurde in 40 Aktien getheilt, und da die Anzahl der Handelshäuſer in der Stadt damals nicht ſehr groß war, ſo konnte auf dieſe Weiſe jeder nach Gefallen Antheil daran nehmen. Jetzt ſind alle dieſe Aktien in

den Händen einiger wenigen Perſonen. Die Kompagnie betreibt ihren Handel vorzüglich über den Utawa oder grand River, der, ungefehr 30 Meilen oberhalb Montreal, ſich in den St. Lorenzſtrom ergießt, und, bei der Vereinigung mit ihm, den Zwei-Berge-See und den St. Ludwigs-See bildet, in denen einige große Inſeln ſind. Dieſen Fluß hinab kommt das Pelzwerk in Kanots, die nur von Birkenrinde gemacht ſind, von denen aber doch viele 2 Tonnen Laſt halten (4000 Pfund), wiewohl man ihnen, beſonders auf dieſem Fluß, wegen der vielen ſeichten, reißenden und felſigen Stellen, und weil unterwegs nicht weniger als 32 Ausladungen vorkommen, ſelten volle Ladung giebt.

Dieſe Kanots werden von franzöſiſchen Kanadiern geführt, welche dieſe Art ihren Unterhalt zu erwerben aller Feldarbeit weit vorziehn. Im Monat Mai geht gewöhnlich eine ganze Flotte dieſer Art von Montreal ab, beladen mit den Artikeln, die man den Indianern in Tauſch giebt, und mit ſo viel Zwieback und eingeſalzenem Fleiſche verſehen, als die Mannſchaft bis zu ihrer Rückkunft braucht. Die ſeichten Stellen ſind zum Theil von der Art, daß zu Leichterung des Kahns bloß die Mannſchaft ausſteigt, und ihn ſo vor ſich her ins tiefe Waſſer ſtößt. An andern Stellen aber, wo es Strudel oder gefährliche Klippen giebt, müſſen ſie ausladen, und ſowohl die Kähne als die Ladung auf dem Rücken tragen, bis ſie wieder an Fahrwaſſer kommen. Des Nachts ziehn ſie ihre Kähne ans Land, zünden ſich ein Feuer an, kochen ihre Proviſionen auf den folgenden Tag und ſchlafen in ihre Decken gehüllt auf der bloßen Erde, den blauen Himmel über ſich: es muß ſchon gewaltig regnen, wenn ſie ſich ein Dach von Zweigen machen: kurz ſie leben ganz wie die Indianer, und viele gehn auch ſo gekleidet, weil ſie es bequemer finden. Wenn ſie den Utawa etwa 280 Meilen hinaufgefahren ſind, wozu 18 Tage erfordert werden, ſo gehen ſie mit Kahn und Ladung zu Lande nach dem

Niſpiſſing See, und aus dieſem See wiederum über Land in den French = River, der auf der nordöſtlichen Seite in den Huron = See fließt. Auf dieſem fahren ſie längs der Küſte hin, und gehen dann, wegen der St. Mary = Fälle, wiederum zu Lande bis an den Oberen See (Lake Superior) auf dieſem fahren ſie wieder längs der Küſte, bis ſie, an der Nordweſt = Seite, an die große Ausladung kommen. Haben ſie dieſen Weg glücklich zurückgelegt, ſo kommen ſie dann durch eine Kette kleiner Seen und Flüſſe in den Regen = See, den Holz= See und, hundert Meilen weiter, in den Winnipeg=See, ꝛc. Die Kanots aber, welche ſo weit fahren, kehren nie in demſelben Jahre zurück; die übrigen, welche ſogleich Waaren zurückführen ſollen, bleiben an der großen Ausladung liegen, woſelbſt die Agenten der Kompagnie ihre Ladung an Pelzwerk ſchon bereit haben müſſen. Die Pelzwaaren werden in Ballen von einem beſtimmten Gewicht gepackt, jedes Kanot ladet eine beſtimmte Anzahl dieſer Ballen, jeder Mann hat gleiche Bürde auf den Trageplätzen und ſo iſt weder Zwiſt noch Veruntreuung möglich. Bei der ſogenannten großen Ausladung, und ſo auch längs der unendlichen Kette von Seen und Flüſſen jenſeit des oberen Sees, hat die Kompagnie ordentliche Poſten oder Komtore, wo beſtändig Agenten derſelben wohnen, und ſie betreibt ihr Geſchäft ſo unternehmend und emſig, daß dieſe Poſten ſich beinahe über die ganze Breite von Nordamerika erſtrecken, indem der entlegenſte nicht weiter als 500 engliſche (oder 100 deutſche) Meilen weit von der Nordweſtküſte, oder dem Ufer des ſtillen Weltmeers, entfernt iſt.

Ein Compagnon desjenigen Hauſes in Montreal, welches jetzt die meiſten Aktien der Kompagnie beſitzt, iſt ſogar auf dieſem Wege ſchon bis an jenes Meer hin gelangt. Sein Journal von dieſer Reiſe ſoll voll der intereſſanteſten Nachrichten ſein, und wenn nicht ein unglückliches Mißverſtändniß mit einem vornehmen Herrn

von der Regierung dazwiſchen gekommen wäre; ſo würde es nebſt einer genauen Karte von ſeinem Wege dem Publikum ſchon längſt vorgelegt worden ſein. Bei ſeinem erſten Verſuch ging Herr Mak=Kenzie — ſo heißt dieſer unternehmende Mann — ſehr zeitig im Frühjahr, mit einem einzigen Kanot und einigen auserleſenen Leuten, von dem entfernteſten Handelsponſten der Kompagnie ab. Nachdem ſie ungeheure zuvor von einem Europäer nie betretene Landſtriche durchwandert hatten, kamen ſie endlich an einen großen Fluß. Hier ſchifften ſie ſich alle ein und fuhren den Strom hinab. Der Lauf deſſelben hielt Herrn Mak=Kenzie lange Zeit in dem Gedanken, daß er gefunden habe was er ſuche, nehmlich daß dieſer Fluß ſich ins ſtille Meer ergieſſe. Erſt nach mehreren Wochen einer raſchen Fahrt ward er inne, daß es einer von den großen Strömen ſein müſſe, die ſich in die Baffinsbay, alſo in das Eismeer ergieſſen. Nunmehro befand ſich die Geſellſchaft in einer ſehr kritiſchen Lage; es war ſchon tief im Jahre und der Rückweg den ſie zu machen hatten war unermeßlich. Ueberraſchte ſie der Winter, ſo hätten ſie in dieſem unbewohnten Lande aus Mangel an Lebensmitteln wahrſcheinlich umkommen müſſen; wollten ſie hingegen da, wo ſie waren, überwintern, ſo mußten ſie möglichſt eilen ſich Hütten zu bauen und auf Jagd und Fiſcherei ausgehen, um ſich durch die bevorſtehende ſchreckliche Jahreszeit durchzubringen. Herr Mak=Kenzie legte ſeinen Leuten dieſe Alternative vor, und ſie waren ſämmtlich dafür, auf jede Gefahr den Rückweg anzutreten; auch erreichten ſie nach den unglaublichſten Anſtrengungen glücklich den Ort von dem ſie ausgegangeu waren. Etwa vor drei Jahren unternahm Herr Mak=Kenzie die zweite Reiſe, die ihm ganz nach Wunſch gelang. Er verſah ſich beſſer mit manchen Dingen, deren Mangel er das vorige Mal drückend gefühlt hatte; er hatte gute aſtronomiſche Inſtrumente, und nahm eine etwas andere Richtung. Unterwegs traf er auf viele Indianiſche Stämme, die

noch nie einen Weißen geſehen hatten, und war unter ihnen anfänglich in nicht geringer Gefahr. Endlich gelang es ihm ſich ihr Zutrauen zu erwerben, und er erfuhr von ihnen, daß nicht weit von da eine Bergkette liege, jenſeit welcher alle Ströme nach Weſten flöſſen. Er überredete einige von ihnen, als Wegweiſer mit ihm zu gehen, gelangte bis an das Gebirge, und nachdem er es unter vielen Mühſeligkeiten erſtiegen hatte, fand er zu ſeiner großen Freude ihre Ausſage wahr, er folgte einem von dieſen nach Weſten fließenden Strömen und kam nicht weit von Nutka-Sund an das ſtille Meer. Hier erfuhr er zu ſeinem großen Verdruß von den Eingebornen, und einige Kleinigkeiten, die er unter ihnen fand, beſtätigten es, daß ein engliſches Schiff nur vor 6 Wochen erſt von hier abgeſegelt ſei. Hätte er es noch gefunden, ſo würde er ſich viel lieber darauf eingeſchifft haben, als ſich noch einmal den Schwierigkeiten und Gefahren auszuſetzen, die er glücklich überſtanden hatte. Unter dieſen Umſtänden aber blieb ihm nichts anders übrig. Er machte ſich auf den Rückweg, fand ſein Kanot welches er nebſt ſeinen Vorräthen aus Vorſicht an der Mündung des Fluſſes verborgen hatte, wieder, und kam endlich glücklich bei einem der Handelsposten an. Dies iſt das wichtigſte, deſſen ich mich aus den Erzählungen ſeiner Freunde erinnere; denn er ſelbſt war bei meiner Anweſenheit in Montreal nicht zugegen und ich habe auch hernach keine Gelegenheit gehabt ihn zu ſehen.

Diejenigen, welche die Kompagnie von Zeit zu Zeit ausſchickt, um tiefer ins Land hinein neue Poſten anzulegen, und von denen manche in verſchiedenen Richtungen weiter gekommen ſind, als irgend jemand vor ihnen, trafen auf dieſen Reiſen bisweilen auf Agenten der Hudſonsbay-Kompagnie, die eben ſo, von einer andern Seite, ihre Poſten vorrückt. Dies gab zu unangenehmen Streitigkeiten Anlaß, und die Hudſons-Kompagnie drohte der andern mit einer gerichtlichen Klage,

wegen Eingriffs in ihre Privilegien. Dieſe verſichern ihr freilich den ausſchließenden Handel in der Bay und auf allen Strömen und Gewäſſern, die mit derſelben in Verbindung ſtehen; allein dies Privilegium iſt zu einer Zeit ertheilt, wo Nordamerika bei weitem noch nicht bekannt war, und der Sinn deſſelben kann unmöglich dahin gehen, daß die Kompagnie den ausſchließenden Handel durch ganz Nordamerika haben ſoll, welches doch aus jenem Ausdruck folgen würde. Denn die Hudſons-Bay iſt durch mehrere Ströme und Seen mit dem Obern See verbunden, und dieſer gehört zu jener Kette von Gewäſſern, welche eine Gemeinſchaft mit ganz Kanada und mit einem großen Theil der vereinigten Staaten eröffnet. Geſetzt aber auch die Agenten der Nord-Weſt-Kompagnie hätten Handelspoſten an einem Fluß angelegt, der geradezu in die Hudſonsbay hineinfließt, was doch ein offenbarer Eingriff in das Privilegium der letzteren zu ſein ſcheint, ſo würden jene dennoch bei allen Drohungen der erſtern ruhig bleiben können. Denn in demſelben Privilegium iſt der Hudſonsbay-Kompagnie auferlegt alle Jahre einen neuen Poſten zwölf Meilen weiter weſtlich ins Land hinein anzulegen. Dies iſt nicht geſchehen, und ſie beſitzt alſo gar nicht alle die Vorrechte, auf welche ſie Anſpruch macht. Auch hat ſie mit ihren Drohungen nie Ernſt gemacht, ſondern ſich begnügt, alle Bewegungen ihrer Rivalin mit neidiſchen Augen zu beobachten; und da die Poſten der beiden Kompagnien ſich alle Jahre immer näher kommen, ſo war zu beſorgen, daß ihr Zwiſt zuletzt ſehr ernſthafte Folgen nach ſich ziehen würde. Zum Glück ereignete ſich in dem bedenklichſten Zeitpunkt ein Vorfall, der ſie auf einmal völlig mit einander ausſöhnte. Die Aſſiniboins, ein mächtiger Indianiſcher Stamm, der einen großen Landſtrich Südweſtwärts vom Winnipeg-See bewohnt, glaubte von der Hudſonsbay-Kompagnie auf mancherlei Art beleidigt zu ſein, und beſchloß, einen Poſten, den dieſe in der Nachbarſchaft angelegt

hatte, zu zerſtören. Sie verſammelten ſich in ziemlicher Anzahl, marſchirten unbemerkt bis nahe an den bedrohten Platz, und machten dort, wie ſie zu thun pflegen, Halt, um den günſtigen Augenblick abzuwarten. Zufälligerweiſe waren einige Bediente der Nordweſt-Kompagnie in dieſer Gegend zerſtreut und erfuhren etwas von der Sache. Ohne auf ihre Privatſtreitigkeiten Rückſicht zu nehmen, dachten ſie nur daran ihre Landsleute zu retten, und da ſie die Schwäche des Platzes kannten, auf den es abgeſehen war ſo ſchickten ſie nicht nur dorthin Nachricht von der Gefahr, ſondern auch auf den nächſten ihrer eigenen Poſten, um Hülfe herbei zu holen. Dieſe kam noch ehe der Angriff ſtatt hatte, und die Indianer, die ſich ſonſt ohne Zweifel ihrer Schlachtopfer bemächtigt haben würden, wurden zurückgeſchlagen. Dieſer Freundſchaftsdienſt wurde von denen die ihn empfangen hatten, nach Würden erkannt, und die Hudſonsbay-Kompagnie fing an einzuſehen, wie vortheilhaft es ihr ſei, die Poſten der Nordweſt-Kompagnie in der Nähe zu haben, die hier ſo viel ſtärker iſt, und mit den Indianern auf einem viel beſſern Fuße ſteht. Seitdem ſind beide Geſellſchaften in dem freundſchaftlichſten Vernehmen.

Die Nordweſt-Kompagnie unterhält auf ihren Poſten im obern Lande an 2000 Perſonen, von denen die, welche auf den entfernteſten angeſtellt ſind, und dort öfters 4 bis 5 Jahre bleiben, ein ſehr wildes Leben führen, wenig beſſer als die Indianer. Der erſte C o m m i s heurathet gewöhnlich die Tochter irgend eines angeſehenen Indianiſchen Oberhauptes, und erwirbt ſich dadurch die vorzügliche Freundſchaft des ganzen Stammes. Sie können leicht denken, daß der Ehemann einen ſolchen Vertrag nicht für ſehr bindend hält; dies ſchadet aber nichts in den Augen eines Indianer-Hauptmanns, der ſeine Schweſter oder Tochter ſehr bereitwillig hergiebt, ob er gleich jede unſchickliche Freiheit, die man ſich gegen ſeine Frau erlaubt, mit dem Tode rügt.

Außer dem Pelzwerk, welches auf dieſe Weiſe über den Utawa nach Montreal gebracht wird, kommt auch eine anſehnliche Quantität über die Seen und den Lorenzſtrom herunter. Dies wird in den Städten und Poſten am Huron, Erie und Ontario aufgekauft, wo der Handel Jedermann frei iſt, indem die Regierung in dieſen Poſten Garniſonen unterhält. Auch einzelne Handelsleute bringen auf eigene Rechnung Pelzwerk nach Montreal, und kommen damit zum Theil aus dem Lande der Illinois am Miſſiſippi her. Von dort aus fahren ſie den Miſſiſippi hinauf bis in den Onisconſing. Den Weg von dieſem Fluß in den Michigan-See habe ich ihnen ſchon oben (im vierten Briefe, Seite 33) vorgezeichnet, und aus dem Michigan gelangen ſie dann durch die näher gelegenen Seen in den St. Lorenzſtrom. Vor Ende Septembers iſt alles Pelzwerk in Montreal, dann wird es gleich eingeſchifft und die Schiffe werden im Oktober abgefertigt, weil ſie länger nicht ohne Gefahr im Strome bleiben können. In Quebek und in Trois-Rivieres wird ebenfalls eine anſehnliche Menge Pelzwerk geladen; dieſes bringen die Indianer auf den verſchiedenen Flüſſen, die ſich von Norden her in den Lorenzſtrom ergießen, dorthin.

Zwanzigſter Brief.

Reiſe den Lorenzfluß hinunter nach Quebek. — See St. Pierre. — Reizende Ausſicht längs den Ufern des Lorenzfluſſes. — Sitten und Charakter der niedern Volksklaſſen in Kanada.

Quebek, im Auguſt.

Am 1ſten Auguſt fuhren wir in einem Bateau von Montreal ab nach Quebek, welche Stadt 160 Meilen weiter hinunter am Lorenzfluß liegt. Ein ſolches Bateau iſt

eine eigene Art von Boot, deren man ſich auf den groſsen Strömen und Seen in Canada allgemein bedient. Der Boden iſt ganz flach, das Vorder= und das Hintertheil ſind, eins wie das andre, ſcharf zugeſpitzt, der Seitenbord etwa 4 Fuß hoch, und zur Bequemlichkeit der Ruderer 4 bis 5, wenn das Boot groß iſt, auch noch mehr Bänke quer über gelegt. Es iſt ein ſchweres, zum Segeln ſowohl als zum Rudern, unbehülfliches Fahrzeug; aber es gehet, auch ſchwerer beladen, nicht ſo tief ins Waſſer als ein Kielboot, und iſt auf den Seen und breiten Strömen, wo es viel Stürme giebt, weit ſicherer. Hievon machten wir gleich am Tage unſerer Abreiſe von Montreal die Erfahrung. Wir hatten eine breite Gegend des Stroms erreicht und ſegelten mit einem guten Winde, als ſich plötzlich der Horizont verfinſterte und ein ſchrecklicher Sturm mit einem ſtarken Gewitter und heftigen Regengüſſen ausbrach. Die Taue, die unſer Segel hielten, waren zerriſſen ehe wir es einziehen konnten, und die Wellen fingen an über Bord zu ſchlagen, obgleich das Waſſer 5 Minuten vorher noch vollkommen ruhig geweſen war. Der Gewalt des Windes mit Rudern entgegen zu arbeiten, war unmöglich, und das Boot wurde alſo an den Strand getrieben. Da aber der Boden ganz flach war, ſo ward es ohne den geringſten Schaden und ganz ſanft ſo dicht ans Ufer geworfen, daß die Leute herausſprangen und es aufs Trockne zogen, wo wir uns, bis der Sturm ſich legte, außer aller Gefahr befanden. Ein Kielboot dagegen hätte nicht näher als 30 Fuß ans Ufer kommen können; da hätte es im Sande feſtgeſeſſen und ſich höchſt wahrſcheinlich mit Waſſer angefüllt. Unſer Bateau war übrigens recht bequem eingerichtet; es war von der gröſsten Art, über den breiteſten Theil war ein getheertes Segeltuch auf Reifen geſpannt, wie über einen Frachtwagen. In dieſem Raum konnte ein Tiſch und 6 Stühle ſtehen und ſo gab das eine vortrefliche Kajüte, die uns gegen das Wetter ſchützte und dabei offen genug war, um uns

die ſchönen Ausſichten auf beiden Ufern bequem ſehen zu laſſen.

Es war elf Uhr Morgens als wir Montreal verließen, und um fünf Uhr Abends erreichten wir Sorelle und hatten etwa 15 Seemeilen gemacht. Auf dieſem ganzen Wege iſt die Strömung ſehr ſtark. Sorelle liegt an der Mündung des gleichnamigen Fluſſes, der aus dem Champlain-See kommt und ſich hier in den Lorenz ergießt. Die Stadt wurde im Jahr 1787 nach einem ſehr weit ausſehenden Plan angelegt, enthält aber bis jetzt erſt 100 ganz gewöhnliche Häuſer, die in den breiten Straßen ſehr zerſtreuet und weit auseinander ſtehen. Zwiſchen Montreal und Quebek iſt Sorelle die einzige Stadt, wo die engliſche Sprache die herrſchende iſt. Die Einwohner ſind größtentheils Loyaliſten (Königlichgeſinnte zur Zeit der amerikaniſchen Revolution) die ihre Zuflucht nach Canada genommen haben. Das wichtigſte Gewerbe hier iſt der Schiffbau; es laufen jährlich mehrere Schiffe von 50 bis 200 Tonnen vom Stapel, die man nach Quebek hinunter flößt, wo ſie erſt aufgetakelt werden. Der Schiffbau wird indeß bei weitem nicht mit ſo vielem Vortheil in Canada betrieben, als man denken ſollte. Was an dem vortreflichen Bauholz, welches ſich zur Stelle befindet, gewonnen wird, das nehmen die Transportkoſten für das Eiſen und Tauwerk wieder hinweg: denn dieſe Artikel, die ſo viele Fracht koſten, müſſen ſämtlich aus Europa gebracht werden. Der Sorellefluß iſt an ſeiner Mündung tief, und ſchützt im Frühjahr die Schiffe vor den Eisgängen; fahrbar aber iſt er, der reißenden Stellen wegen, ſelbſt für Boote, nicht weit oberhalb der Stadt.

Unterhalb Sorelle, welches wir am folgenden Morgen verließen, erweitert ſich der Lorenzfluß zu einer ſehr großen Breite. Eine Menge kleiner Inſeln liegen hier ſo dicht neben einander, daß man nicht ohne Angſt daran denken kann, wie die großen Schiffe, welche bis Montreal gehen, wohl durchkommen mögen; auch iſt das Fahr-

waſſer zwiſchen dieſen Inſeln in der That ſehr ſchwierig. Dieſer breite Theil des Stromes heißt der See St. Pierre; ſeine größte Breite iſt 4½ Seemeile, und ſeine Länge, von dieſen Inſeln bis an das untere Ende, 8 Seemeilen. Von dort bis Quebek iſt hernach der Strom nirgends breiter als 2 Meilen und an einigen Stellen nur ¾ Meilen. Bis auf einige Seemeilen innerhalb dieſes Sees hat der Strom auch Ebbe und Fluth; höher hinauf aber wird ihre Einwirkung, durch die große Ausdehnung des Waſſers in dieſem Becken, und durch die ſtarke Strömung verhindert, welche ſich bis in daſſelbe hinein erſtreckt.

Von Montreal bis Trois-Rivieres, etwa vier Seemeilen unterhalb des Sees St. Pierre, ſind beide Ufer ſehr flach; allein bei Trois-Rivieres fängt das Land an ſich zu heben, und bleibt an der ſüdöſtlichen Seite bis Quebek ununterbrochen hoch. Das entgegengeſetzte Ufer iſt auch unterhalb Trois-Rivieres noch abwechſelnd bald hoch bald niedrig, bis auf wenige Meilen von Quebek, wo auch dieſe Seite ein erhabnes majeſtätiſches Anſehn gewinnt. Längs einem ſo ſtattlichen Strome als der Lorenzfluß, der ſich viele hundert Meilen weit durch ein fruchtbares Land windet, wo Höhen, Wälder und angebaute Ebenen mit einander wechſeln, kann es an einer Menge reizender Ausſichten natürlicher Weiſe nicht fehlen. Was aber das Auge, wenn man dieſen Strom hinunterfährt, ganz beſonders feſſelt, iſt die ſchöne Lage der Städte und Dörfer an ſeinen Ufern. Faſt alle Ortſchaften im untern Kanada liegen nehmlich dicht am Rande der Flüſſe, und das giebt ganz andere Anſichten, als man auf den Strömen in den vereinigten Staaten findet. In der Nähe des Hudſons iſt gewiß mehr angebautes Land, als an irgend einem Fluß in Kanada, und doch erſcheinen ſeine Ufer gegen die des Lorenzfluſſes faſt wild und öde. Unterhalb Montreal ſtehen, auf einer Strecke von mehreren Seemeilen, die Wohnhäuſer ſo nahe an einander, daß ſie längs dieſem ganzen Wege ein einziges

Dorf auszumachen ſcheinen. Alle dieſe Häuſer ſehen in der Entfernung ſehr nett aus, und in jedem Dorf, ſei es auch noch ſo klein, iſt eine Kirche. Dieſe Kirchen werden in ſehr gutem baulichen Stande gehalten; ſie haben meiſtentheils Thürme, welche mit Zinnplatten gedeckt ſind, und zwar ſo ſorgfältig, daß ſich keine Feuchtigkeit in den Ecken anſammeln kann, und es alſo niemals roſtet. Es iſt ein über alle Beſchreibung lieblicher Anblick, wenn ſich dem Auge, indem man um eine waldige Landſpitze herumſegelt, ein ſolches Dorf darſtellt, deſſen Häuſer faſt über dem Strom hangen, und deſſen Kirchthurm über den ſchattigten Kirchhof zwiſchen den Bäumen hervorragt. Faſt auf dem ganzen Wege fährt man kaum eine Seemeile weit, ohne ein ſolches Dorf mit ſeiner Kirche im Proſpekt zu haben.

Die zweite Nacht landeten wir an dem Dorfe Batiscon auf der Nordweſtſeite des Stroms, ungefehr 80 Meilen unterhalb Montreal. Die Küſte iſt hier ſehr flach und ſumpfig, und in einer ziemlichen Entfernung davon iſt das Waſſer, ſobald die Fluth vorüber iſt, ſo ſeicht, daß ſelbſt ein Bateau ſich 300 Fuß weit vom Lande entfernt halten muß. Weiter hinunterwärts iſt das Ufer an mehreren Stellen ſehr felſig.

Wir gingen in Batiscon in ein Bauerhaus, wo wir ohne Schwierigkeit unterkamen. Die Leute waren ſehr höflich und thaten alles für uns, was ſie konnten. Ein reines weißes Tiſchtuch wurde ſogleich auf einen kleinen Tiſch gedeckt, und Brodt, Milch, Eier und Butter, das Beſte, was das Haus vermochte, wurde uns vorgeſetzt. Dieſe Lebensmittel findet man auf jedem Bauerhofe in Ueberfluß; aber Fleiſch bekommt man ſelten, daher auch Reiſende einen kleinen Vorrath Proviant mit ſich zu führen pflegen. Mit Betten ſind die Häuſer im untern Kanada durchgängig ſehr gut verſehen, ganz auf franzöſiſche Weiſe: ein Strohſack, eine Matraze und ein Federbett vier bis fünf Fuß hoch über einander gethürmt; die

Häuſer ſind mehrentheils Blockhäuſer, aber weit dichter und beſſer gebaut als in den vereinigten Staaten. Die Balken ſchließen beſſer aufeinander, ſie ſind an der Außenſeite glatt behauen und abgeweißt, und die innern Wände ſind mit fichtenen Dielen oder Brettern beſchlagen. Eines indeſſen macht die Häuſer in Kanada ſehr unangenehm, daß nehmlich die Einwohner ſie nicht gehörig lüften und alſo ein erſtickender Duft in den Stuben iſt. Als wir zu Lande von Quebek nach Montreal reiſten, ſahen wir auf dem ganzem Wege, beim wärmſten Wetter, kaum zehn Häuſer mit offenen Fenſtern. „Es ſei hier nicht Sitte", antworteten die Leute als wir fragten, warum ſie nicht etwas friſche Luft in ihre Häuſer ließen; eine Antwort die man auf jede ähnliche Frage erhält.

Von den franzöſiſchen Kanadiern aus den niedern Ständen, haben Einige ganz die Munterkeit und Lebhaftigkeit der Franzoſen; ſie tanzen, ſingen, und ſcheinen allen Sorgen von Herzen gram zu ſein; andere dagegen haben mehr von dem ſtumpfſinnigen, mürriſchen Weſen an ſich, wodurch die Einwohner der vereinigten Staaten ſich auszeichnen; bei Allen aber iſt Eitelkeit der hervorſtechendſte Zug, und auf dieſe braucht man nur zu wirken, um ſie zu Allem zu bewegen. Von den Männern können die wenigſten leſen oder ſchreiben, und die Frauen ſind im Alleinbeſitz der wenigen Kenntniſſe, die man überhaupt hier findet. Auch ſchließt ein Kanadier niemals einen Handel, oder unternimmt irgend etwas von Wichtigkeit ohne ſeine Frau um Rath zu fragen, bei deren Meinung es denn größtentheils ſein Bewenden hat. Männer und Weiber ſind in Unwiſſenheit und Aberglauben verſunken, und hangen blindlings ihren Prieſtern an. Laſſen Sie ſich folgende kleine Anekdote zum Beweiſe davon dienen.

An dem Abend zuvor ehe wir Quebek erreichten hielten wir in dem Dorf St. Auguſtin Calvaire an, und nach-

dem wir eine Meile umhergelaufen waren, kamen wir in das Bauerhaus zurück, wo wir uns einquartiert hatten. Die Leute hatten unterdeſſen ein Gericht Fiſche gekocht, die eben gefangen worden waren, und wir ſetzten uns beim Schein einer Lampe, die von der Decke herabhing, zu unſerm Abendbrodt nieder. Bei dieſem Schimmer konnten wir aber kaum erkennen was auf unſerm Tiſche ſtand. Wir klagten es dem Wirth: die Lampe wurde geputzt, man goß Oel zu, man nahm ſie herunter und ſetzte ſie auf den Tiſch; das Licht blieb aber ſchlecht. Sacre Dieu! rief der Mann aus; Sie ſollen doch Ihre Fiſche nicht im Dunkeln eſſen, und ſo ging er an einen kleinen Schrank, nahm ein Licht heraus, zündete es an, und ſtellte es uns hin. Alles ging nun gut, als die Frau, die ſich auf einige Minuten entfernt hatte, zurückkam, und dem armen Mann, für das, was er gethan hatte, eine ganze Salve der ſchrecklichſten Flüche gab. Der arme Kerl wußte nicht, was er verbrochen hatte, und konnte kein Wort hervorbringen; wir waren eben ſo wenig im Stande zu begreifen, was dieſen plötzlichen Sturm veranlaßt habe, bis das Weib uns das Licht fortriß, es geſchwind auslöſchte, und uns in dem kläglichſten Ton die Sache erklärte. Was der unbeſonnene Mann uns angezündet hatte, war ein geweihtes Licht, über welches in der Kirche des nächſten Dorfes der Segen geſprochen worden war, und welches ſie erſt dieſen Morgen von ihrem Pfarrer mit der Verſicherung bekommen hatte, daß es ihr Haus vor allem Unglück ſchützen werde. Wenn das ſchrecklichſte Gewitter aufzöge, ſolle ſie es nur anzünden, ſo würde ihr Haus, ihre Scheune, und Alles was ihr gehöre vom Blitze verſchont bleiben. Würde Jemand krank, ſo ſolle ſie es anzünden, und er würde augenblicklich geneſen. Ihr zu widerſprechen wäre vergeblich geweſen, wir bemühten uns aber doch, unſern eigenen Ohren zu Liebe, ſie zu beruhigen, und nachdem uns das gelungen war, ſetzten wir uns wieder hin und

verzehrten den Reſt unſeres Abendbrodtes ſo ziemlich im Dunkeln.

Das Dorf St. Auguſtin Calvaire iſt etwa noch fünf Seemeilen von hier entfernt, und wir kamen am andern Morgen ſehr früh an. Es war der vierte Tag unſerer Reiſe; ſonſt aber, wenn Wind und Fluth günſtig ſind, braucht man von Montreal bis hieher nicht mehr als zwei Tage.

Ein und zwanzigſter Brief.

Lage und Eintheilung von Quebek. — Befeſtigung der oberen Stadt. — Einige Bemerkungen über die Eroberung von Quebek durch den General Wolfe, und über Montgomery's und Arnold's Angrif im letzteren amerikaniſchen Kriege. — Gebäude. — Herrliche Ausſichten von einigen Punkten der oberen Stadt. — Beſchreibung der Waſſerfälle des Montmorency und La Chaudiere.

Quebek, im Auguſt.

Quebek liegt am nordweſtlichen Ufer des Lorenzfluſſes auf einer hohen Landſpitze. Beinahe gegenüber macht das andere Ufer eine ähnliche Spitze, und zwiſchen dieſen wird der Fluß in den engen Raum von ¾ Meilen zuſammengedrängt. Unmittelbar nachdem er durch dieſe Enge gegangen, breitet er ſich aber auf 5 bis 6 Meilen aus, indem er hinter der Spitze auf welcher Quebek liegt, einen großen Bogen macht. Eine ſolche plötzliche Einengung eines Stromes heißt in der Algonquin-Sprache, Quebek oder Quebejo, und davon hat die Stadt ihren Namen. Der breite Theil des Fluſſes dicht vor der Stadt heißt das Becken, und iſt tief und geräumig genug, um hundert Linienſchiffe zu faſſen. Quebek beſteht aus zwei Theilen,

der Ober=Stadt, die am Gipfel jener Spitze auf einem Kalkfelſen liegt, und der Unter=Stadt am Fuß derſelben dicht am Waſſer. Der Felſen worauf die Ober=Stadt ſteht, ragt vom Fluſſe aus an mehreren Stellen faſt ſenkrecht empor; an andern Stellen haben zwar auf dem Abhange Gaſſen gebauet werden können, vermittelſt welcher die Ober= und die Unter=Stadt mit einander zuſammenhangen, doch haben in dieſen Gaſſen für die Fußgänger an den Seiten lange Reihen von Stufen oder Treppen gemacht werden müſſen.

Die Unter=Stadt wird gegen einen feindlichen Angrif nur durch eine kleine auf das Becken hingerichtete Batterie vertheidigt, welche zur Fluthzeit mit dem Waſſer faſt auf gleicher Ebene ſteht; auch ſind längs dem Fluſſe Barrieren, hinter welchen man im Nothfall Kanonen aufpflanzen könnte.

Die Ober=Stadt hingegen iſt ein außerordentlich feſter Platz. Nach dem Waſſer hin iſt ſie ſchon von Natur ſo unbezwinglich, daß man ſich begnügt hat, ſie hier mit einem leichten Wall zu verſehen; ja an einigen Stellen wo der Felſen ganz unzugänglich iſt, hat man auch den Wall fehlen laſſen, und bloß einige Reduten und Batterien angebracht. Die vornehmſte, die gegen das Becken Front macht, beſteht aus 22 Vierundzwanzigpfündern, zwei franzöſiſchen Sechsunddreißigpfündern und zwei großen eiſernen Mörſern. Sie hat in der Flanke eine kleinere, welche die Päſſe aus der Unter=Stadt beſtreicht. An der Landſeite verdankt die Stadt ihre Feſtigkeit allein der Kunſt. Die Werke auf dieſer Seite ſind zwar, ſeitdem der Ort in brittiſchen Händen iſt, beträchtlich vermehrt und verbeſſert worden; ſie waren aber auch ſchon zu franzöſiſchen Zeiten ſo ſtark, daß es ſehr zweifelhaft iſt, ob nicht, wenn nur Herr von Montcalm ſich beſſer benommen hätte, ſelbſt das Genie des unſterblichen Wolfe an dem Verſuche den Platz zu erobern, geſcheitert ſein würde. Dieſer General hätte eigentlich gar nicht ſchlagen,

ſondern in der Feſtung bleiben und ſie vertheidigen müſſen; ſie hätte ſich gewiß bis zum Winter gehalten, dann mußten die brittiſchen Schiffe den Fluß verlaſſen und General Welfe wäre alſo genöthigt geweſen, die Belagerung aufzuheben. Wollte er aber ja ſchlagen, ſo mußte er entweder auf die erſte Nachricht, daß der Feind die Abrahams-Höhen erſtiegen habe, angreifen, ehe jener ſich formiren konnte; oder er mußte eine ſtarke Abtheilung ſeiner Truppen, die nur zwei Stunden von ihm unterhalb der Stadt ſtand, zuvor an ſich ziehn, ſo hätte dieſes Gefecht leicht einen ganz andern Ausgang gewinnen können. Nur durfte er nicht anfänglich jene Nachricht von dem Marſch des Feindes, als eine Ungereimtheit, verlachen, und hernach mit den wenigen Leuten, die er bei ſich hatte, den Angrif wagen.

General Wolfe hielt es für vergebliche Arbeit an der Waſſerſeite einen Sturm zu unternehmen, ſondern machte den Entwurf die Stadt zu umgehen, und auf der Landſeite anzugreifen, wo dicht an die Stadt eine große Ebene ſtößt, die nicht viel niedriger iſt, als der höchſte Punkt der Feſtung. Zu dem Ende verſuchte er zuerſt ſeine Truppen einige Meilen unterhalb der Stadt nahe bei den Waſſerfällen des Montmorency zu landen. Hier ſind die Ufer nicht ſchwer zu erſteigen; ſie waren aber von einer großen Diviſion franzöſiſcher Truppen und von einigen ſtarken Reduten vertheidigt und Wolfe wurde mit Verluſt zurückgetrieben. Oberhalb Quebek ſind die Ufer des Stroms ſehr hoch und ſo ſteil, daß die Franzoſen ſie für unzugänglich hielten: dennoch faßte General Wolfe den kühnen Vorſatz, dieſe Ufer, die man gewöhnlich die Abrahams-Höhen nennt, zu erſteigen. Er beſetzte deshalb, um ſeine Abſicht zu maskiren, vorläufig die der Stadt gegenüber liegende hohe Landſpitze Point Louis, und ließ von dort ein heftiges Bombardement auf die Stadt anfangen. Unterdeß wurden die Boote in Stand geſetzt, die Truppen eingeſchifft, ſie gingen in der Nacht unbemerkt mit unwickel-

ten Rudern vor der Stadt vorbei und landeten zwei Meilen oberhalb in einer Bucht. Die Soldaten klommen unter vielen Schwierigkeiten die Höhe hinauf, und die Kanonen wurden mit Hülfe von Seilen und Winden, die man um die Bäume befeſtigte, hinaufgezogen. Oben fängt die Ebene an, und erſtreckt ſich bis dicht unter die Wälle der Stadt, und hier ward das merkwürdige Gefecht geliefert, in welchem General Wolfe unglücklicherweiſe in demſelben Augenblick umkam, da ſeine edle Kühnheit durch den wohlverdienten glücklichen Erfolg gekrönt werden ſollte. Die Stelle wo er fiel, iſt durch einen großen Stein bezeichnet, auf den ein Meridian gezogen iſt.

Ob nun gleich dem großen Wolfe die Einnahme von Quebek ſo viel zu ſchaffen machte, und die Feſtung ſeitdem noch beträchtlich verſtärkt worden iſt, ſo bilden ſich doch die Bewohner der vereinigten Staaten ein, daß ſie im Fall eines Bruchs mit Großbritannien nur eine Armee hieher zu ſchicken brauchen, um den Platz ſogleich in ihre Gewalt zu bekommen. Arnold hat, nachdem er von ſeiner verunglückten Expedition gegen dieſen Ort unter Montgommery im Feldzug von 1775 zurückkam, überall geſagt, daß er ihn gewiß eingenommen haben würde, wenn er nicht verwundet worden wäre. Wie ſehr man aber auch dieſes Unternehmen ſeiner Kühnheit wegen bewundern mag, ſo fehlt doch ſehr viel daran, daß der glückliche Erfolg ſchon ſo nahe geweſen wäre, als die Eitelkeit dieſes Mannes ſeine Landsleute überredet hat.

Die Amerikaner gaben, ſobald ſie vor die Stadt kamen, den Gedanken ganz auf, ſie durch eine regelmäßige Belagerung einzunehmen; ihre einzige Hoffnung war, ſie den Britten durch einen raſch gewagten Sturm zu entreißen. Die Nacht vom 31ſten Dezember war dazu beſtimmt und der Angriff geſchah an drei verſchiedenen Punkten zugleich. In der Feſtung hatte man ſich durch die bloße Winterkälte gegen einen ernſtlichen Angriff für dermaßen geſichert gehalten, daß

die Kanonen auf den Wällen gröſstentheils von den Lavetten abgehoben waren und im Zeughauſe aufbewahrt lagen. Die Garniſon war alſo auf einen Ueberfall durchaus nicht vorbereitet, und doch muſsten die Amerikaner ihr Unternehmen aufgeben. Arnold, der das St. Johannisthor forciren ſollte, welches hinterwärts nach den Abrahamshöhen zuführt, ward verwundet und mit groſsem Verluſte zurückgeſchlagen. Montgommery überfiel an dem einem Ende der Unterſtadt die Wache in der erſten Barriere und kam glücklich hinunter, an der zweiten aber ward er erſchoſſen und ſeine Mannſchaft zurückgetrieben. Die dritte Diviſion ging über das Eis, und drang auf einer andern Seite in die Unterſtadt, die, wie geſagt, ſehr bloſs liegt: ſie hielt ſich auch ein paar Tage darin und ſteckte einige Gebäude in Brand, ward aber doch ohne Schwierigkeit vertrieben. Die beiden erſten Diviſionen wurden durch eine Handvoll Leute zurückgeſchlagen. Arnolds Angriff war der thörigſte: denn das Johannisthor iſt erſtaunlich feſt und von den vortrefflichſten Werken beſchützt, ſo daſs man es nur zu ſehen braucht, um zu begreifen, wie unmöglich es iſt, ohne ſchwere Artillerie, woran es den Amerikanern gänzlich fehlte, hier einzudringen.

Es liegt in Quebek jederzeit eine ſtarke Garniſon, auch iſt der Ort mit anſehnlichen Vorräthen jeder Art verſehen. Um die Werke gehörig zu beſetzen werden an 5000 Mann erfordert; die Truppen liegen theils in Kaſernen, theils in Blockhäuſern, nahe bei dem Cap Diamond. Dies iſt der höchſte und feſteſte Punkt, und kann als die Citadelle von Quebek angeſehen werden, da er die Stadt und die Ebene vor den Wällen in jeder Richtung beſtreicht. Ohnerachtet ſich der Felſen an 1000 Fuſs über die Oberfläche des Fluſſes erhebt, ſo bekommt man doch, ſelbſt ganz oben, durch Brunnen von mäſsiger Tiefe, ſehr gutes Waſſer.

Außer allen dieſen natürlichen und künſtlichen Vortheilen zu Vertheidigung des Ortes muß auch die Strenge und die lange Dauer der hieſigen Winter in Anſchlag gebracht werden, weil es während dieſer Jahreszeit der belagernden Armee unmöglich iſt, die Stadt blokirt zu halten oder Werke gegen ſie anzulegen.

Man rechnet in beiden Städten mit Einſchluß der Vorſtädte 2000 Feuerſtellen und alſo 12000 Einwohner. Eine genaue Zählung von beiden hat lange nicht ſtatt gehabt. Von den Einwohnern ſind Zweidrittheile franzöſiſcher Abkunft. Die Geſellſchaft iſt angenehm und, für einen Ort von dieſer Größe, zahlreich genug, weil der Gouverneur und mehrere Civilbeamte und Rechtsgelehrte, hier, als in der Hauptſtadt von Unter-Kanada, wohnen. Die Unterſtadt wird größtentheils von Kaufleuten bewohnt, die bei der Schiffahrt intereſſirt ſind, dies iſt aber eine unangenehme Gegend. Die Straßen ſind eng, ſchmutzig und wegen der Höhe der Häuſer dumpfig; in denen zunächſt am Waſſer iſt zur Ebbe-Zeit oft ein unerträglicher Geſtank. Die Oberſtadt iſt zwar auch nicht ſchön, denn die Straßen ſind ebenfalls eng und unregelmäßig; aber ſie iſt doch angenehm, inſofern ſie reine Luft hat und man im Sommer von der Hitze nicht ſo viel auszuſtehen hat. Die Häuſer ſind größtentheils neu und von Quaderſteinen, aber klein, von ſchlechtem Anſehen und dabei unbequem gebaut.

Das Schloß ſteht an einem freien Platze, um welchen die Häuſer drei Seiten eines länglichen Vierecks bilden. Es iſt ein ganz einfaches Gebäude von Quaderſteinen, und beſteht aus zwei Theilen, dem alten und neuen Schloß, die durch einen geräumigen Hof von einander getrennt ſind, und von denen keins eine regelmäßige Fronte hat. Das alte Schloß ſteht dicht am Rande einer ſehr ſteilen Stelle des Felſen; es iſt den Landes-Kollegien eingeräumt und alle Zimmer ſind klein und ſchlecht. Das neue, das gerade nach dem Platz hinſieht,

hat geräumige und ganz artige Zimmer, von denen aber doch keins elegant iſt. Hier wohnt der Gouverneur. Uebrigens iſt es keineswegs befeſtigt, wie man gewöhnlich denkt; bloß in dem dazu gehörigen Garten iſt längs dem Rande des Felſens eine Bruſtwehr, auf welcher einige kleine Kanonen aufgepflanzt ſind, die einen Theil der Unterſtadt beſtreichen. Auf dem Platz vor dem Schloſſe paradirt bei gutem Wetter im Sommer alle Abende eins von der Regimentern der Garniſon mit Muſik, und dann iſt dies der Sammelplatz der feinen Welt. Dem Schloſſe gegenüber ſteht das Franziskanerkloſter, in welchem nur noch einige wenige Mönche wohnen, und dicht daneben das Jeſuiter-Kollegium, in dem gar nur noch ein einziger alter Ordensmann übrig iſt. Dieſer genießt jezt ganz allein die Einkünfte von den großen Beſitzungen des ehedem in Kanada ſo reichen Jeſuiterordens, die nicht weniger als 10000 Pfund Sterling betragen ſollen. Dieſer alte Mann iſt ein Schweizer; er war in ſeiner Jugend nur Thürhüter im Kollegium, man beförderte ihn aber, weil man einiges Verdienſt an ihm bemerkte, und er wurde zulezt Laienbruder. Er iſt in ſeinem hohen Alter noch außerordentlich geſund, und wegen des vortreffli-chen wohlthätigen Gebrauches, den er von ſeinem großen Einkommen macht, allgemein beliebt. Nach ſeinem Tode fällt dies der Krone anheim. Die drei Nonnenklöſter, (denen auch hier nicht verboten iſt, Novizen aufzunehmen) ſind wohl beſetzt. Nahe bei der Hauptbatterie iſt die Plankammer der Ingenieurs, worin viel Modelle und Riſſe von Quebek und andern befeſtigten Orten in Kanada aufbewahrt werden; es iſt ein altes Gebäude, gleich dem daneben befindlichen Verſammlungshauſe des geſetzgebenden Rathes. Das Zeughaus iſt in einem andern Quartiere der Stadt. Es enthält 10000 komplette Waffenrüſtungen, die ungefehr eben ſo wie im Tower zu London aufgeſtellt ſind und faſt noch zierlicher und fantaſtiſcher. Alles was zum Lebensunterhalt gehört,

wird in Quebek aus der umliegenden Gegend in Ueberfluß zu Markte gebracht, und die Lebensmittel ſind hier billiger zu haben, als in irgend einer Stadt in den vereinigten Staaten. Für einen Fremden ſind auf dem Markt die vielen mit Hunden beſpannten kleinen Karren etwas ganz ungewöhnliches. Die Kanadiſchen Hunde ſind ſehr gut zum Ziehen zu gebrauchen, und faſt jede Familie in Quebek hält einen oder mehrere zu dieſem Behuf. Sie gleichen ziemlich der Neufundländiſchen Raſſe; nur ſind ſie breiter in den Weichen und haben kürzere und dickere Beine. Sie ſind gelehrig und klug, beſonders aber iſt ihre Stärke zu bewundern. Ich ſelbſt habe mehr als Einmal geſehen, daß ein einziger Hund einen Mann, der gewiß anderthalb Zentner wog, eine ganze Strecke weit fortzog. Im Winter ſpannt man 6 oder mehrere ſolcher Hunde vor ein Kariol oder vor einen Schlitten, und macht ſo ganze Tagereiſen mit ihnen. Ehe ich aufhöre von Quebek zu reden, muß ich vor allen Dingen noch der herrlichen Ausſichten erwähnen, die man an mehreren Orten in der Oberſtadt hat, und die an Größe, Schönheit und Mannichfaltigkeit alles übertreffen, was ich von dieſer Art in Amerika oder auch irgend ſonſt wo geſehen habe. Man ſieht hier die Natur in dem größten Maaßſtabe, und die Einbildungskraft kann ſich kaum etwas erhabneres malen, als was ſich hier dem Auge des entzückten Zuſchauers wirklich darſtellt. Ungeheure Felſen, gewaltige Ströme, unwegſame Wälder, angebaute Ebenen, Berge, Seen, Städte, Dörfer ziehen abwechſelnd ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, und das Mannichfaltige und Unermeßliche des Anblicks verwirrt beinah die Sinne. Viele ziehen die Ausſicht von Cap-Diamond (dem höchſten Punkt, den es hier giebt) allen andern vor, und freilich iſt hier die Ausſicht weiter, und das Auge überſchaut mehr auf Einmal: aber von dieſer Höhe herab — denn man ſieht hier 1000 Fuß über der Oberfläche des Stromes — geht die Größe der Gegenſtände die man wahrnimmt, faſt

ganz verloren, und man ſieht mehr eine Karte der Gegend, als die Gegend ſelbſt. Mir iſt daher z. B. die Ausſicht von der obern Batterie, welche das Becken beſtreicht und an 700 Fuß niedriger liegt, weit lieber. Wenn man ſich hier wenige Schritte weit vom Rande des Abgrundes hinſtellt, ſieht man gerade in den Fluß hinab, und die Schiffe, die nach den Anfuhrten vor der Unterſtadt ſegeln, erblickt man dicht unter ſeinen Füßen. Der Strom ſelbſt, der 5 bis 6 Meilen breit iſt, und den man bis an das entfernteſte Ende der Orleans-Inſel überſieht, wo er ſich zwiſchen den Bergen, die ihn von beiden Seiten einſchließen, verliert, iſt das Schönſte was man in der Natur ſehen kann; und an einem ſchönen ſtillen Sommerabend gleicht er oft einem großen Spiegel, in welchem ſich die reichen bunten Farben des Gewölkes, ſo wie die Bilder aller Gegenſtände an den Ufern in einem unbeſchreiblichen Glanze darſtellen. Dem ſüdlichen, noch dicht mit hohen Bäumen bekleideten, Ufer geben die vielen Baien und Vorgebirge ein romantiſches Anſehn, und auf dem nördlichen ſtehen die Häuſer, ſo weit das Auge nur reicht, ſo dicht, daß die ganze Strecke nur ein einziges Dorf zu ſein ſcheint. Hier begrenzt eine lange Bergkette die Ausſicht, und da man das flache Land zwiſchen dieſer und den Dörfern am Ufer nicht ſehen kann, ſo ſcheinen die Berge unmittelbar aus dem Waſſer empor zu ſteigen, und die Häuſer an den ſteilen Wänden derſelben erbaut zu ſein.

Die Gegenden um die Stadt, die ſich in der Ferne ſo ſchön ausnehmen, verlieren auch bei einer nähern Anſicht nicht, ſondern unterhalten das Auge, wenn man durch ſie hinſpaziert, mit einem Reichthum von ſchönen Landſchaften, die dadurch noch mehr gewinnen, daß man den Bewohnern auch im Aeußern Zufriedenheit und Wohlſtand anſieht. Wenn alſo eine Gegend die eben ſo fruchtbar als maleriſch iſt, wenn ein angenehmes und geſundes Klima, und ein leidliches Maaß bürger-

licher und religiöſer Freiheit ein Volk glücklich machen kann, ſo darf, zumal in dieſer ſchönen Jahreszeit, der Kanadier nicht leicht irgend ein anderes Volk beneiden.

Der Fall des Montmorency-Fluſſes, und der des la Chaudiere ſind noch zwei Gegenſtände in der Nähe von Quebek, mit denen ich Sie näher bekannt machen muß. Der Montmorency fließt mit vielen Krümmungen durch eine wilde dickbewaldete Gegend zwiſchen zackigen Felſen-Ufern, bis er an den Rand eines Abgrundes kommt, von welchem er in einem zuſammenhangenden Strom an 240 Fuß faſt ſenkrecht hinabſtürzt. Es iſt freilich, die Zeit des höchſten Waſſerſtandes ausgenommen, nur ein dürftiger Fluß, und von einem Ufer zum andern nicht mehr als 50 Fuß breit: weil er aber durch ſein jähes Hinabſtürzen von dem Felſen zu Schaum zerſtäubt, ſo hat er unten am Falle das Anſehn einer nicht unbeträchtlichen Waſſermaſſe. Das Waſſer ſieht im Fallen gerade ſo aus, wie Schnee, der von den Dächern herabgeworfen wird, und ſcheint eine ſehr langſame Bewegung zu haben. Der Staubregen unten iſt ſtark, und wenn die Sonne am Mittag hell ſcheint, zeigen ſich die Regenbogen-Farben darin in der größten Schönheit. Das felſichte Flußbette bildet unterhalb am Falle ein Becken, aus welchem dann das Waſſer langſam dem Lorenzſtrom, der höchſtens 1000 Fuß weit entfernt iſt, zufließt. Auch ſieht man, wenn man auf dieſem Strome bei der Mündung des Montmorency vorüber fährt, den Fall in ſeiner ganzen Schönheit. Wer aber den Fall unmittelbar am Fuß deſſelben ſehen will, der muß — weil die Ufer unterhalb deſſelben faſt ſenkrecht und ganz unzugänglich ſind — das Ufer des Lorenzſtromes hinab ſteigen und am Rande deſſelben hingehen, bis er an den Felſenſpalt kommt, in welchem der Montmorency fließt. Einer der vorigen Gouverneure von Kanada, General Haldimand, fand an dieſem Katarrhakt ein ſolches Wohlgefallen, daß er ſich ganz nahe daran ein Haus bauen ließ; aus deſſen

Fenſtern man ihn auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe ſieht. Vor demſelben liegt ein ſchöner Raſenplatz, der ſich bis an den Lorenzſtrom hinzieht, und auf den mehrere Luſthäuſer gebaut ſind, die ebenfalls Ausſichten auf den Waſſerfall haben. Eines ſteht oben nahe an dem Rande deſſelben, und hängt gerade über den Abgrund hinüber, ſo daß eine Kugel aus den Fenſtern wohl 200 Fuß ſenkrecht hinabfallen würde. Es ruht auf ſtarken Balken, welche in den Seitenwänden des Felſenſpalts befeſtigt ſind, und um hinein zu kommen, muß man mehrere Treppen hinanſteigen, und über ein Paar hölzerne Gallerien gehn, die auf eben dieſe Art unterſtützt ſind. Die Balken, worauf dies kleine Gebäude ruht, ſollen nicht mehr recht ehrenfeſt ſein, daher ſich viele Perſonen nicht mehr hinauf wagen wollen. Wir wußten von dieſer Gefahr nichts, unſere ganze Geſellſchaft ging auf Einmal hinein, und wir blieben ziemlich lange darin, obgleich das Ganze bei jedem Schritte zitterte. Der Anblick iſt von hier aus fürchterlich groß. Der Fall des la Chaudiere iſt nicht halb ſo hoch, dafür hat er aber an 250 Fuß Breite, und die Gegend umher iſt weit maleriſcher als am Montmorency. Hier giebt es keine anſehnlichen Bäume in der Nähe, das Auge hat nichts worauf es einmal ausruhen könnte, man ſieht den Waſſerfall, und wiederum den Waſſerfall, und nichts als den Waſſerfall. Beim la Chaudiere hingegen ſind die Ufer des Fluſſes mit den ſtattlichſten Bäumen bewachſen, und zwiſchen den einzelnen Felſenmaſſen, welche dort herum zerſtreut liegen, hat man einige ſehr reizende und romantiſche Ausſichten. Der Fall ſelbſt richtet ſich freilich nach der Jahreszeit. Iſt der Fluß angeſchwollen, ſo kommt eine Waſſermaſſe über den Felſen geſtürzt, die den Zuſchauer in Erſtaunen ſetzt. Bei trocknem Wetter aber iſt er, des wenigen Waſſers wegen, ſehr ärmlich. Um dieſe Zeit zieht gewiß ein jeder den Montmorenry vor, der überhaupt die meiſten Stimmen für ſich hat.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Verfaſſung und Verwaltung von Kanada. — Schätzung der Landes-Ausgaben. — Aus- und Einfuhr. — Abgaben.

Quebek, Auguſt.

Seit der Abtretung von Kanada an Großbritannien bis 1774, hingen alle innere Angelegenheiten der Provinz vom Gouverneur allein ab. In dieſem Jahre aber verordnete das Parlement, vermittelſt der ſogenannten Quebek-Bill, daß ein geſetzgebender Rath von 23 Mitgliedern errichtet werden, dieſem alle Einrichtungen und Anordnungen, die zum Beſten der Provinz erforderlich ſcheinen dürften, überlaſſen werden, jedoch nicht ehe Geſetzes Kraft haben ſollten, bis ſie dem Gouverneur vorgelegt, und an des Königs ſtatt von ihm beſtätigt ſein würden. Auflagen durfte jedoch der geſetzgebende Rath nicht machen, ausgenommen zur Unterhaltung der Landſtraßen und öffentlichen Gebäude. So wurde die Provinz verwaltet bis ins Jahr 1791, da durch eine Parlamentsakte, alles was ſich in der Quebek-Bill auf die Einſetzung dieſes geſetzgebenden Rathes bezog, widerrufen, und dagegen die jetzt beſtehende Verfaſſung eingeführt ward.

Nach derſelben iſt das Land in zwei verſchiedene Provinzen getheilt, in Ober- und Unter-Kanada; jenes begreift den weſtlichen Theil, und hat Niagara, dieſes den öſtlichen, und hat Quebek zur Hauptſtadt. Die Grenze zwiſchen beiden Provinzen beſtimmt eine Linie, welche bei Point au Baudet in dem Theil des Lorenzſtromes, der der See François heißt, in 24° weſtlicher Länge anfängt, und von da nordwärts nach dem Utawas geht. Die Statthalter beider Provinzen ſind ganz unabhängig von einander, nur daß der von Unter-Kanada in militäriſchen Dingen den Vorrang hat, da er gewöhnlich zum General-Lieutenant (Captain general) des Kö-

nigs

nigs in Nordamerika ernannt wird. Sie beſitzen die ausübende Gewalt, und haben einen vom Könige beſtallten vollziehenden Rath zur Seite. Die geſetzgebende Macht beruht auf dem Statthalter, einem geſetzgebenden Rath und einer Verſammlung von Repräſentanten. Alle Akten, (d. i. Verordnungen) müſſen, in derſelben Form wie im brittiſchen Parlament, durch beide Häuſer gehen, und werden dann dem Statthalter vorgelegt, der entweder ſeine Zuſtimmung ertheilt, in welchem Falle ſie ſogleich Geſetzeskraft erhalten, (jedoch mit Vorbehalt für den König ſie im Staatsrath binnen zwei Jahren für ungültig zu erklären) oder der Statthalter verſagt auch ſeine Zuſtimmung und ſtellt die Sache dem Könige anheim. In gewiſſen beſtimmten Fällen ſind auch die Akten dieſer Häuſer der Reviſion des brittiſchen Parlaments unterworfen. So muß z. B. jede Akte, welche in der kirchlichen Verfaſſung der Provinz, wie ſie zur Zeit der Einführung dieſer Konſtitution beſtand, etwas abändert, ehe ſie die königliche Zuſtimmung erhält, dem brittiſchen Parlament vorgelegt werden, und kann ſie nicht erhalten, wenn binnen 30 Tagen eins von beiden Häuſern dem Könige eine dagegen laufende Addreſſe überreicht. Eben ſo hat das brittiſche Parlament das Recht, Handels- und Schiffarths-Geſetze für die Provinz zu geben, und Ein- und Ausfuhrzölle feſtzuſetzen, die Verwendung der Zolleinkünfte zum Beſten der Provinz bleibt aber lediglich der dortigen Geſetzgebung überlaſſen. Der Geſetzgebende Rath oder das Ober-Haus beſteht in Unter-Kanada aus 15, in Ober-Kanada aus 9 Mitgliedern, welche, durch eine vom Statthalter unterzeichnete Beſtallung unter dem großen Siegel der Provinz auf Lebenszeit ernannt werden; doch kann der König jene Anzahl von Mitgliedern nach Gutbefinden vermehren. Auch kann er erbliche Titel ertheilen mit denen das Recht, in dieſer Verſammlung Sitz und Stimme zu haben, verbunden iſt; eben ſo iſt auch die Art beſtimmt, wie dieſes Recht von Erben übernom-

men werden muß und wodurch man deſſelben verluſtig gehen kann. Der König hat aber bis jetzt noch keinen ſolchen Titel ertheilt. Die Verſammlung der Repräſentanten, oder des Unterhauſes, beſteht in Unter-Kanada aus 50, in Ober-Kanada aus 16 Perſonen, und ſoll nie geringer ſein. Die Mitglieder werden, für das Land und für die Städte, durch die Mehrheit der Stimmfähigen erwählt, welches auf dem Lande die freien Eigenthümer von 40 Schilling reiner Einnahme, in den Städten die Häuſer- und Landbeſitzer von 5 Pfund jährlichen Ertrages ſind, oder ſolche die 10 Pfund Hausmiethe geben. Um in einem von beiden Häuſern zu ſein, muß man 21 Jahr alt und ein geborner oder ein naturaliſirter Unterthan ſein. Auch darf in's Unterhaus kein Mitglied des Oberhauſes und kein Geiſtlicher, von welcher Kirche er auch ſei, gewählt werden. Streitige Fragen über den Sitz in einem Hauſe, entſcheidet jedes ſelbſt, und Appellation findet nur an den König im brittiſchen Parlamente ſtatt; der Statthalter hat das Recht die Sprecher beider Häuſer ein- und abzuſetzen, die Verſammlung zu berufen, zu prorogiren und aufzulöſen. Länger als 4 Jahr darf dieſelbe Verſammlung nicht ſitzen; der Statthalter iſt dagegen verpflichtet, ſie wenigſtens alle Jahre Einmal zuſammen zu berufen. Die Gerichtsverfaſſung iſt ſo geblieben, wie ſie durch die Quebek-Bill eingerichtet ward. Durch dieſe wurde feſtgeſetzt, daß alle Eigenthümer ihre Grundſtücke unter denſelben Bedingungen beſitzen ſollten, wie ſie ſolche vor der Eroberung nach den damals in Kanada beſtehenden Geſetzen erworben hatten, und daß alle Streitigkeiten über Eigenthum und bürgerliche Rechte nach denſelben Geſetzen und Herkommen entſchieden werden ſollten. Für ſolche Ländereien aber, welche der König erſt ſeit der Eroberung verliehen hat, gelten die engliſchen Geſetze, und da die engliſchen Einwohner ſich größtentheils auf ſolchem neuen Lande niedergelaſſen haben; ſo ſind ſie dieſen franzöſiſchen

Geſetzen nicht unterworfen, außer in dem Falle von Streitigkeiten mit den alten Bewohnern. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe alten Geſetze, welche den Armen und den Reichen ſo ſehr ungleich behandeln, ganz abgeſchafft werden könnten; aber bei der Unwiſſenheit der Franzoſen und bei ihrer Anhänglichkeit an die alte Verfaſſung iſt daran nicht zu denken. Indem man aber auf dieſe Art die franzöſiſchen Einwohner durch Aufrechthaltung ihrer Civilgeſetze zu gewinnen ſuchte, ward doch, zur großen Wohlthat für das ganze Land, die brittiſche Kriminal-Verfaſſung durchgehends eingeführt. Der Statthalter oder Vice-Statthalter, die Glieder des vollziehenden Raths, die Oberrichter der Provinz und die Richter der Kings-Bench, oder wenigſtens fünf von ihnen — nur daß die Richter des Diſtrikts, von welchem aus appellirt wird, nicht dabei ſein dürfen — machen das Appellationsgericht aus, von dem nur in gewiſſen Fällen noch eine Appellation an den König im Staatsrathe ſtatt findet.

Um ſeiner religiöſen Meinungen willen kann Niemand irgend eines Rechts verluſtig erklärt werden, und die katholiſche Geiſtlichkeit darf, zufolge der Quebek-Bill, von den katholiſchen Einwohnern alle Gebühren und Zehnten erheben, die ſie vorher zu erheben hatte, von Proteſtanten aber oder von den ihnen zugehörigen Ländereien darf ſie den Zehnten nicht einfordern. Ruhten auf dieſen Ländereien vorher ſolche Abgaben zur Unterſtützung der Geiſtlichkeit, ſo werden ſie fortbezahlt, aber an die vom Könige dazu beſtimmten Perſonen, um zur Beſoldung der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit verwendet zu werden. Zu dieſem Behufe iſt auch $\frac{1}{7}$ des Werthes aller Ländereien die ſeitdem verliehen werden, beſtimmt. Von dieſen Einkünften darf nun der Gouverneur, mit Zuziehung des vollziehenden Rathes, neue Pfarreien ſtiften, und ihnen, nach der Weiſe der engliſchen Kirche, Pfarrkinder zutheilen, welche auch, eben ſo wie in England, gegen ſie kirchen-

pflichtig ſind. Der Klerus der engliſchen Kirche beſteht bis jetzt in beiden Provinzen nur aus 12 Perſonen, den Biſchof von Quebek mit eingeſchloſſen, und die diſſentirende Geiſtlichkeit iſt noch weit ſchwächer: dagegen beſteht die katholiſche aus 126 Perſonen, nemlich aus einem Biſchof, ſeinem erwählten Koadjutor, drei General-Vikarien und 116 Pfarrern und Miſſionarien, die, bis auf 5, alle in Unter-Kanada wohnen.

Die Ausgaben der Civil-Liſte betragen in Unter-Kanada jährlich 20000 Pfund Sterling. Ich habe ein ziemlich ausführliches Verzeichniß derſelben vor mir, und ziehe Ihnen hier nur die größten Gehalte aus. Der Gouverneur und der Biſchof von Quebek, der aber zugleich Biſchof von Ober-Kanada iſt, haben jeder 2000 Pfund. Der Vice-Gouverneur 1500 Pfund. Der Oberrichter zu Quebek, der zugleich Oberrichter der ganzen Provinz iſt, 1200 Pfund und der in Montreal 900 Pfund. Der Obereinnehmer 400 Pfund. Die Gouvernements-Sekretäre jeder 200 Pfund; eben ſo viel der Oberforſtmeiſter. Jedes Mitglied des vollziehenden Rathes 100 Pfund; eben ſo viel hat auch der Schulmeiſter in Quebek und mehrere Unterbeamten ebenfalls. Der Penſions-Etat betrug für das Jahr 1794 — 1782 Pfund. Von dieſen 20000 Pfund giebt Großbritannien die Hälfte und die andere wird von der Provinz ſelbſt, vermittelſt der Einfuhrzölle aufgebracht, welche auf ſtarke Getränke, Kaffee, Tabak, Weſtindiſchen Zucker, Spielkarten und Salz gelegt ſind, natürlich ſo, daß ein Unterſchied zwiſchen brittiſchen und fremden Produkten und Einfuhr auf brittiſchen Schiffen (gewiſſe Artikel können nehmlich unmittelbar aus dem Auslande eingeführt werden) beobachtet wird. In Ober-Kanada beträgt die Ausgabe nur vielleicht den vierten Theil. Der Militär-Etat, nebſt der Reparatur der Feſtungen, in beiden Provinzen koſtet dem Mutterlande jährlich 100000 Pfund Sterling. Eben ſo viel die Geſchenke an

die Indianer und die im Indianer-Departement angeſtellten Beamten. Dieſe beſtehen in Ober- und Unter-Aufſehern, General-Inſpektoren, Sekretären und deren Gehülfen, Magazin-Aufſehern, Aktuarien, Dollmetſchern und Proviantmeiſtern. Wundärzte, Büchſenſchmiede ꝛc. haben nur noch in Ober-Kanada wirklich zu thun, in Unter-Kanada ſind dies geſchäftloſe Stellen, alſo bloße Pfründen (ſinecure places), weil es faſt keine Indianer mehr dort giebt.

Kanada führt alle die Artikel ein, deren ein noch nicht ſelbſtſtändiges, d. i. ein Land, welches noch keine Manufakturen hat, bedarf. Auch Tauwerk von aller Art, und ſelbſt grobe Eiſenwaaren kommen aus der Fremde. Ich führe Ihnen dies beſonders an, als etwas das billig nicht ſtatt haben ſollte. Der Boden iſt in Kanada zum Hanfbau ſehr tauglich, und man hat ſich viel Mühe gegeben ihn empor zu bringen. Man hat Anweiſungen dazu unter die Landleute ausgetheilt, und ſie in allen öffentlichen Häuſern angeſchlagen, doch iſt damit bis dato noch wenig ausgerichtet: denn es hält äußerſt ſchwer dieſe Franzoſen zu etwas Neuem zu bewegen. Eben ſo hat man an mehrern Orten Eiſenerz entdeckt, aber nur an Einem derſelben, in der Nähe von Trois-Rivieres, ſind noch unter franzöſiſcher Regierung, kurz vor der Eroberung, die nothdürftigſten Werke angelegt. Dieſe ſind jezt ein Eigenthum der Krone und verpachtet; wenn aber die jetzige Pacht abgelaufen iſt, wird ſie niemand wieder übernehmen wollen, weil das Eiſenſtein-Lager beinahe erſchöpft zu ſein ſcheint.

Einzelne Weberſtühle für Leinwand und grobe Tücher findet man häufig in Kanada; aber auch von dieſen Artikeln wird bei weitem das Meiſte aus Großbritannien eingeführt.

Der wichtigſte Ausfuhrartikel iſt Pelzwerk; dann aber auch Weizen, Mehl, Leinſamen, Potaſche, Bau- Stab-

und Nutzholz aller Art, getrocknete Fiſche, Oel, Ginſeng und allerhand Apothekerwaaren. Der Handel zwiſchen Großbritannien und Kanada ſoll jährlich 7000 Schiffs-Tonnen Laſt betragen.

Drei und zwanzigſter Brief.

Boden und Klima in Unter-Kanada — Fabrikation des Ahorn-Zuckers. — Dortiger Winter.

Quebek im Auguſt.

Der öſtliche Theil von Unter-Kanada, zwiſchen Quebek und dem Meerbuſen St. Lorenz, iſt gebirgig; auch zwiſchen Quebek und der Mündung des Utawas giebt es noch einzelne Berge. Höher den Lorenzſtrom hinauf iſt aber das Land eben. Einige wenige ſandige und ſteinige Gegenden ausgenommen, beſteht der Boden aus einer zehn bis zwölf Zoll hohen Schicht lockerer ſchwarzer Damm-Erde, die auf einem Bett von kaltem Lehm liegt. Dieſe Erde iſt ſo fruchtbar, daß ſie immerfort reiche Ernten giebt, ohnerachtet die meiſten franzöſiſchen Landleute ſie Jahr für Jahr beſäen, ohne ihr den geringſten Dünger zu geben; eine Behandlung, bei welcher in den vereinigten Staaten der Boden bald ausgeſogen wird, die aber dieſem hier nicht geſchadet hat. Erſt ſeit wenig Jahren fängt man hie und da an zu düngen, und die beſten Landwirthe bedienen ſich dazu des Mergels, der an mehrern Orten in der Nähe des Lorenzſtroms in großer Menge zu finden iſt. Für die kleineren Getreidearten iſt der Boden vorzüglich gut, auch der Tabak gedeiht; er iſt milder als der maryländiſche und virginiſche, und der Schnupftabak davon wird vorzüglich geſchätzt. Man baut aber dies Gewächs nur in kleinen Quantitäten zum eignen Gebrauch, und bei weitem der größte Theil des Bedarfs wird eingeführt.

Alle Küchengewächſe und die meiſten europäiſchen Obſtarten gerathen ſehr gut. Johannisbeeren, Stachelbeeren und Himbeeren ſind vorzüglich wohlſchmeckend. Letztere ſind einheimiſch und wachſen in den Wäldern in großer Menge; ſo auch der Weinſtock, aber die wilde Traube iſt klein und ſauer, und die Beere nicht viel größer als eine gute Johannisbeere. In den Wäldern giebt es eine Menge verſchiedener Baumgattungen und darunter mancherlei Arten die in Europa vermuthlich noch unbekannt ſind. Von Birken, Eichen, Rüſtern, Eſchen, Tannen, Ahorn, Kaſtanien und Wallnüſſen, giebt es mehrere Arten. Auch vom Zuckerahorn, dieſem für Kanada unſchätzbaren Baum, der nur in gutem Boden gedeiht und doch faſt überall angetroffen wird, hat man zwei Arten, den Sumpf-Ahorn und den Berg-Ahorn, der auch wegen ſeines inwendig geſtreiften und geringelten Holzes der krauſe Ahorn (curled maple) heißt. Der erſtere giebt nach Verhältniß der Größe mehr Saft; der aber nicht ſo zuckerreich iſt. Aus ſieben bis acht Gallonen *) deſſelben erhält man Ein Pfund Zucker, dagegen vom Berg-Ahorn ſchon zwei höchſtens drei dazu hinreichen.

Man rechnet, daß ein Baum von 20 Zoll im Durchmeſſer jährlich 5 Pfund Zucker liefert, und es giebt Bäume, die dies 30 Jahre lang gethan haben. Nach ſechs- bis ſiebenjähriger Nutzung nimmt die Menge des Saftes ſogar zu; doch iſt er dann nicht mehr ſo zuckerreich, und der Ertrag bleibt ſich alſo ziemlich gleich. Die beſte Methode iſt, daß man mit einen großen Bohrer ein ſchräge hinauf gehendes Loch von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll Durchmeſſer und 2 bis 3 Zoll Tiefe macht, die gewöhnlichſte aber, daß man ihm einen breiten Hieb mit der Axt beibringt. Bäume, die auf die letztere Art behandelt werden, ſterben zwar weit ſchneller ab, man zieht aber doch dieſes Verfahren vor, weil der Saft dabei

*) Ein Gallon hält 213 Kubik-Zoll engliſch oder $194\frac{83}{100}$ Kubik-Zoll rheinländiſch alſo $2\frac{96}{100}$, beinahe drei, Berliner Quart. B.

ſchneller ausläuft, und es dem Landmann, da das Anzapfen der Bäume zu Anfange des Frühjahrs geſchehen muß, wo er ohnedies ſehr beſchäftigt iſt, darauf ankommt, mit dem Zuckergeſchäft nicht viel Zeit zu verlieren.

Auf dem Lande kennt man in Kanada keinen andern Rohzucker als dieſen, und auch die Städter bedienen ſich deſſen am meiſten. Er wird in großen Brodten, das iſt in der Form, die er von dem Gefäß annimmt worin er eingekocht wird, von den Landleuten ordentlich zu Markte gebracht. Dieſe Brodte haben eine ſehr dunkle Farbe, wenn aber der Zucker gerieben iſt, ſieht er heller aus, ziemlich wie weſtindiſche Muſcowade. Der Ahornzucker läßt ſich auf die beim weſtindiſchen übliche Art vollkommen raffiniren, und er giebt dann den beſten Sorten, weder an Süßigkeit, noch an Geſchmack noch an Anſehen etwas nach. Hierüber hat der erſte Hoſpital=Arzt in Quebek, Doktor Nooth, eine Menge Verſuche angeſtellt, und zeigt, zur Ueberzeugung der ungläubigen Kanadier, große Klumpen vor, die an einem und demſelben Stück den Ahorn=Zukker in verſchiedenen Stufen der Raffinirung ſehen laſſen: der untere Theil iſt nehmlich ein Stück brauner Rohzukker, der mittlere iſt ſchon gekörnt, und der obere ganz raffinirt *). Er hat zugleich berechnet, daß allein der Verkauf des Sirups die Koſten des Raffinirens decken würde. Die bisherigen Verſuche mit Manufakturen dieſer Art ſind zwar mißlungen, aber nur, weil ſie von Schwindlern ohne Kapital und Sachkenntniß angelegt wurden.

Eben ſo klar iſt es wohl, daß auch für die erſte Arbeit mit großem Vortheil Manufakturen müßten angelegt werden können, und daß, bei einem zweckmäßigen Verfahren im Großen, der Ahornzucker bald ein wichtiger Ausfuhrartikel werden könnte. Hieran iſt um ſo weniger zu zweifeln, da jetzt ſchon einzelne Familien, die den Saft oft

*) Nimmermehr! Hier iſt der Verfaſſer offenbar unrecht berichtet.
der Herausgeber.

von einer ziemlichen Entfernung im Walde nach ihrer Wohnung hinſchaffen und ihn dort kochen, Zucker, der dem Weſtindiſchen an Güte gleicht, um einen weit geringern Preis zu Markte bringen. Wie viel Arbeit würde ſich durch eine geringfügige erſte Auslage nicht erſparen laſſen, wenn die Sache im Großen betrieben würde! Dieſe Angelegenheit iſt itzt in den vereinigten Staaten mehr als in Kanada zur Sprache gebracht; man hat dort die Schwierigkeit, Menſchen und Pferde ſo lange Zeit in den Wäldern zu unterhalten, als ein unüberſteigliches Hinderniß angeſehen, und vielleicht mit Recht, in Kanada kann aber hievon gar nicht die Rede ſein. In dieſer Provinz giebt es, in verſchiedenen Gegenden, mehrere Strecken Ahorn-Land, jede von 5000 Morgen Landes, die, dieſes großen Umfanges ohnerachtet, in keinem Punkt mehr als 6 engliſche Meilen von einem volkreichen Dorfe entfernt ſind. Die ganze Arbeit, das Kochen mit eingerechnet, dauert 6 Wochen; welche Schwierigkeit kann es alſo haben, dieſe Zeit über Menſchen und Pferde mit Lebensmitteln zu verſorgen, und ihnen einige Hütten zu bauen? Den Saft von den Bäumen nach den Siedehäuſern hinzuſchaffen, iſt jetzt freilich ſehr mühſam, bei einem regelmäßigen Verfahren würde das aber weit weniger Arbeit erfordern. An verſchiedenen Stellen der Pflanzung müßten Siedehäuſer erbauet werden und hiezu wären bloße Schoppen hinreichend: den aufgefangenen Saft könnte man in hölzernen Rinnen zu großen Behältern hinleiten und Wege durchhauen, damit die Karren mit den Gefäßen leicht von einem dieſer Behälter zum andern kommen könnten; und wenn man vollends erſt ſo weit wäre, die Bäume nach der Schnur, in Reihen, gepflanzt zu haben, ſo würde Alles noch weit leichter ſein, und dieſe ganze Anlage würde fürerſt keine andre Auslage erfordern, als was die Anſchaffung der hölzernen Tonnen, Kübel, Rinnen und die kleinen Röhren koſten würden, welche, zu Abzapfung des Saftes, in die angebohrten Baumſtämme geſteckt werden.

Jetzt findet man in Kanada nur hie und da mehrere Morgen Landes auf Einem Fleck beiſammen, die ganz mit Zuckerahorn allein bewachſen ſind; gewöhnlich aber ſteht dieſer Baum mit andern vermiſcht, z. B. auf Einem Morgen unter vielen andern etwa nur 30 bis 50 Ahornbäume. In einer geringen Entfernung vom Strome kann man Tauſende ſolcher Morgen Landes für weniger als Einen Schilling den Morgen kaufen. Rechnet man nun auch nur 25 Bäume auf jeden Morgen und auf jeden Baum 5 Pfd. Zucker jährlich, ſo laſſen ſich ſchon jetzt, auf einem Strich von 5000 Morgen, 5580 Ct. Zucker gewinnen. Ich ſage ſchon jetzt, denn die andern Bäume können doch nach und nach weggeſchaft und Ahorn an ihre Stelle geſetzt werden. In 20 Jahren iſt der Baum ſo weit daß er ſeine 5 Pfd. Zucker giebt, und da er im Durchſchnitt 20 Jahre lang eine ſolche jährliche Ausbeute liefert, ſo hat man immer wieder einen zapfbaren Baum, wenn ein alter unbrauchbar geworden iſt.

Man macht übrigens aus dem Saft auch einen Eſſig der dem beſten franzöſiſchen Weineſſig an Säure nichts nachgiebt, und der dabei einen viel angenehmeren Geſchmack hat. Auch giebt er Bier, das unſerm aus Malz bereiteten Biere um nichts nachſteht: endlich taugt er auch zu treflichem Brantwein.

Die Luft iſt in Unter-Kanada ſehr rein, und das Klima, beſonders in dem gebirgigen Theil oſtwärts von Montreal, ſo geſund wie das von Neu-England; nur in dem obern, weſtlichen Theile ſind intermittirende Fieber ſehr häufig, wie das faſt in allen Gegenden der vereinigten Staaten ſüdwärts von Neu-England, zwiſchen dem Ocean und den Gebirgen, der Fall iſt.

Die Extreme von Hitze und Kälte ſind in Unter-Kanada außerordentlich; im Sommer ſteht das Thermometer oft auf 96° Fahrenh. und es vergeht ſelten ein Winter wo nicht das Queckſilber ſelbſt gefriert. Dagegen weiß man

hier nichts von jener ſchnellen Veränderung in der Temperatur der Luft, die in den vereinigten Staaten ſo gewöhnlich und der Geſundheit ſo nachtheilig iſt. Die unangenehmſte Zeit iſt vom Anfang Novembers an, bisweilen auch ſchon am Ende Octobers, wenn es anfängt zu ſchneien. Dann iſt die Luft kalt und rauh, der Himmel trübe, und es vergehn ſelten 2 Tage ohne Schnee oder Hagel. Am Ende der erſten oder zweiten Woche des Dezembers ſind aber gewöhnlich die Wolken verſchwunden, der Froſt ſtellt ſich ein, und der Himmel glänzt Wochenlang ununterbrochen im ſchönſten Blau, ohne von einem Wölkchen getrübt zu werden. Der Januar iſt der kälteſte Monat, und da giebt es allemal einzelne Tage wo man ohne Gefahr ein Gliedmaaß zu erfrieren, in freier Luft nicht ausdauern kann. Dergleichen vorzüglich kalte Tage folgen aber nicht unmittelbar auf einander, ſondern dazwiſchen iſt oft das Wetter ſo gelind, daß man in den Mittagsſtunden, wenn man ſich in freier Luft bewegt, den dicken Pelz ablegen kann, den man ſonſt außer dem Hauſe immer trägt.

Die Furcht vor einem hieſigen Winter, die niemand zu verargen iſt der keine ſtrengere Kälte kennt als wir in England haben, verliert ſich übrigens, wenn man ihn nur erſt Einmal mitgemacht hat, und man begreift alsdann, wie es zugeht daß die Einwohner dieſe Jahreszeit allen übrigen vorziehn. Zuerſt weiß man ſich gegen die Kälte gar treflich zu ſchützen. In großen Häuſern hat man vier bis fünf Oefen auf dem Flur und in den untern Zimmern, und aus dieſen Oefen ſind Röhren in verſchiedenen Richtungen durch die oberen Zimmer geführet. Außerdem findet man häufig in den unteren Zimmern noch Kaminfeuer, aber mehr um des behaglichen Anblicks als der Wärme wegen. Man hat ferner durchgehends doppelte Thüren, und in freiſtehenden Häuſern auch doppelte Fenſter, und zwar nicht, wie in England, Aufſchiebe-, ſondern ſogenannte deutſche oder Flügel-Fenſter, welche im Winter die Kälte

beſſer abhalten, und im Sommer mehr Luft hineinlaſſen als die engliſchen. Ins Freie hinaus geht niemand ohne vom Kopf bis zu Fuß in Pelz gehüllt zu ſein: die Mütze bedeckt Ohren und Nacken völlig und läßt vom Geſicht nur Augen und Naſe frei; der dicke und weite Pelzmantel ſchützt den ganzen Leib, und außerdem trägt man noch einen Muff und Schule und Handſchuhe von Pelzwerk. Dann aber, und das iſt die Hauptſache, iſt der Winter die eigentliche Zeit des Vergnügens. Das helle Froſtwetter hat ſich kaum eingeſtellt, ſo läßt man alle Gedanken an Geſchäfte fahren, und Jedermann geht nur ſeinem Vergnügen nach. Man ladet ſich einander ein, und bringt den Tag mit Muſik, Tanz, Kartenſpiel und allerhand geſelligen Freuden hin. Man beſucht ſeine entfernten Freunde zu Schlitten, welches eine angenehme und unglaublich ſchnelle Art zu reiſen iſt, indem man, ohne Pferde zu wechſeln, leicht achtzig Meilen an Einem Tage machen kann. Die hieſigen Schlitten ſind auf zwei Perſonen und den Kutſcher eingerichtet; man ſpannt gewöhnlich nur Ein Pferd vor, und wenn man zwei nimmt, ſo gehn ſie hinter einander. Der Form und Verzierung nach kann ein Schlitten von dem andern auf tauſendfältige Art verſchieden ſein, und darin ſucht es hier zu Lande einer dem andern zuvorzuthun. Im allgemeinen giebt es zwei Arten davon, offene und bedeckte. Beide gehn auf eiſernen Kuffen; der Kaſten gleicht bei der erſten Art einem Kabriolet, bei der andern einem Bauerwagen, aber mit einem Verdeck von Pelzwerk, welches letztere die Kälte wirkſamer als jede andre Decke abhält. Dergleichen bedeckte Schlitten werden jedoch nicht anders als zu Abendpartien gebraucht: denn beim Schlittenfahren iſt es eine Hauptſache, daß man frei um ſich ſehen und auch ſelbſt geſehen werden könne, und deshalb erſcheinen die Damen dabei immer in ihren prächtigſten Pelzkleidern. Da der Schlitten im Lauf gar kein Geräuſch macht, ſo hat man, um Unglück zu verhüten, entweder ein Geläut am Geſchirr oder einen blaſenden Vorreiter.

Dies und die ſehr ſchnelle Bewegung erheitert ungemein, und man ſieht in einem Schlitten ſelten ein trübes Geſicht. Die Kanadiſchen Pferde ertragen die ſtrenge Kälte auf eine bewundernswürdige Art. Zu einer Zeit, wo der Brantwein friert, können ſie ſtundenlang ohne Decke in freier Luft ſtehn, und ſpringen doch, wenns weiter geht, ſo munter an als mitten im Sommer. Nicht ſo unempfindlich gegen die Kälte ſind die andern Hausthiere. Dieſe ſperrt man den Winter hindurch ſämmtlich, das Federvieh mit eingeſchloſſen, in einen einzigen großen Stall, damit ſie einander warm halten; und damit man den Winter über nicht mehr als nöthig durchzufuttern braucht, ſo ſchlachtet man gewöhnlich beim Eintritt des Froſtes ſo viel großes und kleines Vieh, als man bis zum Anfang des Frühlings zu verzehren gedenkt. Das Fleiſch wird in die Erde vergraben, mit Schnee bedeckt, und wenn man etwas davon bedarf, einzeln hervorgehohlet; eben ſo vergräbt man auch Gartengewächs und es hält ſich den ganzen Winter hindurch ſehr gut. Auf den Märkten iſt deshalb auch im Winter alles vollauf und ſehr wohlfeil, denn die Bauern haben außer den Marktfuhren nichts zu thun, von ihren Vorräthen kann ihnen weder da wo ſie ſolche aufbewahren noch auf dem Wege nach der Stadt etwas verderben, und ſo ſtrömen ſie, wohl verſehen, auf ihren Schlitten in großer Anzahl herbei.

Der Winter währt in Quebek und in den öſtlichen Gegenden wohl drei Wochen länger als in Montreal und weiter weſtwärts. Am Ende des April, bisweilen auch erſt im Mai, fängt es an zu thauen; aber ſehr raſch. Der Schnee verſchwindet bald; aber lange währt es ehe die ungeheuren Eisklumpen in den Strömen ſchmelzen. Der Anblick den der Lorenzſtrom um dieſe Zeit darbietet iſt furchtbar. Zuerſt fängt das Eis an zu platzen, mit einem Knalle der einem Kanonenſchuſſe nichts nachgiebt. Dann, wenn das Waſſer durch den geſchmolzenen Schnee anſchwillt, bricht es und ſtrömt, mit ſchrecklichem Ungeſtüm,

den Fluß hinunter. Durch die Inſeln und an den ſeichten Stellen wird es aber in ſeinem Laufe öfters aufgehalten, und wenn erſt Eine große Scholle feſt ſitzt, treiben andere daran und es werden oft ungeheure Haufen über einander gethürmt, die mehrere Ellen hoch über dem Waſſer hervorragen. Bisweilen löſt der Wind dieſe Eisberge von den Inſeln oder Felſen an denen ſie ſich anſammeln, ab, und treibt ſie in Einer feſten Maſſe den Strom hinunter; ſtoßen ſie auf ihrem Wege gegen einen Felſen längs der Küſte, ſo iſt das Krachen fürchterlich. Bisweilen bleiben ſie da ſtehn, wo ſie ſich feſtgeſetzt haben und ſperren die Schiffarth auf dem Strom noch Wochenlang, wenn ſchon auf dem Lande keine Spur vom Froſt mehr zu ſehen iſt. Dabei reichen große Eisſchollen oftmals ſo weit über den Fluß hinüber und ſind ſo haltbar, daß die Leute welche in Kähnen überſetzen, ſich nicht etwa die Mühe geben ſie zu umfahren, ſondern ſie legen am Eiſe an, ſteigen aus, ziehn ihre Kanots hinüber und ſchieben ſie auf der andern Seite wieder ins Waſſer. So lange noch Eis im Strom iſt, fährt kein Schiff hinauf oder hinunter, denn eine ſolche Eismaſſe iſt eben ſo gefährlich als ein Fels.

Sobald der Winter vorüber iſt, ſind die Fortſchritte der Vegetation ſchnell. Kaum iſt der Frühling erſchienen, ſo iſt auch ſchon der Sommer da. In wenigen Tagen ſind die Felder mit dem reichſten Grün bedeckt und die Bäume belaubt; die Gartenfrüchte folgen einander ſehr raſch, und das Korn welches im Mai geſäet iſt, giebt ſchon am Ende des Juli eine reiche Ernte. Dieſe Jahreszeit mit ihrer ſchönen Miſchung von Frühling und Sommer, iſt über alle Beſchreibung angenehm. Die Natur erſcheint in ihrem heiterſten Kleide, und dabei iſt die Hitze niemals drükkend, das Thermometer ſteigt ſelten über 84° Fahrenh. Im Juli und Auguſt wird das Wetter wärmer, und es giebt einige unerträglich heiße Tage; das Thermometer ſteigt bis 96°. Doch iſt hierinn ein Jahr von dem andern ſehr verſchieden. Die ganze Zeit über, während Ich im Lande

war ſtand es nie über 88 und den größten Theil des Juli und Auguſt nur auf 80; ja es ſtieg zwiſchen Quebek und Montreal viele Tage lang nicht über 65. Auch der Herbſt iſt eine ſehr angenehme Jahreszeit in Kanada.

Vier- und zwanzigſter Brief.

Landeigenthum in Kanada. — Vergleichung dieſer Provinz und der vereinigten Staaten für die, welche nach Amerika auswandern. — Reiſe nach Stoneham Townſhip bei Quebek.

Quebek.

Alles Land in Kanada, welches zur Zeit der franzöſiſchen Regierung angebaut war, oder damals verliehen wurde, gehört zu gewiſſen Herrſchaften (Seigneuries) welche zwar ſehr groß ſind, aber doch dem Beſitzer kein übermäßiges Einkommen gewähren. Dieſes entſteht ihm aus den Laudemien, welche auf ſeinem Gebiet die Bauern, als Vaſallen, bei jeder Veränderung des Eigenthums entrichten müſſen, zum Beiſpiel: wenn einer bei Lebzeiten ſeinen Hof unter ſeine Söhne vertheilt, oder wenn ein anderer als ſein leiblicher Sohn ihm auf ſeinem Erbe folgt, oder auch wenn neues Land an Vaſallen ausgegeben wird, und ferner aus dem Ertrag der Mühlen, die dem Grundherrn gehören, der damit ein oft ſehr läſtiges Zwangsrecht über die Vaſallen ausübt. Dieſe Rechte der Grundherren, beſonders was die Größe der Laudemien betrifft, ſind keinesweges ſo genau feſtgeſetzt, daß nicht die geldgierige Willkühr einen ſehr freien Spielraum hätte. In der erſten Provinzialverſammlung ſetzten einige engliſche Mitglieder von ausgezeichneten Talenten ſehr deutlich auseinander, wie billig und zugleich wie klüglich gehandelt es ſein würde, die Dienſte ſowohl als die Abgaben, welche Vaſallen

dem Grundherrn zu leiſten hätten, genau zu beſtimmen und öffentlich bekannt zu machen; allein die franzöſiſchen Mitglieder, von denen viele ſelbſt Grundherren waren, hielten es für vortheilhafter, wenn ihre Rechte noch ferner unbeſtimmt blieben, und ſo fiel der Antrag durch. Dies mag wohl die vornehmſte Urſach ſein, warum, ohnerachtet ſchon mehrere dieſer Herrſchaften in den Händen der Engländer ſind, man dennoch faſt gar keine engliſche Bauern darauf antrifft, ſondern dieſe ſich neues Land von der Krone geben laſſen, ſo ſonderbar man auch in dieſer Provinz hiebei verfährt. Der zu jenen alten Herrſchaften gehörige Grund und Boden iſt nehmlich das einzige Landeigenthum in Kanada, wozu man einen unbeſtreitbaren und völlig ſichern Beſitztitel hat: denn ſie wurden den Eigenthümern, mit allen daran hangenden Rechten und Obſervanzen, vermittelſt der Quebekbill förmlich zugeſichert; dagegen ſeit der Eroberung bis jetzt ein Jeder, der bei der Krone um neues Land einkommt, nur vom Gouverneur ein Certifikat ſeiner Beſitznehmung oder einen Erlaubnißſchein ſich dort anzubauen erhält; ein förmliches Inſtrument aber, worin der Beſitztitel klar ausgedrückt wäre, iſt noch niemals ausgefertigt worden. Auf dieſe Art iſt dies nur ein prekärer Beſitz; denn wenn es einem Gouverneur einfiele, dieſe Grundſtücke im Namen der Krone zu reklamiren, ſo brauchte er dies nur öffentlich zu erklären, und alle Anſprüche der Inhaber wären durch dieſe bloße Erklärung auf Einmal vernichtet. Daher kommt es denn, daß unter allen, die es ſich beträchtliche Summen haben koſten laſſen, Townſhips (Strekken wüſten Landes, gewöhnlich 10 Meilen ins Geviert) anzukaufen und die erſten Arbeiten darauf verrichten zu laſſen, noch nicht Einer auch nur einen einzigen Morgen Landes zur Schadloshaltung für ſeine Koſten hat verkaufen können; weil beim Verkauf Niemand einen Grundbrief aufweiſen und alſo ſeinen Käufer nicht ſicher ſtellen kann. Zwar iſt allen Inhabern ſolcher Townſhips von Seiten der Regierung verſprochen, daß ſie ihre Inſtrumente

mente erhalten ſollen, auch ſind ſie überzeugt, daß dies früher oder ſpäter wirklich geſchehen wird; bis jetzt aber haben ſie noch vergeblich darauf gewartet.

Man hat verſchiedene Urſachen angegeben, welche die Regierung zu dieſem Verfahren bewogen haben könne. Unter andern hat man vermuthet, ſie wolle dadurch verhindern, daß in Kanada die Spekulationen und das Spiel mit Ländereien nicht ſo hoch ſteigen ſolle als in den vereinten Staaten. Man weiß was dort mit dieſem Spiele für Schwindeleien und Betrügereien getrieben worden ſind, wie mancher ſchon dadurch ruinirt worden iſt, und in der Folge noch ruinirt werden wird. Diejenigen, welche auf dieſe oder jene Weiſe zum Beſitz ungeheurer Striche wüſten Landes gelangt waren, veranſtalteten auf den Märkten erdichtete Nachfragen nach Land, wodurch der Preis ſehr weit über den innern Werth ſtieg und nahmen dann die Gelegenheit wahr, das ihrige mit übermäßigem Vortheil zu verkaufen. Bei dieſem Handel ſind oft 3 Millionen Morgen in der Hand eines einzigen Mannes geweſen, ja es giebt einzelne Fälle, daß Leute auf dieſe Weiſe 6 Millionen beſeſſen haben. Auf dieſem Wege hat mancher einen ungeheuern Reichthum zuſammengehäuft, das Beiſpiel hat gereizt, und viele haben den Verſuch gemacht Land im Großen zu kaufen, und es zu kleinern Theilen um einen ſehr erhöhten Preis loszuſchlagen. Durch dieſen Handel iſt der Nominalwerth der Grundſtücke ſo hoch geſtiegen, daß große Landſtriche, wo vor zehn Jahren der Morgen für wenig Pence verkauft worden war, unlängſt einen Dollar und mehr der Morgen galten, eine Steigerung im Preiſe, den die zunehmende Bevölkerung allein gewiß nicht veranlaßt haben würde. Grundſtücke giengen wie Waaren durch ein Dutzend Hände, ehe das geringſte zu Urbarmachung derſelben geſchehen war, und vielleicht ohne daß einer von den Beſitzern je auf 500 Meilen weit wirklich in der Nachbarſchaft geweſen wäre, dagegen der endliche wirkliche Anbauer oft

des Wuchers wegen, den die frühern Verkäufer damit getrieben hatten, für ſeinen kleinen Fleck oft einen übermäßigen Preis bezahlen mußte *). Ohne Zweifel entſtehen aus dergleichen Spekulationen, wenn ſie auf dieſe Art und ſo hoch getrieben werden, große Uebel für die bürgerliche Geſellſchaft, und es war alſo wohlgethan, daß die Regierung dieſem Uebel in Kanada zuvorzukommen ſuchte. Da aber die Veranlaſſung dazu bloß darin liegt, daß einzelnen Perſonen große Strecken wüſten Landes verliehen werden, ohne daß man ihnen die geringſte Verpflichtung auferlegt, es wirklich anzubauen; ſo hätte man, ohne zu einer ſo harten Maaßregel zu ſchreiten, welche Mißtrauen erregt und den Landbeſitzer hindert irgend etwas zur beſſern Benutzung ſeiner Grundſtücke zu thun, dem Uebel entweder durch Beſchränkung der auszugebenden Beſitzungen auf eine beſtimmte Morgenzahl, oder, durch zweckmäßige Klauſeln in den Lehnsbriefen zuvorkommen können. Das letztere Mittel iſt auch der Aufmerkſamkeit der Regierung nicht entgangen; es wird in jedem Erlaubnißſchein zur Bedingung gemacht, 40 Pflanzer auf die Townſhip anzuſetzen; allein die Klauſel iſt unzulänglich, weil darin keine beſtimmte Friſt angegeben iſt. Andere meinen, man halte die Beſitztitel zurück, um die Auswanderung der Royaliſten und der andern kürzlich aus den vereinigten Staaten eingewanderten Amerikaner zu verhindern. Man hat dieſen Leuten nicht nur Townſhips, ſondern auch kleinere Grundſtücke,

*) Im Anfang des Jahres 1796 war dieſes Spiel aufs höchſte geſtiegen, und der durch ſeine Klugheit ſich ſo ſehr auszeichnende General Waſhington, welcher einſah, daß der eingebildete Werth der Grundſtücke nun in vielen Jahren nicht höher würde ſteigen können, bot damals alle ſeine Ländereien, Mount Vernon ausgenommen, zum Verkauf aus. Der Erfolg zeigte wie richtig er gerechnet hatte. Am Ende des Jahres mußte einer von den größten Landhändlern ſich aus dem Staube machen, dieſer Handel erlitt einen tödtlichen Stoß, Bankerotte gingen wie Lauffeuer durch alle große Städte, und Leute welche angefangen hatten Palläſte zu bauen, mußten ſich bequemen im Gefängniß zu logiren.

beſonders in Ober-Kanada, bis auf 100 Morgen herunter gegeben; ſie haben ſie in guten Stand geſetzt, und ſind nun, wie man meint, deſto feſter an dieſelben gebunden, wenn ſie nicht die Arbeit mehrerer Jahre, ohne die geringſte Schadloshaltung im Stich laſſen wollen. Allein die Royaliſten, die von ihren ehemaligen Mitbürgern vertrieben worden ſind, würden wohl in jedem Falle bleiben; und auch die andern muß daſſelbe Intereſſe, welches ſie nach Kanada geführt hat, auch dann noch, wenn ihre Grundſtücke ein disponibles Eigenthum wären, in dieſer Provinz zurück halten. In Kanada iſt nehmlich das Land noch immer wohlfeiler als in den vereinigten Staaten, und wird es noch lange bleiben, weil deſſen, in Verhältniß gegen die jetzigen Einwohner, noch weit mehr vorhanden iſt. In den vereinigten Staaten bekommt man jetzt nirgend Land ohne Bezahlung, und wo der Boden gut iſt, und ſchon einige Niederlaſſungen vorhanden ſind, geht der Preis für ſo viel Land als zu einem mäßigen Bauergut erfordert wird ſchon in die Hunderte von Dollars. In Kanada hingegen braucht man ſich nur an die Regierung zu wenden, und bekommt nach Ablegung des Unterthaneneides ſogleich hundert Morgen des beſten Landes in der Nähe anderer Niederlaſſungen umſonſt. Jene Beſorgniß iſt auch um deswillen ganz unnöthig, weil, wenige einzelne Menſchen aus den Städten ausgenommen, kein Kanadier (die doch durch Mangel an Befugniß, über ihr Eigenthum zu disponiren, nicht gebunden ſind) nach den vereinigten Staaten auswandert, dagegen jährlich eine Menge von Menſchen aus dieſen nach Kanada einwandern. Dies letztere würde noch viel häufiger geſchehen, wenn jenes ſeltſame Syſtem nicht ſtatt fände; denn es kommen jährlich ſehr viele von dorther auf Kundſchaft, und gehen bloß deshalb ganz verdrießlich zurück, weil ſie nicht einmal für baares Geld Land als vollkommenes Eigenthum erhalten können. Eine andere Erklärung jener Maaßregel der Regierung iſt,

daß man dadurch die Einwohner überhaupt und beſonders die eingewanderten Amerikaner, gegen die man, troz ihres Huldigungseides, immer noch argwöhniſch iſt, deſto ſicherer im Zaum zu halten glaubt. Ich ſehe aber nicht ein, warum man dieſe Leute, denen man ja gar keine Ländereien einzuräumen nöthig hatte, hereinließ, wenn man ihnen nicht trauen wollte, und noch weniger ſehe ich ein, warum man dieſelbe harte Maaßregel auf die alten Unterthanen ausdehnt, die dem Mutterlande unter den größten Verſuchungen zur Empörung treu geblieben ſind? Oder, glaubt man, daß, weil die Amerikaner ſich ehedem, zur Zeit einer ſchändlichen Bedrückung, empört haben, ſie auch dann zum Aufruhr geneigt ſein würden, wenn man ſie noch unabhängiger machte als ſie jezt ſchon ſind? ſo dünkt mich das eben ſo lieblos als unſtatthaft geurtheilt; ganz im Gegentheil wäre es, meines Erachtens, das ſicherſte Mittel, ſowohl ſie als die andern Unterthanen noch treuer und anhänglicher zu machen, wenn man ihnen den Beſitzſtand ihres Eigenthums unwiederruflich zuſicherte; denn alsdann würde zwiſchen dem Zuſtande der Eingeſeſſenen von Kanada und der Bürger in den vereinigten Staaten keine ſo verhaßte Parallele gezogen werden können als jezt; alle weſentliche Rechte und Freiheiten wären nun hier eben ſo unbeſchränkt als dort, und dieſe eigennützigſten aller Menſchen würden gewiß an keine Empörung denken, wo nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren wäre.

Wie ſehr dieſe Maaßregel die Kultur des Landes im Vergleich mit den angrenzenden Staaten zurückhält, iſt augenſcheinlich, und faſt eben ſo gewiß iſt es, daß, wenn man hierin zweckmäßige Anordnungen träfe, das Land in kurzem eine ganz veränderte Geſtalt gewinnen, und ſich ſo ſchnell aufnehmen würde, als kein Theil von Nordamerika ſich rühmen kann. Die Einwanderungen aus den vereinigten Staaten ungerechnet, iſt auch höchſt wahrſcheinlich, daß alsdann viele von denen, welche

Großbritannien und Irland verlaſſen, ſich lieber hier, als in den vereinigten Staaten anſiedeln, und daß dem Mutterlande nicht mehr, wie es jetzt der Fall iſt, Tauſende von ſchätzbaren Bürgern jährlich entzogen werden würden. Welches ſind denn die großen Vortheile um derentwillen man aus Großbritannien nach den vereinigten Staaten zieht? Wenn wir Herrn Cooper hören, der immer angeführt wird wo von dieſer Sache die Rede iſt, und der allerdings, im Ganzen genommen, die beſte Autorität ſein mag, ſo laufen ſie darauf hinaus: „daß die Regie„rung gut und populär iſt, daß die Abgaben mäßig ſind „und man von Zehnten und Acciſe nichts weiß, daß man „ſich um die Religion eines Menſchen gar nicht und um „ſeine politiſchen Meinungen ſehr wenig bekümmert, daß „das gemeine Volk nicht ſo verderbt iſt, und man den „widrigen Kontraſt nicht kennt, den der höchſte Grad „des Elends, und die damit verbundene Niederträchtig„keit unmittelbar neben der ausgelaſſenſten Verſchwen„dung und der thörichteſten Pracht bildet; und endlich, was „die Hauptſache iſt, daß jeder, der ſich in Amerika nieder„läßt, nicht im mindeſten ſorgen darf wie er ſeine Kinder „ernähren will oder wie ſie in der Folge durchkommen „möchten." Ein Jeder, der die vereinigten Staaten bereiſet hat, muß geſtehen, daß in der vorſtehenden Stelle Herr Cooper ſehr parteiiſch ſpricht, daß das, was er von Sittlichkeit und guter Ordnung ganz allgemein behauptet, höchſtens nur von den Bewohnern der kultivirteſten Gegenden des Landes gilt; daß über politiſche Gegenſtände nirgends ſo heftig und ſo bitter geſtritten wird und daß der Parteigeiſt nirgends wüthender iſt als dort unter allen Ständen. Um Sittlichkeit und Mäßigung ſteht es in Kanada ſicherlich weit beſſer. Und wenn wir auf den Punkt ſehen, auf welchen er das größte Gewicht legt, „leichte und ſichere Befriedigung aller phyſiſchen Bedürfniſſe", ſo iſt unſtreitig Kanada, ſobald es dort ein ſicheres Landeigenthum geben wird, ein weit

beſſerer Zufluchtsort als die vereinigten Staaten. Hier iſt das Land wohlfeil und im Steigen begriffen, welches in den vereinigten Staaten auf lange Zeit unmöglich iſt; hier finden junge Leute, die eine Kunſt oder ein Geſchäft, welches in Amerika betrieben werden kann, verſtehen, weit mehr Aufmunterung: hier iſt bei dem niedrigen Preiſe der erſten Bedürfniſſe, auch die erſte Auslage eines Pflanzers weit geringer, und ein Mann von mäßigem Vermögen kann alſo beſſer für ſeine Familie ſorgen und aller Aengſtlichkeit ihrentwegen eben ſo vollkommen überhoben ſein als in den vereinigten Staaten. Die Abgaben ſind ſehr gering; an Religionshaß oder Druck iſt hier, wo alle Parteien einander völlig gleich ſind, gar nicht zu denken. Nur in dem einzigen Falle, der aber vielleicht in der ganzen Provinz nicht exiſtirt, daß ein Diſſenter Grundſtücke inne hätte, welche zu franzöſiſchen Zeiten den Zehnten entrichtet haben, müßte dieſer ihn auch an die biſchöfliche Kirche entrichten, und nächſt dem auch noch den Geiſtlichen von ſeiner eigenen Konfeſſion bezahlen, welches letztere indeß in ganz Amerika überall geſchieht. Es giebt aber außerdem noch einen andern Umſtand, der für einen engliſchen Emigranten von Wichtigkeit ſein und ihn für Kanada entſcheiden muß, und das iſt der, daß er ſich hier unter ſeinen Landsleuten befinden kann. Herr Cooper ſelbſt räth ſeinen Freunden, ſich da niederzulaſſen wo ſie einige Engländer in der Nähe haben, ohne Zweifel um in ihrer Geſellſchaft deſto weniger von der peinlichen Erinnerung gequält zu werden, daß ſie ihrem Vaterlande ganz entſagt und ſich unter ein prahleriſches, unwiſſendes und anmaßendes Volk begeben haben. In Kanada, und beſonders in Unter-Kanada, in der Gegend von Quebek und Montreal, wird ein engliſcher Koloniſt immer mitten unter Landsleuten ſein, und überdies das tröſtliche Gefühl haben, daß er ſeinem Vaterlande nicht ganz entſagt hat, ſondern ſich immer noch unter dem Schutze deſſelben befindet und auch ſeiner-

ſeits zum Wohlergehn deſſelben beiträgt. Alles zuſammengenommen kann alſo einem Engliſchen oder Irländiſchen Koloniſten kein Theil von Amerika ſo gut behagen als Kanada und beſonders die Gegend um Montreal und Quebek, und in der Nähe jeder von dieſen Städten, innerhalb eines Kreiſes von 20 Meilen, iſt noch für mehrere Tauſende neuer Einwohner Raum genug.

In Verbindung mit dem bisher geſagten kann ich nicht umhin einer kleinen Reiſe zu erwähnen, die ich mit meinen Gefährten und einigen Bekannten nach einer neuen Anlage in der Gegend von Quebek gemacht habe. Wir reiſten zu Wagen, folgten, nur mit kleinen Abweichungen, dem Laufe des St. Charlesfluſſes und kamen ſo an den See gleiches Namens etwa 12 Meilen von Quebek. Der Fluß kommt aus dieſem See, und ergießt ſich bei Quebek in das Baſſin. Er iſt an ſeiner Mündung zwar 90 Fuß breit, aber doch, der vielen Felſen und Waſſerfälle wegen, ſelbſt für Boote nicht weit ſchiffbar. Sein Lauf iſt ſehr unregelmäßig: es giebt Stellen, wo er faſt ſtill zu ſtehen ſcheint und an andern rauſcht er in einem tiefen Felſenbett ſehr ungeſtüm fort. Er macht ſehr romantiſche Anſichten, beſonders in der Nähe von Lorette, einem Huronendorf, wo er erſt eine ſchöne Kaskade über eine Felſenſchicht bildet, und dann, von hohen ſchlanken Bäumen beſchattet, ſich durch einen tiefen Grund windet. Der Weg von Quebek nach dem See iſt ſehr angenehm. In der Nähe der Stadt, wo es viel Anlagen giebt, iſt das Land ſehr gut angebaut; je weiter man ſich aber von ihr entfernt, deſto ſparſamer werden die Plantagen, und die Gegend hat daher ein wilderes Anſehen. Auf einem Hügel, etwa eine halbe Meile vom See, von wo man auf dieſen und die anliegende Gegend eine ſchöne Ausſicht hat, ſieht man nur noch 5 bis 6 Häuſer und jenſeits derſelben ſtößt man auf gar keine Anlage mehr bis Stoneham Townſhip, welches diejenige iſt, von der ich Sie eben unterhalten will. Am See warteten unſer ſchon

zwei Kähne, auf denen wir uns einſchifften. Der See iſt etwa $4\frac{1}{2}$ Meilen lang und $\frac{3}{4}$ Meilen breit, und beſteht aus zwei faſt gleich großen Waſſerſtücken, die durch einen engen Kanal mit einander verbunden ſind. Auf dem untern Theil iſt die Ausſicht nicht ſonderlich, deſto maleriſcher aber auf dem obern, beſonders gleich nachdem man durch den Kanal gekommen iſt. Hier liegen große Felſenblöcke in dem See umher, und auf der einen Seite ſieht man dicht am Waſſer, ſo weit das Auge reicht, Bäume und Felſen in der ſchönſten Miſchung unter einander ſtehen. Die Ufer ſind ſteil, mit überhangenden Bäumen reich verziert, und da einige kleine Vorgebirge das Ende des Sees verdecken, ſo hält man das Waſſerſtück für weit größer als es wirklich iſt. Gegen das obere Ende zu wird die Ausſicht durch eine Reihe blauer Hügel begrenzt, die in einiger Entfernung über die Gipfel der Bäume hervorragen. Wenn hier einige Meierhöfe angelegt würden, ſo daß man ſie von dem See aus ſehen könnte, ſo müßte dies ein entzückender kleiner Fleck werden. Die mittlere Tiefe des Waſſers iſt 8 Fuß; es iſt klar, und da ſich einige kleine Bäche in den See ergießen, welche wieder erſetzen, was durch das Ausſtrömen des Charlesfluſſes verloren geht, ſo iſt es immer in Bewegung, es hat aber keinen angenehmen Geſchmack, welches man den Waſſerpflanzen zuſchreibt, die auf dem Grunde an vielen Stellen wuchern.

Wir landeten am obern Ende, gingen etwa eine halbe Meile über eine öde kahle Niederung und lenkten dann in den Wald. Hier fanden wir bald einen neu durchgehauenen Weg, dem wir ein oder zwei Meilen folgten und dann durch eine Oeffnung zwiſchen den Bäumen die niedliche kleine Anlage zu Geſicht bekamen.

Das weiß angeſtrichene Wohnhaus nebſt den Wirthſchaftsgebäuden liegt auf einer kleinen Erhöhung; unten am Abhang derſelben ſteht die Scheune, die größte die mir in Kanada vorgekommen iſt, mit einem Viehhof ganz

nach engliſcher Art. Hinter der Scheune iſt ein niedlicher Garten angelegt, längs welchem ein Bach vom klarſten Waſſer über ein Kiesbett rinnt, der den größten Theil des Jahres hindurch tief genug iſt, um ein großes Kanot zu tragen. Vor dem Hauſe befindet ſich ein ſchöner Raſenplatz, mit Gruppen von Tannen bepflanzt, und in der Nähe etwa 60 Morgen urbar gemachtes Land. Sie wiſſen, daß man in Amerika gewöhnlich nur das Strauchwerk und die kleinen Bäume ausgräbt, die großen aber zwei Fuß hoch über dem Boden abhaut, da dann die Stubben in ſechs bis zehn Jahren verfaulen; bis dahin pflügt der Landmann dazwiſchen durch ſo gut er kann oder gräbt auch, da wo ſie allzu dicht ſtehen, das Erdreich mit Spaten und Hacke um; hier aber waren alle Bäume mit den Wurzeln ausgegraben. Dies iſt für die meiſten, die neues Land anbauen, viel zu koſtbar, es iſt auch noch nicht ausgemacht, ob es die Koſten lohnt: aber es giebt dem Lande ein bei weitem beſſeres Anſehen. Noch fand ich hier etwas in Amerika ſehr ungewöhnliches. Man hatte nehmlich an dem Hauſe anſehnliche Gruppen von Bäumen ſtehen laſſen, und jedes Feld war mit Bäumen umgeben, um das Getreide vor Sturmwinden zu ſchützen. Der Anblik einer ſo wohl eingerichteten Anlage mitten im Walde war unbeſchreiblich angenehm; aber nicht weniger verdiente die Oekonomie derſelben geprieſen zu werden. Die Felder, die nett eingezäunt und mit Gatterthüren verſehen ſind, werden ganz nach Norfolkiſcher Methode bewirthſchaftet, und haben bisher in jeder Getreideart die reichlichſten Ernten gegeben: auf dem Viehhofe befand ſich das ſchönſte Rindvieh, das man nur ſehen kann, und die Molkenkammer lieferte treffliche Butter und viel ſchönen Käſe. Außer dem Wohnhauſe ſahen wir hie und da Blokhäuſer, für die Leute die das Feld beſtellen. Sie ſchienen alle mit ihrer Lage ſehr zufrieden zu ſein; ſelbſt die, welche erſt kürzlich aus England gekommen waren, klagten nicht über das Klima.

Sie verſicherten mich, ſie wären ſeit ihrem Hierſein vollkommen geſund geweſen, und die ſtrenge Winterkälte habe ihnen keine Beſchwerden verurſacht.

Dieſe Anlage, nebſt der Townſhip zu der ſie gehört, iſt das Eigenthum eines Geiſtlichen, der ſonſt in Quebek wohnte. Die Townſhip hat zehn Meilen ins Geviert, und fängt da an, wo die entlegenſte unter den alten Herrſchaften (Seigneuries) endigt, 18 Meilen von Quebek; aber ohnerachtet dieſer geringen Entfernung von einer ſo großen Stadt, war doch die Gegend ſo gut als noch gänzlich unbekannt, als der jetzige Beſitzer ſich vor fünf oder ſechs Jahren mit einigen Freunden und einer Partei Indianer aufmachte um das Land zu unterſuchen. Sie fanden hier den Boden überaus ergiebig, Bauholz im Ueberfluß, und die Gegend angenehm von Flüſſen und Bächen durchſchnitten, mit unter ſchöne Seen, und eine reizende Miſchung von Hügeln und Thälern. Da überdies die alten Niederlaſſungen, durch welche die Landſtraße geht, nur 6 Meilen von dieſer hier entlegen ſind, und man alſo nicht weit bis Quebek hat, wo ein guter Markt und gute Geſellſchaft iſt; ſo war dies ein vortrefflicher Fleck zu einer neuen Niederlaſſung. Der jetzige Eigenthümer erbat ihn ſich von der Regierung; das Land ward aufgenommen, die Townſhip abgeſteckt, und ihm, jedoch auch nicht anders als vermittelſt eines Certifikats, zugetheilt. Andere, welche die ſchöne Einrichtung dieſer Anlage und den trefflichen Boden in dieſer Gegend kennen lernten, hielten um die zunächſt gelegenen Townſhips an; doch iſt vor der Hand noch auf keiner zu einer Niederlaſſung Anſtalt gemacht, und es dürfte auch wohl nicht eher geſchehen, bis die Eigenthümer förmliche Grundbriefe erhalten.

Möchte dies nur bald durchgängig geſchehen; dann würden dieſe ſchönen Provinzen bald ganz bekannt, ſchnell bevölkert, und in aller Rückſicht für Großbritannien ſo wichtig, ihre Einwohner ſo glücklich werden, als

Boden; Klima und ſo viele andere natürliche Vorzüge es ihnen ſichern. Wenn Kanada an Bevölkerung und Wohlſtand gewinnt, ſo wird auch die Nachfrage nach engliſchen Waaren ſtärker, und der Handel zwiſchen Kanada und Weſtindien wird ebenfalls lebhafter werden, und mehr brittiſche Schiffe beſchäftigen; bald würde die Provinz die zu ihrer Regierung erforderlichen Laſten ſelbſt aufbringen, und ſich von Groß-Britanien — wenn nur dieſes immer mächtig bleibt und mit Weisheit und Milde herrſcht — niemals trennen: denn die Einwohner dürfen nur nach den vereinigten Staaten hinſehen, um ſich zu überzeugen, daß ſie eben ſo viel Glück und Freiheit als jene genießen, folglich durch Erlangung von Unabhängigkeit nichts weſentliches gewinnen können.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Abreiſe von Quebek. — Poſtanſtalten zwiſchen Quebek und Montreal. — Ueber die Landwirthſchaft in Kanada. — Ankunft in Trois-Rivieres. — Verarbeitung der Birkenrinde.

Montreal im Auguſt.

Wir verweilten in Quebek und in der dortigen Gegend ſo lange als es unſer Plan, noch die Niagara-Fälle zu beſuchen und vor Winters in die vereinigten Staaten zurückzukehren, nur immer geſtattete, und reiſten dann zu Lande hieher. Dies iſt die bequemſte Reiſe die man in Nordamerika nur machen kann; auf dieſer ganzen Straße ſind nehmlich in gehöriger Entfernung von einander Poſthäuſer angelegt, wo man immer Kaleſchen und Schlitten bereit findet. Jeder Poſtmeiſter iſt verbunden vier Kaleſchen und eben ſo viel Schlitten zu halten, und noch

weit mehrere halten andere Perſonen, die man aides de poste nennt, und zu denen der Poſtmeiſter ſchickt, wenn ſeine eigenen alle verſagt ſind. Er hat das ausſchließende Privilegium auf ſeiner Station das Fuhrwerk zu liefern; es muß aber, bei Strafe, bei Tage in einer Viertel- und bei Nacht in einer halben Stunde, nachdem es verlangt worden iſt, herbeigeſchafft ſein. Die Poſtillione müſſen zwei Lieues in einer Stunde fahren. Für eine Kaleſche mit Einem Pferde giebt man für die Meile einen Schilling Halifax Kurant (deren 5 auf einen Dollar gehn) und dem Poſtillion ein Trinkgeld. Die Poſtkaleſchen ſind etwas plump gebaut aber im Ganzen ein bequemes und angenehmes Fuhrwerk, und den Landkutſchen in der Republik in denen man ſich immer mit Kiſſen verſehen muß, wenn man nicht ganz zerſtoßen werden will, weit vorzuziehen. Die Pferde in Kanada, ſo klein und ſchwer ſie auch ausſehen, ſind ſehr brauchbar; die auf den Stationen fanden wir alle wohl bei Leibe und troz der ſchlechten Koſt und Behandlung ſehr thätig. Wann ſie ihre Stationen gemacht haben jagt man ſie aufs Feld und läßt ſie dort, bis wieder ein Paſſagier kommt, oder bis man ſie auf dem Acker braucht. Nach dem Reglement ſollten ſie eigentlich auf dem Stall erhalten werden; aber ich beſinne mich doch nicht auf einer Station länger als die vorgeſchriebene Viertelſtunde aufgehalten worden zu ſein, obgleich die Leute die Pferde oftmals erſt vom Felde herholen mußten. Sie kommen damit in vollem Galop angeſprengt, vorgeſpannt iſt im Augenblick, und der Poſtillion fährt ſeine 9 bis 10 Meilen in der Stunde. Eine kleine Zulage zu dem feſtgeſetzten Trinkgelde bringt ſie leicht dahin, ſchneller zu fahren als nöthig wäre, noch ſicherer aber geht man wenn man ihre Eitelkeit rege macht. Eine Lobrede auf ihre Geſchicklichkeit und die Trefflichkeit der Kanadiſchen Pferde ſputet gewiß um 2 bis 3 Meilen die Stunde; möchte man aber gern in geſtrecktem Gallop fahren, ſo darf man nur, ſo daß es der Poſtillion hört, gegen ſeinen

Reiſegefährten auf die Kanadiſchen Kaleſchen als auf das erbärmlichſte Fuhrwerk von der Welt ſchimpfen, vor dem die Pferde fallen müßten, wenn man ſo geſchwind damit fahren wollte, wie man anderwärts zu thun pflegt. Dabei noch Kutſcher und Fuhrwerk in den vereinigten Staaten gelobt, ſo bringt das ihn gewiß aus aller Faſſung und ſeine Empfindlichkeit ergießt ſich in beſtändigen Hieben auf die Pferde. Sie haben um die Pferde anzutreiben drei Ausdrücke, die in regelmäßiger Gradation auf einander folgen: Marſch, in einem gewöhnlichen Ton, iſt das erſte; marche donc, etwas ſchneller und lauter, das zweite, und, wenn das Pferd ſo läßig iſt dies nicht zu verſtehen, ſo folgt zum dritten daſſelbe marche donc in einem durchdringenden kreiſchenden Tone mit einem von Sternes magiſchen Worten (F.....!) und einem Peitſchenhiebe begleitet.

Das erſte Poſthaus iſt 9 Meilen von Quebek und dieſe legten wir in Einer Stunde zurück. Der Poſtmeiſter kam, ſobald er uns anſichtig wurde, mit ſeiner ganzen Familie heraus, um uns zu bewillkommen. Unſer Poſtillion, ein ſchlanker Kerl von ſechs Fuß, mit einem ſteifen Zopf, der ſtatt Bandes mit getrockneter Aalhaut bewickelt war und längs dem Rücken hinunterhing, knallte mit ſeiner Peitſche, ſprang, ſo wie er vorgefahren war, mit einer wichtigen Miene herunter, machte der Wirthin ſchon von fern ſeine Verbeugung, trat dann mit entblößtem Haupte zu ihr heran und küßte ſie nach einigen Komplimenten auf beide Backen, die ſie ihm ſehr herablaſſend darbot. Mit dieſen Begrüßungen vergehen immer einige Minuten und dann erſt wird zu Herbeiſchaffung von friſchen Pferden Anſtalt gemacht.

Der Weg zwiſchen Quebek und Montreal geht größtentheils nahe am Ufer des St. Lorenz-Stromes durch jene ſchönen Dörfer, die ſich vom Waſſer aus ſo vortheilhaft präſentiren; und hier ſind die Proſpekte faſt noch ſchöner; beſonders ſind auf den erſten 30 bis 40 Meilen

die Landſchaften in einem außerordentlich großen Stil. Auf der einen Seite hat man den majeſtätiſchen Strom, der mehr einem zwiſchen Bergreihen eingezwängten See gleicht, zu ſeinen Füßen, und von dieſen hohen Ufern herab erſcheinen die größten Kauffartheiſchiffe nur wie Fiſcherboote. Auf der andern Seite zeigen ſich in der Entfernung ſteile, mit Wald bekränzte Gebirge, und zwiſchen beiden liegt die reiche Gegend mit ihren weißen Bauerhäuſern und ſchimmernden Thurmſpitzen, mit Baumgruppen und angebauten Feldern, die von einer Menge kleiner Bäche durchſchnitten ſind, ausgebreitet da. Als wir den Weg machten, gaben die verſchiedenen Gruppen von Bauern, die mit der noch nicht ganz vollbrachten Ernte beſchäftigt waren, dem Ganzen noch ein beſonders heiteres und frohes Anſehn.

Die franzöſiſchen Bäuerinnen ſind größtentheils, ſo lange ſie jung ſind, ſehr hübſch, und die Reinlichkeit und Einfachheit ihrer Sommerkleidung, die nur aus einem blauen oder ſcharlachrothen Leibchen ohne Ermel, einem Rock von anderer Farbe und einem Strohhut beſteht, macht ſie überaus reizend. Sie verlieren aber, wie die Indianerinnen, ihre Schönheit ſehr zeitig, ohne Zweifel deshalb weil ſie viel in freier Luft und zum Theil ſchwer arbeiten, indem ſie bei der Feldwirthſchaft ſo gut als die Männer alles mit angreifen müſſen. Die franzöſiſchen Kanadier haben bisher den Landbau ſehr fahrläſſig betrieben: ſie düngten den Acker faſt nie, pflügten ihn nur ein einziges mal, und und beſäeten ihn dann ohne alle weitere Vorbereitung. Mehr als die Hälfte der Aecker iſt gar nicht eingezäunt und alſo den Verheerungen des Viehes ausgeſetzt. Jetzt fangen ſie indeß an, emſigere und beſſere Hauswirthe zu werden, welches der immer zunehmenden Nachfrage nach Korn und dem Rathe und den Aufmunterungen der engliſchen Kaufleute in Quebek und Montreal zuzuſchreiben iſt. Dieſe ſchicken ihre Agenten zu den Landleuten und laſſen das Korn aufkau=

ſen; die Verkäufer bringen es an dem übereingekommenen Tage mit ihrem Geſpann bis ans Ufer des Stromes, wo die Boote der Kaufleute es bereits erwarten und dorthin ſchaffen, wo es ſeewärts ausgeſchifft werden ſoll.

Diejenigen Anſiedlungen ausgenommen, welche an den Ufern einiger ſchiffbaren Nebenflüſſe, die ſich in den St. Lorenzſtrom ergießen, vorhanden ſind, liegen faſt alle Dörfer und Meiereien in ganz Unter-Kanada ſämtlich an jenem Hauptſtrom und keine mehr als 12 Meilen davon entfernt. Die Franzoſen bleiben hier, eben wie in den vereinigten Staaten die Deutſchen, gern bei den Ihrigen; ja ſo lange noch eine Theilung des Grundſtücks möglich iſt, bekommt jeder Sohn, wenn er erwachſen iſt, ſeinen Antheil, und nur im äußerſten Nothfall fordern ſie ein Stück neues Land vom Grundherrn. Sie ſind in dieſer Rückſicht ganz der Gegenſatz von den Bewohnern der vereinigten Staaten, beſonders den Neu-Engländern, die, ſobald ſie herangewachſen ſind, auswandern und ſich, mehrere hundert Meilen weit von ihren Angehörigen, in die Wälder vergraben. Indeß fehlt es deshalb den Kanadiern nicht an einem gewiſſen Unternehmungsgeiſt; ſie befahren die großen, weſtwärts gelegenen Seen, ſind bei den ſchrecklichſten Stürmen darauf unerſchrocken, ſind im Rudern unermüdlich, um den reißenden Strömungen der größten Flüſſe entgegenzuarbeiten, und klagen dabei über kein Ungemach, welches die Witterung und der oft eintretende Mangel an Lebensmitteln ihnen verurſacht. Die Eitelkeit iſt ihre Haupttriebfeder; von dieſen Reiſen in entfernte Gegenden und von den dabei überſtandenen Gefahren giebt es etwas zu erzählen; das gewährt ihnen der Ackerbau nicht und ſie ſehen ihn deshalb nur als einen Nothbehelf an.

Den Tag nach unſerer Abreiſe erreichten wir Trois-Rivieres, welches beinahe auf dem halben Wege nach Montreal am Lorenzſtrom, nahe an der Mündung des Morizfluſſes liegt, der von 30 Flüſſen, die allein an der Nordweſtſeite zwiſchen Quebek und Montreal in den Lo-

renz fließen, der größte iſt. Vor ſeiner Vereinigung mit dem Strom wird er durch zwei große Inſeln, in drei Arme getheilt, und daher rührt der Name der Stadt. Für große Schiffe iſt der Morizfluß gar nicht, und auch für Schaluppen nur auf wenige Meilen ſchiffbar. In Bateaux und Kähnen aber kann man bis faſt an die Quelle hinauffahren, von wo, nach Ausſage der Indianer, ſchiffbare Ströme die ſich in die Hudſonsbai ergießen, nicht weit entlegen ſind. Sollten alſo die öden Wüſteneien, welche dieſer Fluß jetzt durchſtrömt, je ein anderes Anſehn bekommen und ſtatt wilder Thiere von menſchlichen Weſen bewohnt werden, ſo würde er einer der wichtigſten Flüſſe für den Handel werden. Jetzt findet man, zwiſchen Trois-Rivieres und den 9 Meilen oberhalb gelegenen Eiſenwerken, an beiden Ufern nur einzelne Anlagen: jenſeits derſelben iſt das Land faſt allein den Indianern bekannt.

Trois-Rivieres iſt eine der älteſten Kolonien im Lande, und man ſagt, der Stifter habe darauf gerechnet, daß ſie bald eine ſehr anſehnliche Stadt werden würde. Dies möchte indeſſen wohl nicht eher der Fall ſein, als bis das Land um den Moritzfluß her angebaut ſein wird; und daran iſt wohl auf lange Zeit nicht zu denken. Die Eiſen-Erze, auf welche bei jener Vermuthung zunächſt gerechnet zu ſein ſcheint, ſind beinahe erſchöpft und können nie beträchtlich geweſen ſein, weil ſie nur Einen kleinen Schmelz-Ofen und Ein Hammerwerk und auch dieſe nicht einmal ununterbrochen in Gang erhielten. Vom Pelzhandel hat die Stadt auch nicht mehr, als was den Moritz- und die nächſtgelegenen nördlichen Nebenflüſſe des Lorenz herabkommt, und dieſe Quantität iſt ſo unbeträchtlich, daß ſie der Stadt nicht einmal zu eigner Schifffahrt Anlaß giebt, ſondern das Pelzwerk wird in Schiffe geladen, die aus Montreal kommen und im Vorbeifahren deshalb hier anlegen. Auch die Gegend um die Stadt iſt nichts weniger als außerordentlich fruchtbar oder angenehm, wie einige franzöſiſche Reiſende ſie ſchildern; es iſt ein ebener kahler

Land-

Landſtrich und ſo ſandig, daß man in manchen Straßen der Stadt und außerhalb derſelben bei jedem Schritt bis über die Knöchel in den Sand ſinkt. Zum Beweiſe, wie nie- drig und feucht der Ort liegt, dienen die Muskito's, von denen wir, die Gegend um den St. Charles-See ausge- nommen, in keiner andern bewohnten Gegend von ganz Kanada etwas gewahr worden ſind.

Die Stadt enthält 250 bis 300 Häuſer, und iſt der Größe nach die dritte in beiden Provinzen; die Straßen ſind eng, die Häuſer klein und ſchlecht, und manchedar- unter von Holz. Sie hat zwei Kirchen, eine engliſche bi- ſchöfliche, und eine katholiſche Pfarrkirche. Das Jeſuiter- und das Franziskaner-Kloſter ſind bereits beide einge- gangen; das erſtere iſt in ein Gefängniß verwandelt, das andere, ein großes ſteinernes Gebäude, ſteht ganz leer, und da in der Nähe manche Häuſer ebenfalls unbewohnt ſind, ſo ſieht dieſer Theil der Stadt ſehr traurig und finſter aus. In demſelben befindet ſich auch das Kloſter der Urſulinerinnen, welches jezt das einzige in der Stadt und überzählig beſetzt iſt; dicht daneben, unter demſelben Dach, iſt ein Krankenhaus, das von den Schweſtern bedient wird. Wir ließen uns von dem Kaplan des Ordens, einem armen emigrirten Geiſtlichen, im Kloſter herumführen. Die Kapelle, welche Ausgänge nach der Straße hat, iſt hoch, aber der Reſt der Kirche iſt nur klein. Auf jeder Seite des reichverzierten Altars iſt ein Gitter, deren eins in ein Zimmer für kranke Schweſtern, das andere in das Chor der Kapelle geht. Von dem letztern ward, auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen, der Vorhang weggezogen, und wir ſahen einen Saal, etwas größer als die Kapelle, rings herum Sitze und hinten einen Altar, an deſſen Stufen zwei Schweſtern knieend beteten. Die ſchöne Urſulinerin, die ans Gitter kam, ſchien eines von den unglücklichen Schlachtopfern des Aberglaubens zu ſein; ſie warf einen flüchtigen Blick auf uns und ſetzte ſich dann im Hintergrunde nieder. Das

Hoſpital, welches an die Kapelle ſtößt, beſteht aus zwei großen luftigen Sälen mit 12 bis 14 reinlichen Betten. Jedes iſt einem beſondern Heiligen gewidmet, und an dem Fußende des Bettgeſtelles ſteht mit großen Buchſtaben eine kurze Anrufung an denſelben. Ein alter Prieſter, der dem Tode nahe zu ſein ſchien, war jezt der einzige Pflegling; er ſaß in einem bequemen Stuhle neben ſeinem Bette, und war von vielen Schweſtern umgeben, die alle mögliche Sorgfalt für ihn trugen. Aus dem Hoſpital wurden wir durch einen langen Gang in ein angenehmes helles Zimmer geführt, deſſen Fenſter in den Kloſtergarten gingen. Es gehörte der Priorin, die auch bald, von einigen Laienſchweſtern begleitet, erſchien; die Unterhaltung wurde lebhaft und angenehm, ſie thaten tauſend Fragen über unſere bisherige und künftige Reiſe, und bedauerten daß ſie uns nicht in das Innere führen könnten, weil dazu eine beſondere Erlaubniß des Biſchofs von Quebek erfordert werde. Dann brachten ſie uns eine Menge niedlicher Sachen von ihrer Arbeit, von denen Fremde immer etwas zu kaufen pflegen. Was wir ausſuchten wurde ſehr ſorgfältig in kleine Schachteln gepackt, und wir verſprachen es zum Andenken an die guten Schweſtern aufzubewahren. Sie verfertigen ſehr artige Sachen beſonders aus Birkenrinde, zum Beiſpiel Taſchenbücher, Arbeitskörbchen und Toilettenſchachteln, die mit Stickereien von gefärbtem Elendshaar verziert ſind. Auch machen ſie Modelle von indianiſchen Kähnen und von Kriegsgeräthſchaften.

Faſt alle Birkenrinden-Kähne deren man ſich auf dem Lorenz und Utawas bedient, und gewiß die beſten, werden in und um Trois-Rivieres von Indianern verfertigt. Zuerſt werden die Rippen, die aus dicken zähen Ruthen beſtehen, zuſammengebunden; dann wird die Rinde in ſo großen Stücken als möglich darauf genähet, und die Näthe werden dicht mit Pech beſtrichen. Damit die Rinde, von den Ballen, aus welchen die Ladung be-

ſteht, nicht leide, und damit der Kahn noch mehr verſtärkt werde, wird die innere Seite mit einer doppelten Schicht von dünnen Fichtenſpänen in entgegengeſetzter Richtung über einander belegt. Dieſe Kähne ſind ſo leicht, daß zwei Mann ſehr bequem einen Kahn, der ſechs Perſonen faſſen kann, auf den Schultern tragen. So nett, wie dieſe Kähne in Trois-Rivieres gearbeitet werden, nehmen ſie ſich auf dem Waſſer ſehr hübſch aus. Damit zu fahren erfordert aber viel Geſchicklichkeit, weil ſie, ihrer Leichtigkeit wegen, bei der geringſten unrichtigen Bewegung aus dem Gleichgewicht kommen und umſchlagen. Es iſt bewundernswerth mit welcher Schnelligkeit einige wenige geſchickte Leute im Stande ſind mit ihren kleinen Schlagrudern dieſe Kähne zu führen; in wenig Minuten würden ſie das beſte Kielboot hinter ſich laſſen. Die Birke wächſt zwar nahe um Trois-Rivieres häufig, die Rinde kommt aber meiſtens aus den nördlichern Gegenden, wo der Baum ſtärker wird. Sie gleicht gewiſſermaßen dem Kork, iſt aber von noch lockererm Gewebe und weit biegſamer, denn ſie läßt ſich zuſammenrollen wie Zeug. Dergleichen Rollen haben die Indianer in ihren Kähnen immer vorräthig, um ſich, wenn ſie auf die Jagd gehn, Hütten zu bauen.

Den Tag nach unſerer Abreiſe von Trois-Rivieres kamen wir wieder hier an. Die Gegend zwiſchen beiden Städten iſt reichlich mit Dörfern beſetzt und ſehr angenehm, enthält aber nichts das einer beſondern Erwähnung verdiente.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Vorbereitungen zur Reiſe den Lorenzſtrom hinauf. — Ueber die Indianer in Unter-Kanada. — Reiſe zu Waſſer nach Kingſton und Ankunft daſelbſt.

Kingſton, im September.

In Montreal war unſere erſte Sorge, zu der Reiſe den Lorenzſtrom hinauf, alle erforderliche Anſtalten zu treffen. Wir ſchafften uns Proviant an, der in trocknen Vorräthen, desgleichen in Wein und Brantwein beſtand, verſahen uns mit allerlei kleinen Geräthſchaften und vor allen Dingen mit einem großen Reiſezelt und mit Büffelhäuten. Dergleichen Häute vertreten nehmlich auf einer ſolchen Reiſe die Stelle eines Bettes, und wir hatten zwei Monate lang Nachts kein anderes Lager, als eine ſolche Haut und eine Decke. Die Indianer gerben dieſe Häute mit ſamt dem Haar, und wiſſen ſie ſo biegſam zu machen wie Zeug. Man tödtet den Büffel zu dieſem Behufe lieber am Anfange des Winters, weil er dann ein langes glattes Haar hat, beinahe ſo ſchwarz, wie der ſchwarze Bär; im Sommer hingegen iſt es kurz und kraus. Als wir völlig ausgerüſtet waren begaben wir uns an Bord eines Bateau, welches mit zwölf andern nach Kingſton ging, um aus den verſchiedenen Forts an den Seen, welche dem Friedensſchluß zufolge den amerikaniſchen Freiſtaaten eingeräumt werden ſollten, das Geſchütz und die Munition abzuholen und nach Quebek zu bringen.

Auf dem ganzen Wege zwiſchen Montreal und Kingſton, an der öſtlichen Spitze des Ontario-See, ſind, eine Strecke von 50 Meilen ausgenommen, zerſtreute Niederlaſſungen an der Nordweſt-Seite des Stromes, und alſo auch gebahnte Landſtraßen, dennoch macht man, der vorhandenen vielen Schwierigkeiten wegen, dieſe Reiſe niemals zu Lande. Schon die vielen tiefen und reißenden

Nebenflüſſe des Lorenzſtroms, über welche man die Pferde ſchaffen müßte, würden jeden Reiſenden davon abſchrecken. Ueberhaupt reiſt man, die einzige Strecke zwiſchen Quebek und Montreal ausgenommen, durch ganz Kanada überall zu Waſſer, und mit Recht, weil alle Niederlaſſungen in der Nähe der Flüſſe liegen.

Unmittelbar oberhalb Montreal hat der Strom ein ſo reißendes Gefälle, daß die Bateaux niemals in der Stadt ihre Ladung einnehmen, ſondern man läßt ſie leer bis La Chine gehn, die Waaren aber zur Axe dorthin transportiren. Dies Dorf liegt ſehr angenehm am Eingange einer kleinen Bucht am untern Ende des Sees St. Louis, welches ein breiter Theil des Lorenzſtroms iſt. Aus einigen Häuſern hat man eine ſehr ſchöne Ausſicht auf den See und auf die entgegengeſetzten Ufer. Es giebt hier ſehr große königliche ſowohl als Privat-Magazine; in den erſteren werden die aus England alljährlich hieher geſchickten Geſchenke für die Indianer aufbewahrt, und, ehe ſie von hier aus an ihre Beſtimmungsörter weiter ins Land hinauf ſpedirt werden, von dem zu Montreal kommandirenden Officier und von den Kommiſſarien der Kaufmannſchaft revidirt, ob ſie auch von reglementsmäßiger Qualität ſind. La Chine gegenüber ſteht, auf dem andern Ufer, das ſchon erwähnte Dorf der Cachenonaga Indianer *), welches etwa 150 Einwohner zählt. Es hat 50 Blockhäuſer und eine katholiſche Kirche, die nach hieſiger Landesart gebaut, und mit Bildern, Lampen und andern Dingen ſo grell als möglich verziert iſt. Der äußere Pomp und die vielen Zeremonien der katholiſchen Kirche behagen den Indianern vorzüglich, und da die Miſſionarien ihnen das Chriſtenthum eben nicht ſchwer machen, ſo bekehren ſich ihrer mehr zur katholiſchen als zu irgend einer andern Kirche. Die

*) Siehe den 18ten Brief, Seite 141 u. f.

Squaws *) finden viel Geſchmack am Dienſt der Jungfrau Maria und ſingen ihr zu Ehren die Litanei. An dieſen und überhaupt an allen Indianern die innerhalb den angebauten Gegenden der Provinz wohnen, ſieht man augenſcheinlich, daß ſich die Weißen häufig mit ihnen vermiſcht haben müſſen, und es giebt in dieſen Dörfern viele franzöſiſche Kanadier, die indianiſche Weiber geheirathet haben, und unter den Indianern förmlich naturaliſirt ſind. Viele von ihnen gleichen an dunkler Farbe der Haut, an den ſchwarzen Augen und dem langen ſchwarzen Haar den Indianern ſo ſehr, daß man mit den Zügen der leztern genau bekannt ſein muß, um beide von einander zu unterſcheiden. Dieſe Aehnlichkeit erſtrekt ſich auch auf die Gemüthsart, auf die Abneigung gegen den Ackerbau und andere regelmäßige Handthierungen, und auf die Vorliebe für ein unſtetes Leben. Dieſer Uebereinſtimmung wegen lieben ſich auch beide Völkerſchaften gegenſeitig und geſellen ſich gern zu einander, und hierin liegt wohl mehr als in irgend etwas anderm der Grund von dem großen Einfluß, den die Franzoſen, ſo lange ſie im Beſitz von Kanada waren, auf die Indianer hatten. Die Vorliebe der Indianer gegen die Franzoſen dauert noch jezt fort und zeigt ſich namentlich in Ober-Kanada auch darin, daß ohnerachtet ſie von den dort reſidirenden Engländern, vermittelſt der jährlichen beträchtlichen Geſchenke, ſo großen Genuß haben, und die Engländer auch ihre perſönlichen und Eigenthumsrechte aufs äußerſte reſpektiren, ſie doch lieber zu dem ärmſten franzöſiſchen Bauer als zu einem Engländer gehen. Wie überall wo die Weißen ſich ſtark vermehren, ſo hat auch in Unter-Kanada die Anzahl der Indianer ſehr ſchnell abgenommen. In dem angebauten Theile giebt es, außer jenem Cachenonagas-Dorf, nur noch vier und zwar noch weit weniger volkreiche Indianer-Dörfer (eines haben die Canaſadogas, an der Mündung

*) Siehe den 18ten Brief, Seite 141 u. f.

des Utawas, eins die kleinen Algonquins, bei Trois-Rivieres, eines dieſem gegenüber auf der andern Seite des Stromes, die Aberachies, und die Huronen eins bei Quebek) und in der ganzen Provinz ſchäzt man ihre Anzahl nur noch auf 1200. In der Nähe der großen Städte treiben ſich noch immer viele von ihnen herum, um von den Einwohnern Brantwein zu bekommen und Brodt, welches leztere ſie jezt ebenfalls ſehr gern mögen. Als wir in Quebek waren, hatten ſich nicht weniger als 200, die in ihren Kanots ſehr weit den Strom herauf gekommen waren, auf Point Louis gelagert. Dieſe zogen höchſt ſchmutzig und zerlumpt haufenweiſe durch die Straßen und bettelten; und ein Reiſender, der keine andere nordamerikanlſche Eingebohrne ſieht, als die welche die Städte in Unter-Kanada beſuchen, der würde ſelbſt nach den Beſten von dieſer Klaſſe nur eine ſehr ungünſtige Meinung von dieſen Nationen bekommen. Je weiter hinauf man aber kommt, und ſie alſo mehr in ihrem urſprünglichen durch Umgang mit Weißen noch nicht verdorbenen Zuſtande ſieht, deſto mehr Achtungswürdiges findet man in ihrem Karakter.

Es war der 28ſte Auguſt, als wir La Chine erreichten; am folgenden Tage war unſere ganze Brigade von Bateaux vollzählig beiſammen, und Nachmittags traten wir die Reiſe an. Wo der Strom ſehr heftig iſt, da hält man ſich, um ihn zu vermeiden, dem Ufer ſo nahe als möglich und ſtößt die Schiffe mit Grundſtangen fort. Alle ſetzen zu gleicher Zeit an und arbeiten auf derſelben Seite, nur der Steuermann wechſelt bisweilen, um das Schiff in gleicher Richtung zu halten. Die Stangen ſind 8 Fuß lang, ſehr leicht und am untern Ende mit Eiſen beſchlagen. Kommt man an eine Bucht, ſo greift die Mannſchaft zum Ruder, um wo möglich quer über die Mündung wegzurudern; iſt aber hiezu der Strom allzuſtark, ſo muß man die Grundſtangen beibehalten, und längs dem Ufer ganz um die Bucht herumfahren. Wo der Wind irgend günſtig

iſt, ſetzt man das Segel bei; aber nur in den oberen Gegenden des Stromes, jenſeit aller reißenden Stellen, oder auch da wo der Strom ſehr breit iſt, imgleichen auf den ſo genannten Seen kann man mit Hülfe des Segels allein fortkommen. Für ein unbeladenes Bateau, wie die unſrigen waren, ſind drei Mann hinreichend, aber ſie müſſen ſich ſowohl beim Ruder als bei der Stange ſo gewaltig anſtrengen, daß ſie ſehr oft anhalten, um Athem zu ſchöpfen. Die Plätze dazu ſind eigens beſtimmt, und da wo der Strom ſehr reißend iſt nur eine halbe Meile, nirgends aber weiter als 4 Meilen weit auseinander. Einen ſolchen Platz nennen die Bootsleute, die faſt alle Franzoſen ſind, eine Pfeife, weil ſie dieſe dann ſtopfen. Nirgends, weder am Ruder noch hinter dem Pfluge, weder zu Fuß noch zu Pferde, ſieht man dieſe Kanadiſchen Franzoſen ohne Pfeife; ja ſie beſtimmen nach derſelben die Entfernung der Orte: Das iſt drei Pfeifen weit, ſagen ſie, und eine Pfeife in dieſem Sinne iſt etwa $\frac{3}{4}$ einer engliſchen Meile gleich. Der See St. Louis, an deſſen unterm Ende La Chine liegt, iſt 12 Meilen lang und 4 Meilen breit. Am oberen Ende nimmt er den Hauptarm des Utawa's und den Lorenzſtrom auf. Viele Erdbeſchreiber nennen dieſen obern ſüdweſtlichen Theil des St. Lorenzſtromes den Cadaraqui oder Iroquois; im Lande ſelbſt aber nennt man, ohne weitern Unterſchied, den ganzen Strom vom Ontario an bis in den Meerbuſen, den St. Lorenz. Jene beiden Flüſſe haben an dem obern Ende des Sees große Sandbänke angeſetzt, und dieſe ſind ganz mit Schilf bedeckt, ſo daß es in einiger Entfernung ausſieht als ſegelten dort die Schiffe auf trocknem Lande. Wir fanden uns hier von ganzen Wolken kleiner Inſekten umgeben, von einer mir ganz neuen Art, die ich auch ſeitdem nirgends wieder geſehen, die aber in verſchiedenen Gegenden am Lorenzfluß gewöhnlich ſein ſollen. Sie waren etwas größer als eine Mücke, vom reinſten weiß, und ſo zart, daß ſie bei der leichteſten Berührung in Staub zerfielen.

Weißfarbige Gegenſtände ſchienen ſie beſonders anzuziehn; die Blätter eines Buches, welches ich vor mir hatte, waren in wenig Sekunden ſo dicht damit bedeckt, daß ich keinen Buchſtaben unterſcheiden konnte, und kaum hatte ich Einen Schwarm abgeſchüttelt, ſo war gleich wieder ein anderer da. Sie haben nach Verhältniß ſehr breite Flügel, und fliegen ſo ſchwer, daß ſie ſich nur bei ſehr ruhiger Luft hervorwagen können.

An dieſem erſten Reiſetage erreichten wir mit Sonnenuntergange die Inſel Perot an der Mündung des Utawa's. Sie hat etwa 14 Meilen im Umfang und fruchtbaren Boden, weshalb ſie auch gut angebaut iſt. Gegen die Mitte zu lagen zwei anſehnliche Dörfer, aber am untern Ende, bei Point St. Claire, wo wir landeten, giebt es nur wenig Niederlaſſungen. Wir ſchlugen unſer Zelt auf einer Wieſe auf, die Boote wurden ans Land gezogen, und die Mannſchaft zündete ſich ein Feuer an. Bei gutem Wetter dient ihnen der bloße Raſen zur Lagerſtatt und ſtatt Deckbettes eine kurze wollene Decke, die kaum bis über die Knie reicht; regnet es, ſo werden ein paar Stangen ſchräg in die Erde getrieben und an der Seite nach welcher der Wind den Regen hintreibt wird ein Segel oder anderes Tuch ausgeſpannt, und das iſt ihr ganzer Schutz gegen die Näſſe. Am Ort der Abfahrt bekommt jeder für die ganze Dauer der Reiſe ſeine Portion geſalzen Schweinefleiſch, Brantwein, Erbſen und Schiffszwieback. Die beiden letztern Artikel verkochen ſie mit Etwas von dem Fleiſch zu einer Suppe, von der immer ein großes Gefäß voll im Bateau vorräthig ſein muß, um, ſo oft angehalten wird, gleich zulangen zu können. Sonſt eſſen ſie auch das fette Schweinepökelfleiſch kalt mit Gurken. Gurken ſind überhaupt ein Lieblingsgericht des franzöſiſchen gemeinen Volkes in Kanada; ſie laſſen ſie aber faſt gänzlich reif werden, und eſſen ſie, erſt wenn ſie völlig gelb ſind, ungeſchält und mit ſammt den Körnern in Stücke geſchnitten, mit ſaurer Sane zubereitet.

Mit Tagesanbruch fuhren wir über die Mündung des Utawas, um den Einfluß des Lorenzſtroms zu erreichen. Das Waſſer des Lorenz iſt hier ſchlammig, weil es mehrere Meilen weit über ein Mergelbett gefloſſen iſt; die Gewäſſer des Utawas hingegen ſind ſehr klar und hellgrün, ſo daß man beide, weit in den See hinein, deutlich unterſcheiden kann. Am Einfluſſe des Lorenzſtroms bietet ſich dem Auge ein furchtbarer Anblik dar: beide Ströme kommen über ungeheure Felſen mit ſolchem Ungeſtüm in den See geſtürzt, daß man denken ſollte, nichts könne ihnen widerſtehen. Die Wellen gehen ſo hoch, als bei friſchem Winde im brittiſchen Kanal, und der Brandungen ſind ſo viele und ſo gefährlich, daß man nicht begreifen kann, wie ein ſolches Bateau unzertrümmert dazwiſchen durchkommt. Auch gehören ſehr gewandte und mit dem Ort genau bekannte Leute dazu, um es glücklich durchzubringen. So ſchrecklich indeſſen dieſe Stellen ausſehen, ſo giebt es doch, höher hinauf im Strome, noch andere, die weit gefährlicher ſind. Dieſe hier, welche die Kaskaden oder le Saut du Trou heißen, mit beladenen Bateaux herunter zu fahren iſt nicht ſchwer, heraufzukommen aber iſt, ſelbſt leeren Schiffen, unmöglich. Man hat deshalb einen Schleuſenkanal, der doch etwa nur 150 Fuß lang iſt, mit großen Koſten angelegt. Oberhalb derſelben iſt eine ganze Reihe ähnlicher Fälle; der erſte heißt, wegen des Dickichts auf beiden Ufern, le Saut du Buiſſon. Hier muß man die Bateaux entweder um vieles oder ganz ausladen, und die Ladung anderthalb Meilen weit, bis über alle Fälle hinaus, auf Karren fortſchaffen. Die Mannſchaft ſteigt aus und zieht die Fahrzeuge vom Ufer aus an der Leine, weil es unmöglich iſt, ſie hier, gegen den Strom, bloß mit Grundſtangen fortzubringen. Dieſer Theil der Fahrt iſt aber ſo langweilig, daß wir ausſtiegen und bis an den Zedernhügel, neun Meilen weiter hinauf, zu Fuß gingen. Wir verloren die einzelnen Häuſer die in der Nachbarſchaft der Kaskaden vorhanden

ſind bald aus dem Geſicht, und kamen in einen öden ſehr dichten Wald, deſſen feierliches Dunkel mit dem lauten Rauſchen des Stromes in der Entfernung und mit dem wilden Anſehen aller Umgebungen uns einen angenehmen Schauer verurſachte. Näher an dem Zedernhügel gewann die Gegend ein lieblicheres Anſehn, Felder und reinliche Hütten erſchienen wieder, und der Strom glitt in ruhiger Ströhmung zwiſchen ſeinen hohen Ufern fort.

Das Dorf am Zedernhügel beſteht aus etwa 30 Häuſern, unter denen wir ein ſehr gutes Wirthshaus fanden, das einer engliſchen Frau zügehörte. Wir blieben hier bis Nachmittag, und gingen dann wieder zu Fuß weiter, theils um von dem ſteilen Ufer herab die vielen ſchönen und großen Ausſichten zu genießen, theils um gelegentlich mit den lebhaften franzöſiſchen Mädchen zu plaudern, die bei dem ſchönen Wetter gruppenweiſe vor der Hausthür ſaßen und ſpannen. Gegen fünf Uhr holten uns die Boote ein; wir ſtiegen aber doch zwei Meilen weiter wieder aus, um der langweiligen Fahrt über neue Strudel zu entgehn. Dieſe heißen die Fälle am Hügel des Sees Saint François; ſie ſind mehrere Meilen lang und zwar nicht die gefährlichſten, aber für das Auge bei weitem die fürchterlichſten unter allen, indem man die weißen Brandungen davon ſchon auf 4 Meilen weit ſehen kann. Einige Reiſende haben behauptet ſie wären noch ſchrecklicher anzuſehen als die Niagara-Fälle; das iſt aber übertrieben. Mit dem Strome gehn Boote hier 14 bis 15 Meilen in einer Stunde, und es giebt höher hinauf Stellen, wo der Strom noch weit ſchneller iſt. Hinabwärts fährt man, in der Mitte des Fluſſes, zwiſchen den Brandungen durch, hinaufwärts aber hält man ſich an der Nordweſt-Küſte, wo eine große Inſelgruppe die Gewalt des Stromes bricht, und, vermittelſt eines kurzen Schleuſenkanals, gelangt man über d i e ſ e Fälle noch ſchneller als über die Kaskaden. Eine von den Inſeln hier, weiter von der Küſte ab als die übrigen, heißt die Ge-

fängniß=Inſel, weil im Kriege eine Anzahl amerikaniſcher Gefangenen dort in Verwahrung gehalten wurden. Die wenigen Gebäude, die damals hier ſtanden, ſind ganz verlaſſen, weil es ſo ſehr ſchwer iſt hier überzuſetzen. Ein Offizier der im Kriege eine Anzahl Kanadier überredet hatte den Uebergang zu einer ungünſtigen Zeit zu verſuchen, kam mit ihnen allen bis auf einen Einzigen auf der Ueberfahrt um. Der Strom iſt hier 2 Meilen breit.

Dieſen Abend zogen wir unſere Boote am Fuß des „Hügels am See" ans Land, und ſchlugen unſer Zelt am Rande eines Gehölzes auf. Am Morgen des dritten Tages gingen wir noch zwei Meilen zu Fuß und warteten in einem engliſchen Wirthshauſe (höher hinauf findet man überhaupt wenig Franzoſen mehr) die Ankunft der Boote ab. Einer von der Mannſchaft hatte das Fieber bekommen, und es verging beinahe der halbe Tag, ehe wir einen andern habhaft werden konnten. Nun kamen wir in den See St. François, der 25 Meilen lang und 5 breit iſt; der Wind war uns aber zuwider, und wir kamen nicht weiter als bis pointe au baudet, wo die Grenzlinie zwiſchen Ober= und Unter=Kanada anfängt. Bei Südweſt=Wind wird die ganze Waſſermaſſe gewaltſam gegen dieſe Landſpitze getrieben, und dann entſteht hier eine Brandung, wie man ſie an der Seeküſte nur ſehen kann. Es giebt hier nur ein einzelnes Haus, in welchem wir ein gutes Abendbrod und gutes Nachtquartier fanden.

Am vierten Tage war der Wind zwar nicht beſſer, aber weit ſchwächer, und wir konnten doch längs der Küſte des Sees hinauf fahren. Es war eine mühſame und langweilige Fahrt, wegen der vielen kleinen Buchten, um die wir immer herumfahren mußten, weil uns der Wind nicht quer hinüber ließ; dennoch machten wir dieſen Tag 25 Meilen, und landeten Abends an der obern Spitze des Sees an der Trauben=Inſel, die von dem vielen wilden Wein der darauf wächſt, ihren Namen hat; die Bäume

hingen voll davon und die Bootsleute aßen ſie, ſo wie auch eine Menge Pflaumen, mit großem Appetit. Uns reizte keins von beiden. Die Trauben ſind ſauer und nur wie eine Erbſe groß, und die Pflaumen ſchmecken wie Schlehen, ohneracht̃et ſie weit größer ſind. In dem engern Theile des Stromes hinter der Trauben-Inſel liegen noch mehrere andere, von denen die größte, die St. Regis-Inſel, an 10 Meilen lang iſt. Viele davon liegen ſo ganz mitten im Strom, daß es noch unentſchieden iſt, ob ſie zum brittiſchen oder zum republikaniſchen Gebiet gehören; gleichwohl iſt ſehr zu wünſchen, daß dies zur rechten Zeit freundſchaftlich abgemacht werde, da über einen ähnlichen Fall im Detroit-Fluß ſchon ernſthafte Streitigkeiten entſtanden ſind. Jetzt ſind noch alle dieſe Inſeln im Beſitz der Indianer, die hier auch das ſüdöſtliche, zum Gebiet der vereinigten Staaten gehörige, Ufer, desgleichen auch am nördlichen, oder brittiſchen, Ufer, beträchtliche Strecken beſitzen, welche ſie ſich zur Jagd vorbehalten haben. Die Irokeſen haben ein Dorf auf St. Regis und eins am ſüdlichen Ufer und ſie kamen, als wir hier vorbei fuhren, in ihren Kanots in Menge herbei um gegen Kolben von noch nicht völlig reifem türkiſchen Weizen, Brodt einzutauſchen; auch brachten ſie wilde Enten und Fiſche, die wir ſehr wohlfeil von ihnen kauften. Dergleichen unreife Kolben von türkiſchem Weizen gelten hier zu Lande, halb gahr gekocht und dann gebraten, für einen großen Leckerbiſſen. Am Abend lagerten wir uns auf dem feſten Lande der Inſel gegenüber; die Nacht war ungewöhnlich heiter und wir blieben vor unſerm Zelt noch ſpät im Freien; kaum aber hatten wir uns zur Ruhe begeben, als ein ſchrecklicher Sturm entſtand, und bei Tagesanbruch waren ſchon wir und alles um uns her vom Regen durchnäßt. Es ſtrömte noch immer fort; weder unſer Zelt noch der Wald gaben uns Schutz, und da der Wind ſehr heftig und grade uns entgegen wehte, ſo war gar kein Anſchein, bald in ein beſſeres Quartier zu kommen. Endlich kam einer von

der Geſellſchaft, der auf Kundſchaft ausgegangen war, mit der Nachricht zurück, daß er nicht gar weit von hier ein Haus gefunden habe, und daß der Eigenthümer uns einladen laſſe, bei ihm einzuſprechen. Es war ein ehemaliger Officier, dem man für ſeine geleiſteten Dienſte hier eine Beſitzung gegeben hatte. Er und ſeine ſchönen Töchter bewillkommten uns freundlich, und ließen es an der ſorgfältigſten Aufnahme nicht fehlen. Wir freueten uns ſchon darauf, den ganzen Tag bei dieſen liebenswürdigen, gaſtfreien Leuten zuzubringen; aber plötzlich ſetzte ſich der Wind um, die Sonne brach durch, es wurde Befehl zum Aufbruch gegeben, und in wenigen Minuten ſaßen wir wieder in unſerm Bateau.

Von hier an iſt der Strom, 40 Meilen weit ſehr heftig, und hat unzählig viel reißende Stellen, die zwar für das Auge nicht ſo ſchrecklich, aber weit gefährlicher und ſchwieriger ſind, als jene bei den Kaskaden und bei dem Hügel am See. Doch iſt ſtromabwärts die Fahrt am gefährlichſten; das Waſſer iſt ſeicht, und die Schiffe werden zwiſchen einer Menge ſpitziger Felſen mit ſolcher Gewalt hindurchgetrieben, daß ſie, wenn ſie unglücklicherweiſe das rechte Fahrwaſſer verfehlen, unvermeidlich zertrümmern müſſen. Die Leute, welche den Strom befahren, ſind aber hier ſo genau bekannt, daß ſich ein ſolcher Unglücksfall kaum jemals zuträgt. Der lange Fall (le long ſaut) 30 Meilen oberhalb des St. François-Sees iſt bei weitem der gefährlichſte im ganzen Fluß, und wenn die Fahrt ſtromaufwärts geht, ſo braucht an dieſer Stelle jedes Bateau wenigſtens 6 Mann, die es am Ufer an der Leine ziehen müſſen. Hier giebt es einen dritten Schleuſenkanal bei einer Landſpitze, um welche man ſonſt gegen den Strom gar nicht würde herumkommen können. Dieſe Schleuſenkanäle ſind auf Koſten der Regierung angelegt, und die Zölle fließen zum öffentlichen Schatz. An dieſem Falle, desgleichen bei einigen andern, giebt es viel Mehl- und Sägemühlen. An dieſen beſchwerlichen Stellen, längs der

Fälle, pflegten wir Paſſagiere allemal auszuſteigen und zu Fuß durch den Wald zu gehen; heute aber, am fünften Tage der Reiſe, bekam uns das nicht gut, denn am Morgen hatte es geregnet und davon tropften die Bäume und das Gebüſch im Walde noch dermaßen, daß wir jenſeit des langen Falles vom Kopf bis zum Fuß durchnäßt ins Nachtquartier kamen.

Am folgenden ſechſten Tage gab es noch viel ähnliche Stellen zu paſſiren, weshalb wir den größten Theil des Weges wiederum zu Fuße machten. Unterwegs ſchoſſen wir zum Zeitvertreib wilde Tauben, von denen uns große Züge begegneten. Dieſe Tauben ſind den gemeinen engliſchen Holztauben ähnlich, nur kleiner, und von ſehr wohlſchmeckendem Fleiſch. In manchen Jahren kommen dieſe Vögel in unglaublicher Menge aus den nördlichen Gegenden gezogen. Einer meiner Bekannten aus Niagara erzählte mir, daß als er einſt über den Ontario nach Toronto gereiſet, die ganze Strecke von 40 Meilen weit, ein ununterbrochener Zug ſolcher wilder Tauben in entgegengeſetzter Richtung über den See weggeflogen wäre, und daß, als er in Toronto angelangt geweſen, der nehmliche Zug noch immer kein Ende gehabt habe. Geſetzt alſo, die Tauben wären auch nicht ſchneller geflogen als das Schiff ſich bewegte, ſo müßte der ganze Zug doch wenigſtens 80 Meilen lang geweſen ſein. Der Mann iſt ſo glaubwürdig, daß ich nicht umhin kann, ſeine Erzählung für wahr anzunehmen. Wenn dieſe Vögel in ſo großer Anzahl reiſen, ſo laſſen ſie ſich oft an den Ufern der Ströme und Seen nahe an den Bauerhöfen auf die Erde herab, und ſind dann ſo müde, daß man ſie mit einem kurzen Stock zu hunderten todtſchlagen kann. Solche Züge ſtellen ſich indeß nur alle ſieben oder acht Jahre ein, und dergleichen Jahre nennt man Taubenjahre. Eben ſo giebt es auch Bärenjahre und Eichhornsjahre. Dies Jahr war ein Bären- und ein Eichhornsjahr zugleich. Die Bären

kamen ebenfalls von Norden, und waren am zahlreichſten in den Gegenden um den Ontario und Erie und an dem obern St. Lorenzſtrom. Wenn ſie bei der Ankunft an Seen und Flüſſen das gegenüberliegende Ufer ſehen können, ſo machen ſie immer den Verſuch hinüberzuſchwimmen. Bei ihrem diesmaligen Uebergang über den St. Lorenz wurden ſie in großer Menge erlegt, denn zu dieſem Behuf halten die Indianer an den Ufern dieſes Stroms, von St. Regis bis zum Ontario hin eine Menge Jagdlager. Ein ſehr großer Bär, wagte ſich kek im Angeſicht unſerer Bateaux in den Fluß, und ward von unſern Leuten auf dem Wege nach der nächſten Inſel geſchoſſen. Im Walde greifen die Bären ſelten Menſchen an; im Schwimmen aber iſt ein einzelner Mann in einem Kanot vor ihnen nicht ſicher. Die Eichhörnchen kamen dies Jahr aus dem Gebiet der vereinigten Staaten, und wanderten alſo, den Bären gerade entgegengeſetzt, aus Süden nach Norden. Man rechnete, daß ihrer in zwei oder drei Tagen gegen 50,000 über den Fluß gegangen wären; und ſie richteten am jenſeitigen Ufer ſolche Verwüſtungen an, daß in Einer Gegend die Landleute froh waren, wenn ſie von ihrer Ernte nur den dritten Theil übrig behielten. Dieſe Eichhörnchen waren alle von der ſchwarzen, dieſem Welttheil eigenthümlichen Art; ſie gleichen den gemeinen grauen Eichhörnchen, und wiegen ein bis drittehalb Pfund. Manche Schriftſteller haben behauptet, daß dieſe Thiere nicht ſchwimmen könnten, ſondern nie anders als auf Stückchen Holz oder Rinde über das Waſſer ſetzten, und hiezu guten Wind abwarteten. Ich weiß nicht, ob dies vielleicht bisweilen geſchieht; immer aber gewiß nicht. Ich habe ſelbſt ſehr viele, indem ſie ſchwammen, geſchoſſen, und kann ſagen, daß dieſe Thiere ſo gut ſchwimmen als irgend eins; auch ſind ſie ſich deſſen ſo wohl bewußt, daß, wenn man ſie verfolgt, ſie gleich das Waſſer zu gewinnen ſuchen. Ihres Schwanzes wiſſen ſie ſich ſehr geſchickt ſtatt Steuerruders zu be-

dienen; er iſt leicht und buſchicht, und hilft alſo ſehr ſie über dem Waſſer zu halten. Alle ſolche Wanderungen, es ſei nun von Tauben, Eichhörnchen oder Bären, ſieht man als Zeichen an, daß ein harter Winter bevorſtehe, und in dieſem Jahre traf es vollkommen zu. Abends hielten wir der Irokeſen-Spitze gegenüber an, welche ſo heißt, weil dort in frühern Zeiten eine franzöſiſche Familie höchſt grauſam von den Irokeſen ermordet worden iſt. Das Erdreich war vom Regen noch ſehr feucht, und das einzige Haus in der Nähe ſchon ſo voll Menſchen, daß wir dort ein Nachtlager zu finden nicht hoffen durften. Zum Glück entdeckten wir in der Nähe eine Scheune, die dem Eigenthümer deſſelben gehörte, er gab uns den Schlüſſel dazu, wir kletterten auf das Stroh, welches in Banſen aufgeſchichtet lag, und ſchliefen herrlich bis uns am Morgen einige Hähne weckten, die über uns auf den Balken geſeſſen hatten.

Am ſiebenten Tage machten wir uns zeitig wieder auf, und noch vor Mittag hatten wir den letzten Fall hinter uns, der etwa 3 Meilen unterhalb der Mündung des Oswegatſchi befindlich iſt. Dieſer iſt in dem Gebiet der vereinigten Staaten, von den Flüſſen die ſich in den Lorenzſtrom ergieſſen, der gröſste. Er beſteht aus drei Armen, welche ſich erſt 15 Meilen oberhalb der Mündung vereinigen, und von denen einer aus einem kleinen See entſpringt, der nur einige Meilen von dem Hudſon, oder North-River entfernt iſt. Man ſagt, daß beide Flüſſe bis unweit dieſes Platzes für leichte Bateaux ſchiffbar gemacht werden könnten, und daß der Stellen, an welchen ausgeladen werden müßte, nur wenige ſein würden. Dies ſcheint jedoch eine bloße Muthmaßung zu ſein, denn noch zur Zeit iſt der Oswegatſchi nur wenig bekannt, und die umliegende Gegend ganz unbewohnt. Sollte es ſich inzwiſchen ſo verhalten und die Sache jemals zu Stande kommen, ſo würde wahrſcheinlich der Handel zwiſchen Neu-York und den Gegenden am Ontario gröſstentheils

dieſen Weg nehmen. Jezt geht er über Albany aus dem North-River durch den Mohawk, den Wood Creek, den Oneida-See und den Oswego, der in den Ontario-See fließt. Die Mündung des Oswego iſt von Neu-York eben ſo weit entfernt, als die Mündung des Oswegatſchi und zwar eine Tagereiſe näher nach Niagara, dafür aber durch Sandbänke ſo verſtopft, daß nur flache Fahrzeuge ihr nahe kommen können, dagegen die Mündung des Oswegatſchi anſehnlichen Schiffen mit Sicherheit zugänglich iſt. Der Seneka, ein brittiſches Schiff von 26 Kanonen, kreuzte ſonſt immer zwiſchen Fort Niagara und Fort de la Galette an der Mündung des Oswegatſchi. Iſt alſo nur die Fahrt auf einem Fluſſe ſo ſicher als auf dem andern, ſo wird der beſſere Hafen den Umweg Eines Tages reichlich aufwiegen.

Fort de la Galette ward von den Franzoſen zwar erſt lange nach Fort Cataraqui oder Frontignac (jetzt Kingſton) erbauet, es gilt aber demohnerachtet für den wichtigſten Poſten am obern Lorenzſtrom, weil dort kein Fahrzeug unbemerkt herauf- oder herunterfahren kann; dagegen ſie bei Kingſton ſehr leicht hinter den vielen Inſeln ungeſehen vorbeiſchleichen können. Seit Beendigung des amerikaniſchen Krieges hat man Fort de la Galette geſchleift weil es im Gebiet der vereinigten Staaten liegt, und uns weiter keinen Vortheil gewähren konnte. Es war uns immer nur als Handelsposten wichtig, und als ſolcher iſt Kingſton in jedem Betracht vorzüglicher. Nahe bei la Galette am Oswegatſchi liegt ein Dorf der Oswegatſchi-Indianer, deren Anzahl hier auf hundert Krieger geſchätzt wird.

Obgleich oberhalb des Oswegatſchi der Lorenzſtrom ruhiger ſtröhmt als irgendwo zwiſchen Montreal und dem Ontario, (die ſogenannten Seen ausgenommen) ſo machten wir doch dieſen Tag über nicht mehr als 25 Meilen, weil wir mehr zum Vergnügen als aus Noth oftmahls anhielten. Der Abend war ungemein ſchön, und

da ſich ein friſcher Wind erhob, ſo fand unſer Kahnführer für gut ihn zu benutzen, und die ganze Nacht hindurch zu fahren; der Wind hörte zwar um Mitternacht auf, daran kehrte ſich indeß unſer Führer nicht, ſondern ließ die Mannſchaft zum Ruder greifen, und gab ihr bis Tagesanbruch nur eine einzige Stunde Ruhe zum Kochen. Auch hatten ſie gar nichts dagegen einzuwenden, daß ſie in dieſer gelinden Strömung die ganze Nacht über rudern mußten, ſondern ſie waren ſo wacker dabei, als fingen ſie eben erſt an, und ſangen die ganze Zeit. Dieſe Leute haben überhaupt ein gutes muſikaliſches Gehör, und ſingen gern, ihr Lieblingsgeſang iſt ein Ruderlied, wozu das Ruder den Takt angiebt.

Am achten Tage unſerer Reiſe, ohngefähr um 8 Uhr Morgens, kamen wir in den Tauſend-Inſel-See, den letzten ehe man in den Ontario gelangt. Von ſeinen vielen Inſeln ſind manche nicht größer als ein Bateau, und nur am obern und am untern Ende fand ich einige, die mehr als 15 engliſche Morgen Oberfläche haben mochten. Manche liegen keinen Steinwurf weit von einander, und doch iſt nicht nur für Bateaux die Fahrt dazwiſchen bequem und ſicher, ſondern oft auch für eine Fregatte das Waſſer tief genug. Sie haben alle felſige zum Theil hohe Ufer, bei manchen ragt es gegen 20 Fuß ſenkrecht über dem Waſſer empor. Sie ſind ohne Ausnahme mit Holz bewachſen, auf den kleinern ſteht es freilich mitunter kümmerlich, die größern aber liefern Schiffsbauholz ſo ſtattlich als es auf dem feſten Lande nur zu finden iſt. Auf der Fahrt zwiſchen dieſen Inſeln hindurch hat man herrliche Proſpekte, und dieſe wechſeln in jeder Minute. Jezt ſind Sie durch eine enge Straße gefahren, und befinden ſich in einem Becken, das auf allen Seiten von Land umgeben nur durch jene Straße mit dem See zuſammenzuhangen ſcheint. Sie ſehen ſich nach einem Ausweg um, und ſuchen einen ähnlichen ſchmalen Kanal, auf einmal zeigt ſich ein großes Waſſerſtück, das nur der Horizont

begrenzt, nach wenig Minuten ſind Sie abermals vom Lande eingeſchloſſen, und gleich darauf wieder ganz im Freien. Bald öffnen ſich eben ſo unerwartet in einem ſolchen Becken, zwiſchen einer Gruppe von Inſeln eine Menge verſchiedener Straßen, gleich ſo viel edlen Strömen, und die Inſeln ziehn ſich von allen Seiten in regelmäßiger Entfernung zurück, bis ſie ſich im Hintergrunde ganz aus dem Geſicht verlieren. Auch die zahlloſen Jagdlager der Indianer mit dem Rauch ihrer Feuer, der zwiſchen den Bäumen emporſteigt, verſchönern die Ausſicht. Dieſer See iſt 25 Meilen lang und etwa 6 Meilen breit; von ſeinem obern Ende bis hieher (nach Kingſton) hatten wir noch 15 Meilen, und kamen zeitig des Abends an.

Gewöhnlich braucht man zu dieſer Reiſe 7 Tage, und die Beſchaffenheit des Windes macht höchſtens einen Unterſchied von 3 Tagen, weil die Grundſtangen doch immer das Beſte thun müſſen. Herunter kann man in zwei Tagen kommen, und die Strömung iſt ſo heftig, daß auch der widrigſte Wind die Reiſe nur um Einen Tag verlängern kann.

Der Miſſiſippi iſt der einzige Strom in Nord-Amerika, der ſich mit dem St Lorenz, vom Ontario bis in den Ocean gerechnet, meſſen könnte; betrachten wir aber die ganze Waſſermaſſe, welche vom Winnipeg-See durch den Holzſee, den Obern-See und ſo fort nach dem Ocean fließt, als einen einzigen Strom, und alſo als eine Fortſetzung des St. Lorenz — und warum ſollten wir das nicht, da er ja zwiſchen dem Ontario und der See ebenfalls durch vier, zwar weit kleinere, aber doch anſehnliche und eben ſo ſelbſtſtändige Seen fließt? — ſo iſt der Lorenz dem Miſſiſippi in jeder Rückſicht weit überlegen. Den letztern rühmt man wegen ſeiner gleichförmigen Strömung, und der ſo ſehr langen und ganz ununterbrochenen Schiffarth für Schiffe von ziemlich beträchtlicher Ladung; dies abgerechnet muß er aber in

mancher anderer Hinſicht dem eigentlich ſogenannten St. Lorenz gar ſehr nachſtehen. Der Miſſiſippi iſt an ſeiner durch viele Inſeln getheilten Mündung nicht 20 Meilen breit, und die Bäume, welche als Treibholz aus den obern Gegenden herunter kommen, und hier, ſo bald ſie nur das geringſte Hinderniß finden, im Schlamme ſtecken bleiben, haben ſich an dieſen Mündungen ſo angehäuft, daß kein Schiff von mehr als 12 Fuß Waſſer ohne die augenſcheinlichſte Gefahr darüber weg kommen kann. Jährlich ſetzt das Treibholz neue Holzdämme dieſer Art an, und die alten werden größer, ſo daß, wenn man nicht Maaßregeln dagegen ergreift, die Fahrt in wenig Jahren noch weit ſchwieriger ſein wird. Denn bekanntlich haben ſich ſeit Entdeckung des Stroms an der Mündung mehrere Inſeln und Landſpitzen gebildet, und die Fahrwaſſer haben ſich weſentlich verſchlimmert. Der St. Lorenz hingegen iſt an ſeiner Mündung nicht weniger als 90 Meilen breit, und bis Quebek, d. h. 400 Meilen weit, ſogar für Linienſchiffe fahrbar. Auch iſt jezt das Fahrwaſſer beſſer als es zur Zeit ſeiner Entdeckung war, und wird wahrſcheinlich noch immer beſſer werden, da das reine von keinem Schlamme getrübte Waſſer vom Ontario zur Zeit der Frühlingsfluthen ſo ungeſtüm herabſtrömt, daß es oft Kiesbänke und loſe Steine hinwegnimmt und alſo das Bett vertieft. Sehen Sie nun überdies aus folgenden Angaben wie breit der Lorenzſtrom iſt, und was für Schiffe er tragen kann. Bei ſeiner Mündung, 90 Meilen breit; bei Cap Cat, 140 Meilen weiter hinauf, 30 Meilen breit; am untern Ende der Inſel Orleans, 230 Meilen weiter hinauf, 18 Meilen; bei Quebek, 30 Meilen weiter hinauf, 5 Meilen. Bis hierher d. i. 400 Meilen von der Mündung, können Linienſchiffe mit Sicherheit gehen. Beim See St. Pierre, 120 Meilen weiter hinauf, 14 Meilen; bei Montreal, 40 Meilen weiter hinauf, 2 bis 4 Meilen. Bis hieher, 560 Meilen weit vom Meere,

können Schiffe, die 14 Fuß tief im Waſſer gehen, mit Sicherheit fahren. Am See St. Louis, 18 Meilen weiter hinauf, 4 Meilen; bis zum See St. François, 25 Meilen weiter hinauf, ½—2 Meilen; bis zum Tauſend Inſel-See, 110 Meilen weiter hinauf, von einer Viertel- bis zu einer vollen Meile, und bis Kingſton, 40 Meilen weiter hinauf, 2—6 Meilen breit. Für Bateaux von zwei Tonnen Laſt iſt er, während dieſes ganzen Laufes von 743 Meilen, überall ſchiffbar, ausgenommen an den Fällen oberhalb Montreal, am Fall im Dickicht und am langen Fall, wo die Bateaux geleichtert (d. i. zum Theil ausgeladen) werden müſſen, wenn ſie allzu ſchwer beladen ſind; an dieſen Orten können aber in Zukunft Kanäle angelegt werden, um das Ausladen gänzlich zu erſparen. Obgleich die Seen mit dem atlantiſchen Meere unmittelbar nur durch den St. Lorenz verbunden ſind, ſo ſind doch drei andere Ströme, die in dieſes Meer fließen, andern, welche ſich in die Seen ergießen, ſo nahe, daß auch vermittelſt ihrer zwiſchen den Seen und dem Meere Handel getrieben werden kann. In allem giebt es alſo vier Wege für dieſen Handel, erſtlich: den Miſiſippi und Ohio hinauf, dann in den Wabaſch, Miami, Muſhingum oder Alleghani, und von da, über Trageplätze, in irgend einen Fluß, der in den Erie-See fließt; dies iſt eine Strecke von 1800 Meilen, auf welcher, je nachdem der Weg iſt, den man vom Ohio aus nimmt, 1—18 Meilen Landtransport vorkommen; zweitens den Patomak hinauf, durch den Cheat (Tſchiht) Monongahela, Alleghany und French-Creek, nach Vresque-Isle, ebenfalls am Erie; dieſer Weg beträgt von Waſhington an 450 Meilen, und darunter jetzt noch 80 zu Lande, in Zukunft aber, wenn die Schifffahrt geöffnet ſein wird, nur 50; drittens den Hudſon herauf, und dann in den Mohawk, den Wood-Creek, den Oneida-See, und den Oswego, von Neu-York bis an den Ontario 500 Meilen, worunter die Trageplätze 30 Meilen betragen;

viertens den St. Lorenz hinauf, von Montreal bis in den Ontario 440 Meilen mit 22 Meilen über Land. Hieraus ergiebt ſich, daß dieſer letztere Weg nicht nur der kürzeſte, ſondern auch, in Rückſicht der Trageplätze, der bequemſte iſt, auch kann man hier einerlei Fahrzeug und Mannſchaft behalten, dahingegen man, ſowohl auf dem Wege von Waſhington als auf dem von Neu-York, auf jedem Fluß umladen oder die Boote ſelbſt auf Wagen transportiren muß. Einen Trageplatz zu vermeiden iſt immer viel werth, weil bei jedem Wechſel nicht nur die Transportkoſten ſteigen, ſondern auch das Riſiko der Veruntreuungen größer wird, wenn die Güter durch mehrere Hände gehen. Doch auch ohne dies alles in Anſchlag zu bringen, bleibt dieſer Weg auch in einer andern Rückſicht immer noch der beſte. Der St. Lorenz, der einen ſo reichen Zufluß aus dem Ontario hat, wird nehmlich nie ſo ſeicht, daß nicht beladene Bateaux darauf ſollten fahren können; dagegen die kleinen Flüſſe, welche den North-River, den Patomak und den Miſſiſippi mit den Seen in Verbindung bringen, im Sommer oft dermaßen austrocknen, daß man ſie kaum in Kanots paſſiren kann. So war zum Beiſpiel der Mohawk im Jahr 1796 vier Monat hindurch ſo ſeicht, daß man kaum irgendwo Waaren darauf transportiren konnte, und nachdem die Kaufleute im Hinterlande lange genug auf ihre Güter gewartet hatten, mußten ſie ſie endlich auf der Axe herbeiſchaffen. Die Schifffahrt auf dem Mohawk wird überhaupt von Jahr zu Jahr ſchlechter, und wenn nicht mehrere Kanäle angelegt werden, wird die Kommunikation zwiſchen Neu-York und den Seen auf dieſem Wege bald gänzlich aufhören. Der Alleghany und French-Creek, die den Patomak mit dem Erie-See verbinden, trocknen ebenfalls ſehr aus, und nur beim hohen Frühjahrwaſſer und nach heftigen Regengüſſen laſſen ſich füglich Waaren darauf verſchicken.

Montreal hat auch jetzt den Handel mit den Seen faſt allein in Händen, denn nicht nur iſt der Transport von dort um ein Drittheil wohlfeiler als von Neu-York, ſondern man kann auch dort wohlfeiler kaufen, als in den vereinigten Staaten, weil auf raffinirten Zucker, Kaffee, Weine und Brantwein die Einfuhrzölle in Kanada weit geringer ſind, und alle andere engliſche trockene Waaren ganz von allen Abgaben frei eingehn, während ſie in den vereinigten Staaten 10 pro Cent bezahlen, und dieſe doch die Einfuhr fremder Waaren aus Kanada mit Abgaben nicht belegen können, weil bei der ſehr ausgedehnten Grenze, die Konterbande durchaus nicht zu verhindern ſein würde. Der Handel von Montreal nach den Seen iſt jetzt ſehr beträchtlich, und nimmt jährlich zu; die brittiſchen Ortſchaften an den Küſten des Ontario, nehmlich Niagara, Toronto, Canty-Bay und Kingſton, enthalten ſchon an 20000 Einwohner, und auf der Seite der vereinigten Staaten nimmt die Bevölkerung ebenfalls ſehr ſchnell zu. Eben ſo iſt es am Erie-See und am Detroit. Wie wichtig der Handel mit dem Hinterlande iſt, habe ich ſchon weiter oben (Seite 26 — 37) auseinander geſetzt und da nun derjenige Theil deſſelben, mit welchem Montreal zunächſt Waſſergemeinſchaft hat, an Fruchtbarkeit und Größe keinem andern nachſteht, ſo wird wahrſcheinlich Montreal in Zukunft an Wohlſtand und Größe mit den anſehnlichſten Städten auf dem feſten Lande von Nord-Amerika wetteifern können.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Beſchreibung von Kingſton und dem dortigen Handel. — Bemerkungen über den Ontario und die Schiffahrt auf demſelben. — Reiſe auf dem Ontario nach Niagara. — Ueber dieſes Fort und die neuen brittiſchen Poſten.

Niagara, im September.

Kingſton liegt an der Mündung einer tiefen Bay, an der nordöſtlichen Spitze des Ontario. Außer dem Fort und den Kaſernen in denen ein Detaſchement gewöhnlich von 60 bis 100 Mann liegt, ſind hier, außer einer Kirche von der biſchöflichen Konfeſſion, noch etwa 100 Häuſer die am Ende des amerikaniſchen Krieges größtentheils von Ausgewanderten aus den vereinigten Staaten erbaut wurden. Nur wenige darunter ſind von Steinen. Das Fort iſt ein Viereck aus Quaderſteinen gebauet und hat vier Baſtionen. Eine Zeitlang hieß es, nach dem Namen ſeines Erbauers, Frontignac; in der Folge nannte man es nach einem Bach, welcher in die Bay fließt, Kadaraqui, und erſt ſeit einigen Jahren iſt ihm der Name Kingſton beigelegt worden. Kingſton iſt ein anſehnlicher Handelsplatz und nimmt ſich daher ſehr ſchnell auf. Alle Waaren, welche für das obere Land den Lorenzſtrom herauf kommen, werden hier in Stapel gelegt, um in die zur Fahrt auf dem See eigens gebauten Schiffe verladen zu werden; auch iſt hier der Stapelort für alles Pelzwerk, das von den verſchiedenen Poſten an den nächſt gelegenen Seen zuſammengebracht wird. Was die Indianer, die in der Gegend ſind, unmittelbar zum Verkauf in die Stadt bringen iſt unbedeutend. Die angeſehenſten Kaufleute hier ſind Compagnons von alten Häuſern in Montreal und Quebek, und ein Fremder, beſonders ein brittiſcher Unterthan, findet eine ſehr freundliche Aufnahme bei ihnen.

Im Herbſt ſind, wegen der niedrigen Lage an einem großen Moraſt, die Wechſelfieber hier ſehr gemein.

Die Bay bei Kingſton hat guten Ankergrund und iſt der ſicherſte und bequemſte Hafen am Ontario. Nächſt dieſer ſoll an der Südſeite die Sodus-Bay und die von Toronto an der Nordſeite (letztere iſt mit Niagara unter gleicher Polhöhe) die beſten ſein; ſie ſind aber am Eingang verſandet, und nur für Schiffe, die nicht mehr als 5 bis 6 Fuß Waſſer ziehen, ohne Gefahr. Bei Kingſton iſt ein königliches Schiffswerft, und noch eins das Privateigenthum iſt; die meiſten Schiffe, die den Ontario befahren, werden hier gebaut. Als wir über den Ontario fuhren, befanden ſich auf demſelben drei Schiffe von der königlichen Marine von 200 Tonnen Laſt, die 8 bis 12 Kanonen führten, desgleichen auch einige Kanonenboote; dem Traktat mit den vereinigten Staaten zufolge ſollen ſie aber alle bis auf eins abgetakelt werden. Ein Kriegesſchiff hat immer vollauf zu thun auf dem See, um die Geſchenke für die Indianer, die Vorräthe für die Truppen, und dieſe ſelbſt, wenn ſie einander von den verſchiedenen Poſten ablöſen, zu tranſportiren. Jeder Officier der auf den Außenpoſten Dienſte thut, hat bei der Ueberfahrt dahin auf dem Kriegesſchiffe freien Tranſport für ſeine Bagage; auch können die Officiere, wenn der Dienſt es erlaubt, von einem Hafen zum andern Fracht, und ſo auch Paſſagiere, mitnehmen, welches zu ihren Sporteln gehört. Wo ein Militär-Poſten iſt, da ſteht der Schiffsofficier unter den Befehlen des daſelbſt commandirenden Officiers, und darf ohne deſſen Erlaubniß nicht vom Bord gehen. Die Schiffsofficiere ſind faſt alle, den Kommodore mit eingeſchloſſen, franzöſiſche Kanadier und machen ein beſonderes Corps aus; ihre Uniform iſt blau und weiß mit großen gelben Knöpfen, worauf ein Biber geprägt iſt, mit der Umſchrift, Kanada.

Auf dem Ontario ſind immer mehrere verdeckte Kauffartheiſchiffe, Schooner und Schaluppen von 50 bis 200

Tonnen Laſt und eine Menge großer Bateaux in Bewegung. Zur Befahrung deſſelben taugen nur entweder Seeboote oder ganz flach gebaute Fahrzeuge wie Bateaux und Kanots, die ohne Gefahr auf den Strand laufen können. Die Bewohner der vereinigten Staaten haben jetzt bloß Bateaux auf dem See, und da ihre Häfen alle ſo ſchlecht ſind, ſo fragt ſichs, ob ſie jemals andere Fahrzeuge dazu brauchen werden. Die großen brittiſchen Schiffe gehen größtentheils zwiſchen Kingſton und Niagara, und legen ſelten anderswo als an einem von dieſen beiden Orten an.

Auf dem Ontario — und noch mehr auf den entfernten Seen — Schiffe zu bauen und auszurüſten, iſt ſehr koſtbar, weil alles Eiſen und Tauwerk aus Großbrittannien kommt. Doch wird man ohne Zweifel, wenn das Land erſt bevölkerter iſt, alle dieſe Bedürfniſſe hier an Ort und Stelle haben können, denn in Ober-Kanada iſt der Boden zum Hanfbau ſehr tauglich, und Eiſenerze hat man ſchon an mehrern Orten gefunden. Im Kleinen wird bereits Hanf gebauet, aber Eiſengruben, die, wie alle Bergwerke die noch entdeckt werden möchten, ausſchließendes Eigenthum der Krone ſind, ſind noch nicht eröffnet, weil die Regierung es bis jetzt rathſam gefunden hat, die Betriebſamkeit der Einwohner ungetheilt auf den Ackerbau hinzurichten. Auf dem Gebiet der vereinigten Staaten hingegen, deren Bewohner gern alles ergreifen was Gewinn hoffen läßt, hat man ſchon Nachforſchungen nach Eiſenerzen angeſtellt, welche ſehr glücklich ausgefallen ſind, und da ſie wahrſcheinlich die erforderlichen Werke anlegen werden, die dann das Eiſen zu weit beſſeren Preiſen würden liefern können, als das Europäiſche in Unter-Kanada verkauft werden kann, ſo wird man wahrſcheinlich auch unſererſeits den Bergbau bald begünſtigen, um den vereinigten Staaten einen ſo einträglichen Handelszweig nicht allein zu überlaſſen. In den entfernten Gegenden von Ober-Kanada iſt Kupfer häufiger, und

da es auch leichter zu gewinnen iſt, als alles bis jetzt entdeckte Eiſenerz, ſo wird man ſich deſſen wohl, wo es irgend die Stelle des Eiſens vertreten kann, lieber bedienen. An den Ufern eines Fluſſes, der an der Süd-Weſt-Seite in den oberen See fällt, ſo wie auch auf den öſtlichen Inſeln dieſes Sees, hat man gediegenes Kupfer in großen Klumpen gefunden. Ich ſah in Niagara ein Stück das mehrere Unzen ſchwer, und ſo rein war, als ob es geſchmiedet wäre, und dies war auf einer von dieſen Inſeln nur von einer größern Maſſe abgeſchlagen, die wenigſtens 40 Pf. gewogen haben muß. Faſt an allen Felſen auf dieſen Inſeln ſieht man reiche Kupfergänge, und Erz das dem Vitriol gleicht, findet man in tiefen Betten nahe am Waſſer. In ein Paar Stunden Zeit, könnte hier ein Bateau ſeine ganze Ladung Erz einnehmen, und damit in weniger als 3 Tagen bis an die Straße von St. Mary kommen; wenn man es von hier ein Paar Stunden Weges weit zu Lande fortſchaft, ſo kann es hernach in größere Schiffe geladen werden, und ohne weitere Schwierigkeit oder Aufenthalt in 6 Tagen in Niagara ſein.

Indeſſen iſt nicht bloß der Bau und die Ausrüſtung der Schiffe auf dem See koſtbar, ſondern auch ihre Unterhaltung: denn ſie nutzen ſich weit ſchneller ab, als Schiffe auf dem Ocean, welches man der Kälte des Waſſers zuſchreibt; und dann ſind auch Matroſen nicht anders als zu ſehr hohem Lohn zu haben, und man muß ihnen, die 5 Monate, da die Schiffe des Eiſes wegen ſtill liegen, noch dazu für voll bezahlen. Man verſchreibt ſie größtentheils aus den Seehäfen; weil zu dieſer ſehr gefährlichen Schiffahrt keine andere als die geſchickteſten und erfahrenſten Leute taugen.

Der Ontario iſt der öſtlichſte von den vier großen Seen, durch welche die Grenzlinie zwiſchen den vereinigten Staaten und Ober-Kanada geht. Er iſt von Oſten nach Weſten 120 Meilen lang, ſeine größte Breite iſt 70 Meilen, und ſeine Oberfläche iſt auf 2,390000 engli-

ſche Morgen berechnet. Er friert im Winter nur im Angeſicht des Landes, die Bayen aber und die Flüſſe die ſich in ihn ergießen, gehen immer zu. Dieſer See iſt weit weniger ſtürmiſch als die andern, und nach Verhältniß ſeiner Größe außerordentlich ruhig. Am erſten Abend unſerer Reiſe, war auch nichts, das einer Welle ähnlich war, zu ſehn, und auch in der Folge waren ſie nie ſo hoch, daß ſie irgend einem Reiſenden den kleinſten Anfall von Seekrankheit verurſacht hätten. Das Waſſer iſt von gutem Geſchmack, und man trinkt unterweges kein anderes. Die Tiefe iſt überall beträchtlich, und an einigen Stellen unergründlich. Dies giebt dem Waſſer, wenn man über Bord ſieht, eine ſchwärzliche Farbe; es iſt aber nichts deſto weniger ſehr klar, und man kann etwas weißes, das über Bord geworfen wird, mehrere Klafter tief unter der Oberfläche verfolgen. Indeß iſt er hierinn mit dem Oberen-See nicht zu vergleichen, wo man, nach Herrn Carver's Bericht, bei windſtillem Wetter die Geſtalt der Steinmaſſen auf dem Boden unterſcheiden kann, und deſſen Waſſer ſo rein und durchſichtig iſt, daß wenn man hineinſieht, das Kanot in der Luft zu ſchweben ſcheint.

Nicht nur die Indianer, ſondern auch viele von den älteſten Weißen, die an den Küſten des Ontario wohnen, behaupten ſteif und feſt, das Waſſer ſteige und falle abwechſelnd alle ſieben Jahr, andere leugnen dieſen periodiſchen Wechſel. Nach allem, was man von andern großen inländiſchen Gewäſſern weiß, wäre dies eine in ihrer Art beiſpielloſe Erſcheinung, ſo daß ich in Verſuchung bin, dies Vorgeben für eine bloße Einbildung zu halten. Ein Mann der nahe bei Kingſton, dicht am Ufer des Sees, wohnt, und zu ſolchen Beobachtungen mehr Muße hat, als die meiſten Einwohner, ſagte mir ebenfalls, er beobachte nun den See ſeit beinahe 14 Jahren, und er glaube auch nichts von der Sache. Einige ſehr alte Leute in ſeiner Gegend hätten zwar früh genug vorhergeſagt, das Jahr 1795 würde das hohe Jahr ſein, und das Waſſer

habe wirklich im Sommer eine ungemeine Höhe erreicht. Indeß ſchreibe er dies zufälligen Urſachen zu. Auch hatten dieſelbigen Leute damals einſtimmig behauptet, das Waſſer ſei nicht höher als es im hohen Jahre immer zu ſein pflege, und doch habe es eine wenigſtens 30 Jahr alte Baumgruppe zerſtört, der früher das Waſſer nichts angehabt habe, woraus man alſo ſehen könne, wie viel auf ihre Beobachtungen zu geben ſei. Indeſſen ſcheint mir dieſes Faktum für keine Seite beweiſend zu ſeyn. Herr Carver ſagt, die Franzoſen hätten an dem Waſſer in der Straße Michillimakinak, zwiſchen den Seen Michigan und Huron, ein eben ſolches Steigen und Fallen beobachtet, das ſeine Periode in 15 Jahren vollende, und, fügt er hinzu, die Engländer ſind bis itzt noch nicht lange genug im Beſitz dieſes Forts geweſen, um jene Behauptung zu beſtätigen oder zu widerlegen. Leider iſt auch ſeitdem nichts näheres darüber bekannt geworden, da Perſonen, die glaubwürdige Beobachtungen hierüber anzuſtellen im Stande wären, in dieſen Gegenden nicht lange genug an Einem Orte bleiben. Und ſo wird auch wohl, in Beziehung auf den Ontario, nicht eher entſchieden werden wie es ſich mit dieſer Naturerſcheinung verhält, bis bei mehrerer Bevölkerung Leute hier ſein werden, die für Unterſuchungen ſolcher Art mehr Muße und mehr Sinn haben werden, als die itzigen, die bloß an Ackerbau und Handel denken. Es kommt nehmlich hiebei auf ſehr genaue Beobachtungen an: wie viel Regen gefallen, wie ſich die Ausdünſtung und der Stand des Windes verhalten, deren Maaß und Richtung auf die Höhe des Waſſers in allen dieſen Seen einen weſentlichen Einfluß hat. So ſah ich ſelbſt bei Fort Erie das Waſſer in wenigen Stunden volle 3 Fuß fallen, als der Wind ſich plötzlich aus Weſten, woher er einige Tage geweht hatte, nach Oſten drehte. Auch müßten dieſe Beobachtungen an mehreren Orten des Ufers zu gleicher Zeit angeſtellt werden, weil das Waſſer aus unbekannten Urſachen

an einigen Stellen beträchtlich vorrückt und an andern zurückweicht. Zwiſchen dem Steinhauſe in Fort Niagara und dem See war, als jenes erbaut wurde, ein großer Garten, jetzt beträgt der Zwiſchenraum gewiß nicht mehr als 90 Fuß. Eine Waſſerbatterie, die erſt am Anfange des gegenwärtigen Krieges unten am Ufer außerhalb der Wälle erbaut wurde, iſt ſeit zwei Jahren ſo weggeſchwemmt, daß keine Spur davon übrig iſt.

Außer dieſem ſiebenjährigen Steigen und Fallen, wollen einige noch ein anderes bemerkt haben, welches in 24 Stunden mehreremahle wiederkehre. Mehrere von meinen Gefährten auf dem Schiffe behaupteten, daß dies in der Canti Bay ganz regelmäßig geſehen würde, und daß ſie ſelbſt auf einer Mühle am Eingang derſelben, das Waſſer alle 4 Stunden um 14 Zoll hätten ſteigen ſehen. Da man aber hievon weder in Niagara und Kingſton, noch an den offenen Küſten des Sees etwas weiß, ſo iſt es bloß dem großen Einfluß zuzuſchreiben, den auch die geringſte Veränderung des Windes auf dieſe nach oben zu immer enger werdende Bay äußert, und man wird ſelten finden, daß der Wind in den nächſten zwei Stunden eben ſo ſtark iſt, als in den vorhergehenden. Ob man, auch bei vollkommener Windſtille, wo es ſich am deutlichſten zeigen müßte, wenn es eine regelmäßige Ebbe und Fluth wäre, das nehmliche beobachtet hat, habe ich nicht erfahren können.

Ich komme nun zur Geſchichte unſerer Reiſe zurück. Wir dingten uns ſchon den Tag nach unſerer Ankunft in Kingſton auf einen Schooner von 180 Tonnen Laſt ein, der nur auf guten Wind wartete, um nach Niagara abzugehn. Man bezahlt für die Fahrt über den See in der Kajüte 2 Guineen, und halb ſo viel wenn man ſich im Steuermanns-Raum behelfen will; dies iſt ein leidlicher Preis, weil man dafür zugleich beköſtigt wird. Der Kapitäns-Tiſch, in der Kajüte, war ſehr gut beſetzt, wir hatten Porter- und Xeres-Wein, und Branntweine

aller Art. Die Fracht für Güter iſt verhältnißmäßig theurer. Man zahlt für die Tonne (zweitauſend Pfund an Gewicht) 36 Schilling Sterling, das heißt, beinahe eben ſo viel, als man vor dem jetzigen Kriege für die Fracht übers Atlantiſche Meer bezahlte; indeß iſt es nicht zu viel, wenn man alles in Erwägung zieht, was die Schiffahrt hier vertheuert.

Am 7ten September, Nachmittags, ward der Wind günſtig, die Paſſagiere wurden an Bord gefordert, die Anker gelichtet, und in wenig Minuten waren wir auf dem See. Die erſten anderthalb Meilen iſt die Ausſicht ſehr beſchränkt, wegen der vielen großen Inſeln linker Hand, ſobald man aber um eine vorzüglich weit hervorragende Landſpitze herumkommt, öffnet ſich eine weite Ausſicht auf dem See, die an einem hellen ſtillen Abend, wenn die Sonne hinter den hohen Waldbäumen an der Küſte untergeht, ausnehmend groß und ſchön iſt. Nach wenigen Stunden legte ſich der Wind, und wir rückten die Nacht über nur wenig vor; am 8. früh erhob ſich eine friſche Luft, und vor Mittag hatten wir das Land aus dem Geſicht verloren. Unſere Reiſe war nun von einer Seereiſe gar nicht unterſchieden. Das Schiff wurde nach dem Kompaß geſteuert, das Log regelmäßig ausgeworfen, der Weg im Tagebuche verzeichnet, und über alles an Bord Buch geführt. So ſegelten wir ohne Land zu ſehen bis den 9. Abends, da wir die blauen Hügel in der Gegend von Toronto an der nördlichen Küſte anſichtig wurden; die uns aber auch bald wieder aus dem Geſichte kamen. Dieſe Hügel ausgenommen, ſind die Ufer überall flach und ſandig, daher man das Land immer in wenigen Stunden aus dem Geſicht verliert. Am 10ten bei Tagesanbruch, ſahen wir Fort und Stadt Niagara zur Linken vor uns, und hofften in wenigen Stunden vor der Stadt zu ſein, als wir aber an die, bei der Mündung des Niagara befindliche Untiefe kamen, drehte ſich der Wind plötzlich; vergebens verſuchten wir hinüber zu laviren,

viren; wir wußten 2 Meilen vom Fort Anker werfen. Dieſes zeigt ſich vom Waſſer aus ſehr vortheilhaft, die Stadt aber ſieht armſelig aus, da ſie dem Fluß ganz parallel läuft, und man alſo nur einige ſchlechte Häuſer ſieht die vorn an liegen. Wir frühſtückten, kleideten uns an, und wurden mit mehreren Paſſagieren die an Land gehen wollten, im kleinen Boot bei Miſſiſſaguis-Point ausgeſetzt, von wo man nach der Stadt einen angenehmen Spaziergang hat, etwa eine Meile lang, und zum Theil durch Wald.

Die Miſſiſſaguis-Spitze hat ihren Namen von den Miſſiſſaguis-Indianern, die immer in großer Anzahl dort gelagert ſind. Dies iſt ein ſehr zahlreicher Stamm, welcher die Küſten des Ontario bewohnt. Man hält ſie für die beſten Jäger und Fiſcher, aber, obgleich die Männer alle ſehr ſtämmig ſind, für nicht ſo kriegeriſch als andere Nationen in dieſer Gegend. Sie ſind dunkler von Farbe als alle Indianer die ich kennen gelernt, und manche ſind faſt ſo ſchwarz als Neger. Sie ſehn überaus ſchmutzig und unreinlich aus; die Weiber ſalben Haare, Nacken und Geſicht ſo reichlich mit Thran und ranzigem Fett, daß man ihnen zumal in warmen Tagen um des unerträglichen Geruchs willen gern auf mehr als drei Schritte weit vom Leibe bleibt. Bei unſerer Ankunft in Niagara, fanden wir ſie in großer Anzahl truppweiſe in den Straßen zerſtreut, und betrübt über den Verluſt eines ſehr erfahrnen und beliebten Anführers, Namens Wompakanon. Dieſer war bei einer Schlägerei in Toronto oder York, bei welcher Stadt ihr größtes Dorf liegt dem Vernehmen nach von einem Weißen getödtet worden. Die übrigen Anführer hatten deshalb gleich ihre Krieger verſammelt, und waren hieher nach Niagara gekommen, um ſich bei dem Gouvernement förmlich zu beſchweren. Um ſie zu beſänftigen, hatte der kommandirende Offizier ganz anſehnliche Geſchenke unter ſie austheilen laſſen, unter andern viel Lebensmittel und nicht wenig Rum; davon hatten ſie den Tag vorher, wie gewöhnlich,

tapfer geſchmauſet, ſchienen aber nun, da der Rum verzehrt und verraucht war, den Tod ihres armen Wompakanon ſehr tief zu fühlen. Aus Beſorgniß es mit der Regierung zu verderben, getraueten ſie ſich freilich nicht ſich durch offenbare Thätlichkeit zu rächen; indeß verſicherte mich ein Bekannter, der beim Indianiſchen Departement in Dienſten ſteht, daß ſo etwas bei ihnen nur durch Blut gebüßt werden könne, und daß ſie um den Tod ihres Anführers zu rächen, bei der erſten günſtigen Gelegenheit, ſollte es auch erſt nach 20 Jahren ſeyn, einen Weißen, und vielleicht einen ganz unſchuldigen, umbringen würden.

Die Miſſiſſaguis bringen in Kingſton, Niagara und anderen Städten am See reichlich Fiſche und Wildpret zu Markte, und vertauſchen es gegen Rum und Brodt. Wir wurden in Kingſton einmal mit einer ſehr großen vortreflichen Rehkeule und einem Lachs der wenigſtens 15 Pfund wog, bewirthet, welches beides unſer Wirth für eine Flaſche Rum und ein Brodt gekauft hatte, ein Handel mit dem der Indianer ſehr zufrieden geweſen war. Den Lachsfang treiben ſie gewöhnlich bei Nacht. Ihrer zwei ſetzen ſich in ein Kanot, der eine ſitzt am Hintertheil und rudert, der andere ſteht neben einer angezündeten Kienfackel am Vordertheil mit dem Wurfſpieß in der Hand. Das Licht lockt die Fiſche herbei, er wirft nach ihnen und verfehlt ſie ſelten. Der Ontario und alle Flüſſe, die ſich in dieſen See ergießen, haben vortreflichen Lachs im Ueberfluß, desgleichen viele andere Seefiſche die den Lorenzſtrom heraufkommen, nächſt dem giebt es in dieſen Gewäſſern auch ſo vielerlei Süßwaſſer-Fiſche, daß gewiß viele Gattungen noch gar nicht benannt ſind. Der Lorenzſtrom iſt ebenfalls überall ſehr fiſchreich; viele behaupten daher, daß, wenn man die Fiſcherei, und namentlich den Lachsfang gehörig betriebe, dies für die Provinz eben ſo einträglich ſein würde, als der Pelzhandel. Man will auf dem Ontario auch große Amphibien, Seewölfe und Seekühe,

Thiere, die gewöhnlich ein bis zweitauſend Pfund wiegen, geſehen haben. Daß grade dieſe vorhanden ſind, ſcheint noch zweifelhaft, ſo viel aber iſt gewiß, daß man bisweilen, bei der Fahrt über den See, Thiere von ungeheurer Größe auf dem Waſſer ſpielen ſieht. Unter den größern Fiſchen iſt der Stör der gewöhnlichſte, und man findet ihn auch in Land-Seen, die keine Gemeinſchaft mit dem Meere haben; er iſt jedoch nur des Thranes wegen ſchätzbar, aber gar nicht wohlſchmeckend, wie denn überhaupt nordwärts vom James Fluß in Virginien der Stör von ſchlechtem Fleiſch und kaum zu genießen iſt.

Der Niagara Strom kommt gerade von Süden und fällt 30 Meilen oſtwärts vom weſtlichen Ende des Ontario in dieſen See. Er iſt an der Mündung 900 Fuß breit, und bei weitem der größte unter den Flüſſen die ſich in den Ontario ergießen. Auf der öſtlichen Seite liegt das Fort, welches jetzt den vereinigten Staaten gehört, und gegenüber die Stadt, die noch immer Niagara heißt, ob ſie gleich erſt Lenox, dann Naſſau und nur ſeit kurzem auf Anordnung der Legislatur Newark heißen ſollte. Schade daß man die großen volltönenden Indianiſchen Namen verdrängen will. Newark, Kingſton, York ſind ein ſchlechter Erſaz für Niagara, Cadaragui, Toronto. Niagara iſt bis jetzt die Hauptſtadt von Ober-Kanada geweſen, und iſt es noch; es war aber bereits vor unſerer Ankunft Befehl ergangen, daß der Sitz der Regierung nach York verlegt werden ſollte, weil dieſe Stadt, als weiter von der Grenze der vereinigten Staaten entlegen, ſich beſſer zum Verſammlungsorte für das Geſetzgebende Landes-Kollegium ſchicke. Mit dieſer Maßregel iſt man aber nichts weniger als allgemein zufrieden, weil in Niagara für das geſellige Leben ſchon weit mehr geſchehen iſt; und da der Gouverneur, der die Sache in Anregung brachte, itzt abgerufen worden iſt, ſo glaubt man, daß nichts daraus werden wird. Die Verlegung nach Toronto ſollte übrigens nur ein vorläufiger Schritt ſein; der eigentliche Plan aber war am Trenche-

Fluß, der in den St. Clair fließt, und jeẓt die Themſe benannt worden iſt, eine neue Stadt zu bauen, ihr den Namen London beizulegen, und dieſe zum Siẓ der Regierung zu machen. Das Lokal hat mancherlei Vortheile; die Stadt läge an einem ſchönen ſchiffbaren Fluß, in einer geſunden fruchtbaren Gegend, mitten in der Provinz, und hätte nach allen Seiten hin eine große Waſſerkommunikation. Es giebt bereits einige Niederlaſſungen an den Ufern dieſes Fluſſes und es zieht ſich eine Menge neuer Anſiedler nach dieſer Gegend hin, ſo daß vielleicht in Zukunft einmal die Hauptſtadt der Provinz dort ſehr wohl gelegen ſein würde; aber jeẓt gleich den Siẓ der Regierung an einen Ort zu verlegen, der noch zur Zeit nichts beſſer als eine Wildniß iſt, das würde für das Publikum unzählige Unbequemlichkeiten haben, ohne den geringſten weſentlichen Vortheil zu bringen.

Die Stadt Niagara enthält außer den unentbehrlichſten öffentlichen Gebäuden etwa 70 größtentheils hölzerne Häuſer; die zunächſt nach dem See hin gelegenen ſind armſelig; in der obern Stadt ſind einige, worin die vornehmſten Beamten wohnen, gar nicht übel. Die meiſten Perſonen, welche in Ober-Kanada Aemter bekleiden, ſind Engländer, und Leute von Erziehung, und das muß die Hauptſtadt zu einem angenehmen Aufenthalt machen, ſie liege übrigens wo ſie wolle. Wenige Orte in Amerika können ſich rühmen ſo ſchnell als dieſe kleine Stadt emporgekommen zu ſein, der größte Theil der Häuſer iſt erſt ſeit fünf Jahren erbauet, und noch immer vergrößert ſich der Ort, weil auch der Handel mit dem Hinter-Lande, längs der Küſte der obern Seen, der ohne Ausnahme über Niagara geht, immer zunimmt, und die Einwanderung aus dem Gebiete der vereinigten Staaten immer noch fortdauert. Die Menſchenzahl vermehrt ſich hier und in der Gegend umher ſo ſchnell, daß Bauſtellen, Vieh, Lebensmittel und alle Bedürfniſſe ſeit drei Jahren um 50 pro Cent im Preiſe geſtiegen ſind.

Die Ufer des Niagara ſind ſteil und hoch, und haben auf beiden Seiten große Ebenen. Die Stadt ſteht auf dem weſtlichen Ufer, ſie hat eine ſchöne Ausſicht auf den See und die Küſten, und ihre Lage iſt für das Auge ſehr angenehm. Da ſie ſo ſehr über die Waſſerfläche erhaben iſt, ſollte man meinen ſie müſſe auch geſund ſein; aber leider verhält ſich dies ganz anders. Als wir in die Stadt kamen, mußten wir vor vier verſchiedenen Wirthshäuſern vorſprechen, ehe wir Quartier fanden, indem die Leute überall ſo krank am Fieber waren, daß ſie uns nicht aufnehmen konnten, und in der ganzen Stadt war kein Haus ohne Kranke dieſer Art; in manchem lag die ganze Familie, und im Fort war die ganze Garniſon bis auf einen Korporal und neun Mann außer Stande Dienſte zu thun. Uns war unter dieſen Umſtänden natürlich ſehr bange für uns ſelbſt; man verſicherte uns aber, es habe jetzt keine Gefahr mehr, die Krankheit ſei in ihrer letzten Periode und ſeit vierzehn Tagen kein Geſunder damit befallen worden. Zur Vorſicht nahmen wir jedoch des Morgens nüchtern ein Glas Branntwein mit einem Theelöffel voll China, welches man für das beſte Präſervativ hält. Aber nicht Niagara allein, ſondern ganz Ober-Kanada und die zu den vereinigten Staaten gehörenden ſüdlichen Küſten der Seen ſind eben ſo ungeſund. In der Mitte des Juli fängt die Krankenzeit an und hört erſt zu Anfang Septembers auf, wenn die Nächte anfangen kalt zu werden. Intermittirende Fieber ſind die gewöhnlichſten, in einigen Gegenden hat man aber auch anhaltende, und ganz beſondere Arten davon, die gewiſſen Strichen eigenthümlich ſind, und deren Natur noch gar nicht gehörig unterſucht und beſtimmt iſt. So giebt es ein beſonderes bösartiges Fieber am Geneſee, (der von Süden her in den Ontario fließt) welches man nur das Geneſeefieber nennt, und woran jährlich viele Menſchen ſterben; ein anderes am Miami, der in den Erie-See fällt. Aerzte ſind im Hinter-Lande von Ame-

rika überall ſehr ſelten, und wenn es auch mehrere gäbe, ſo ſind doch die Anſiedlungen ſo zerſtreut, und ſo weit aus einander, daß ſie von keinem großen Nutzen ſein könnten. Ohnerachtet ſolchergeſtalt in Krankheitsfällen auf die Hülfe der Kunſt ſo wenig zu rechnen iſt, ſo nehmen doch die Amerikaner bei der Wahl eines neuen Wohnplatzes ſelten oder nie Rückſicht darauf, ob die Gegend eine geſunde Lage hat oder nicht. So zieht von dem ſchönen und geſunden, aber in Abſicht auf den Boden etwas dürftigen, Ufer des Susquehannah alljährlich eine Menge Menſchen nach dem Geneſee, ohne ſich daran zu kehren, daß hier im Herbſt von Zehn immer Neun von bösartigen Fiebern befallen werden; aber freilich hier iſt der Boden ſo reich, daß ehe er durch den Mais mehrere Jahre hintereinander etwas ausgeſogen iſt, der Waizen, nach dem Ausdruck der Landleute, ganz in den Halm läuft; der Halm iſt oft 14 bis 15 Fuß lang und zwei Drittheile davon lagert ſich auf die Erde.

Ungefehr dreiviertel Meilen von der Stadt ſteht am Ufer des Fluſſes ein Gebäude, wo während Winters die Schiffs-Offiziere Quartier nehmen; dicht davor iſt ein geräumiger Kai zum Ausladen der Güter, und um im Winter die Schiffe vor dem Eiſe zu ſchützen. Längs dieſes Kais liegen viele große Magazine, die theils der Krone, theils Privatleuten gehören. Jenes ſteinerne Gebäude iſt jezt den Truppen eingeräumt, die ſeit der Uebergabe des Forts einſtweilen darin einquartirt ſind, bis das Blockhaus, welches oben am Ufer für ſie gebaut wird, bezogen werden kann.

Fort-Niagara ſteht unmittelbar an der Mündung des Fluſſes auf einer Landſpitze, die auf der einen Seite vom Fluß, auf der andern vom Ontario beſpült wird. Nach dem Waſſer zu iſt es palliſadirt, und hinter den Palliſaden iſt auf der Flußſeite ein großer Erdwall mit Schießſcharten, und auf der Seeſeite ein großes ſteinernes befeſtigtes Haus. Nach der Landſeite hin ſind

mehrere Batterien, Reduten und Parallelen, und an den Thoren und einigen andern Plätzen ſtarke Blockhäuſer angelegt. Das Fort mit ſeinen Außenwerken nimmt etwa fünf Morgen Landes ein, und erfordert eine Garniſon von 500 Mann und 30 bis 40 Stück ſchweres Geſchütz. Die Garniſon, welche die Republik darin unterhält, beträgt aber nur 50 Mann, und in dem ganzen Fort befinden ſich nur vier kleine Feldſtücke, die an den vier Ecken aufgepflanzt ſind. Dieſes Fort iſt von den Franzoſen erbaut worden, und gehörte mit zu der großen Kette befeſtigter Poſten, die längs den Seen und weſtlichen Gewäſſern angelegt waren. Sie bauten hier zuerſt das vorgedachte ſteinerne Haus, nachdem ſie ſich von den Indianern ein förmliches Verſprechen hatten geben laſſen, daß die Bauleute während der Arbeit nicht geſtört werden ſollten. Die Indianer bewilligten dies um ſo eher, als es ihren Begriffen nach höchſt ungaſtfreundlich geweſen ſein würde, einigen Kaufleuten ſo viel Platz zu verſagen, daß ſie ein Haus bauen könnten, um ſich gegen die Witterung zu ſchützen: ſie waren aber höchlich verwundert, als aus dem Hauſe ein Gebäude wurde, dergleichen ſie zuvor noch nie geſehen hatten. Nun hätten ſie die Fremden gern aus ihrer Wohnung vertrieben, es aber war zu ſpät. Im Flur des Hauſes war ein Brunnen gegraben, und überhaupt war es auf den Fall einer Belagerung mit allem Nöthigen verſehen. Nach und nach wurden die andern Werke errichtet, um das Haus zu verſtärken, und im Jahr 1759 war der Ort ſo feſt, daß er eine Zeitlang den Truppen unter dem Kommando des Sir William Johnſton widerſtehen konnte. Seitdem das Fort in brittiſchen Beſitz gekommen iſt, ſind die Werke noch ſehr vermehrt worden. Das ſteinerne Haus iſt ein geraumiges Gebäude, und iſt jetzt, wie es auch ehedem war, zum Quartier für die Stabs-Offiziere eingerichtet. Hinten hinaus iſt ein großer Saal, der eine herrliche Ausſicht auf den See und die fernen Berge bei Toronto

hat. Ehedem war dies der Speiſeſaal der Offiziere und als ſolcher immer ſehr reinlich und elegant. Die amerikaniſchen Offiziere aber ſpeiſen lieber in einer von den Küchen, und der ſchöne Saal verfällt ganz. Ueberhaupt ſieht es jetzt im ganzen Fort, von einem Ende bis zum andern, überall ſchmutzig aus, und die Soldaten haben kein beſſeres Anſehn als ihre Quartiere. Wir beſahen das Fort an einem Sonntag Morgen, und obgleich an dieſem Tage überall, ſelbſt in den vereinigten Staaten, die Soldaten beſſer angekleidet zu ſein pflegen, als ſonſt, ſo waren ſie doch größtentheils ſo ſchmutzig, als hätten ſie die ganze Woche unausgeſetzt in den Tranſcheen gearbeitet: der Bart bewies, daß das Scheermeſſer ihm ſeit mehrern Tagen nicht zu nahe gekommen war, eben ſo lange ſchien das Haar nicht gekämmt worden zu ſein, die Wäſche war ſchmutzig, die Flinten roſtig und die Kleider zerriſſen. Daß die Kleider und andere Montirungsſtücke der gemeinen Soldaten nicht beſſer ſind, wunderte mich in ſo fern nicht, weil die weſtliche Armee der Staaten in jeder Rückſicht ſo ſchlecht gehalten wird; aber auf die Reinlichkeit ſollten doch die Offiziere etwas beſſer ſehen. Alle ihre Grenzgarniſonen haben mehr an Krankheiten gelitten als die brittiſchen, und hieran iſt gewiß größtentheils Mangel an Reinlichkeit Schuld, denn die Leute ſind ſo ſtark und ſo tüchtig, als ſonſt irgendwo. Die ſogenannte weſtliche Armee der Amerikaner, die vor einiger Zeit gegen die Indianer kommandirt wurde, und deren Anführer zugleich die dortige Grenze berichtigen ſollte, iſt von Anfang an unverantwortlich vernachläſſiget worden. Den General Wayne, der ſie als Chef kommandirt hatte, hörte ich ſelbſt in Philadelphia erzählen, daß, kurz nachdem ſie ihren Marſch angetreten hätten, mehr als ein Drittheil ſeiner Mannſchaft von der Ruhr befallen worden wäre, daß die Wundärzte nicht einmal Medizinkaſten gehabt, und daß er gewiß den größten Theil ſeiner Leute eingebüßt haben würde, wenn

nicht nach vielen vergeblichen Verſuchen ein junger Chirurgus die Rinde von einer Art gelber Pappel als ein gutes Heilmittel ausfindig gemacht hätte. Eben ſo ſagte er, wären ſeine Leute oft in Gefahr geweſen aus Nachläſſigkeit des Kommiſſariats auf dem Grund und Boden der Republik Mangel zu leiden. Noch vor kurzem habe es um das Proviantweſen ſo ſchlecht ausgeſehen, daß als die brittiſchen Offiziere den kommandirenden General der Republik wiſſen ließen, ſie hätten nun Befehl die Poſten zu übergeben, ſo bald er davon würde Beſitz nehmen können, dieſer ihnen zurückſagen ließ, daß wenn ſie ihm nicht bei ſeiner Ankunft an den Seen mit Proviant aushelfen könnten, er noch in vielen Wochen nicht daran denken könnte ſich in Marſch zu ſetzen. Unſer Offizier überließ hierauf der amerikaniſchen Armee 50 Tonnen geſalzenes Fleiſch; aber dennoch traf ſie erſt lange nach dem zur Ueberlieferung beſtimmten Tage an Ort und Stelle an. Dieſe Armee beſteht faſt ganz aus Irländiſchen und Deutſchen Redemptioners*), welche ſo wie ſie landeten enrollirt worden ſind, ehe ſie noch wiſſen konnten, wie viel man in Amerika, auch als ein bloßer Tagelöhner, verdienen kann. Die Landskinder, die das wiſſen und nur aufs Geld denken, hüten ſich wohl gemeine Soldaten zu werden, weil auf jede andere Art weit mehr zu erwerben iſt. Bis zur Ratifikation des letzten Traktats ſind die amerikaniſchen Pamphlets voll der gröbſten Injurien gegen die brittiſche Regierung geweſen, daß dieſe Niagara und die andern Poſten an den Seen nach der Unterzeichnung des Friedens noch immer in Beſitz behielt. Man überlegte alſo nicht, daß wenn nun die brittiſchen Truppen ſich von dieſen Poſten auf einmal zurückgezogen hätten, die Indianer, in deren Gebiet ſie liegen, ſie wahrſcheinlich zerſtört haben würden, ehe die Truppen der Republik,

*) Was Redemptioners ſind, wiſſen die Leſer aus dem ſiebenten Briefe, Seite 56 u. folg.

welche erſt mehr als hundert Meilen durch eine bloße Wildniß marſchiren mußten, davon hätten Beſitz nehmen können. Ueberdies waren die vereinigten Staaten gar nicht im Stande gleich nach dem Kriege ſo ſtarke Beſatzungen darin zu halten, als zu ihrer Vertheidigung, ſo lange ſie noch in Feindſeligkeiten mit den Indianern lebten, nöthig geweſen wären. Indeß behaupte ich freilich nicht, daß die brittiſche Regierung dieſe Poſten nur deshalb ſo lange behalten habe, um ſie zum Vortheil der Amerikaner gegen die Wilden in Schutz zu nehmen und um ihnen zehn Jahre lang die Unterhaltungskoſten davon zu erſparen; ſondern es geſchah allerdings bloß um an den Beſitz ein Unterpfand für die Erfüllung gewiſſer Bedingungen zu haben, denen ſich einige Staaten nicht gern fügen zu wollen ſchienen. Im letzten Freundſchafts- und Kommerztraktat ſind aber alle jene Bedingungen zur Zufriedenheit von Großbritannien gänzlich berichtiget, und alſo die Poſten nunmehr auch übergeben worden. Alle Zeitungen in den vereinigten Staaten rühmten es, wie rechtlich und verbindlich die brittiſchen Offiziere bei dieſer Uebergabe zu Werke gegangen wären: man fand alle Gärten gut unterhalten und in tragendem Zuſtande, und der abziehende Beſitzer hatte nicht das mindeſte vernachläſſigt.

In den vereinigten Staaten erwartete man von dieſen Poſten, unmittelbar nach der Beſitznahme, außerordentliche Vortheile, und ſtellte ſich vor, daß dadurch die Republikaner nun auf einmal von allem Handel auf den Seen Herr werden, und daß namentlich vom Pelzhandel wenigſtens drei Viertheile ihnen zufallen würden. Jetzt da ſie die Poſten wirklich inne haben, ſehen ſie ein, wie nichtig dieſe Einbildungen geweſen ſind. Es ſind dieſer Poſten vier: die Forts Oſwego und Niagara an den Mündungen dieſer beiden Flüſſe, die in den Ontario-See fallen, Fort Detroit an den weſtlichen Ufern des Detroit-Fluſſes, und Fort Michillimakinak an der

Straße gleiches Namens, zwiſchen den Seen Michigan und Huron. Von Oswego hatten wir nie den geringſten Vortheil: die Gegend umher iſt auf mehrere Meilen ein bloßer Wald, von wenigen Indianern bewohnt, die überdies ihr Pelzwerk nach Kingſton brachten, wo es ihnen wegen der Konkurrenz der Käufer, beſſer bezahlt wird; überdies ſtand der Fluß ſchon immer den Bewohnern der vereinigten Staaten offen, und ſie trieben von Neu=York aus nach dem Ontario hin Handel darauf. Sie haben alſo durch die Uebergabe dieſes Platzes nichts gewonnen, was ſie nicht auch vorher ſchon gehabt hätten, und die brittiſche Regierung ſpart die Koſten einer unnützen Garniſon von 50 Mann. In Niagara wird viel Pelzwerk aufgekauft, und der Handel iſt nicht unbedeutend, da aber die Stadt, in der er eigentlich ſeinen Sitz hat, auf der brittiſchen Seite liegt; ſo ſind auch die wenigen Kaufleute, welche innerhalb des Forts wohnten, ſo bald von der Uebergabe deſſelben nur von fern die Rede war, in die Stadt herüber gezogen. Durch den Beſitz des Forts haben alſo die Republikaner nicht das geringſte von dieſem Handel an ſich gezogen, auch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ſich am Fort Kaufleute von den vereinigten Staaten niederlaſſen werden, weil die brittiſchen Kaufleute für die europäiſchen Waaren, die den Lorenzſtrom heraufkommen, beſſere Preiſe geben können; und, was den Ankauf des Pelzwerks betrift, ſo werden die Indianer, die den Engländern in eben dem Maaße zugethan ſind, als ſie gegen den neuen Staat einen eingewurzelten Haß hegen, gewiß nicht ihre alten Freunde, die noch dazu beſſere Preiſe bezahlen, verlaſſen, um ihre Waaren ihren Feinden zuzuführen. Detroit iſt von allen übergebenen Poſten unſtreitig der wichtigſte: es iſt eine Stadt von 1200 Einwohnern. Indeſſen iſt ſeit der Uebergabe ſchon eine neue Stadt auf der andern Seite, 18 Meilen tiefer herunter, angelegt, und mehrere Kaufleute haben ſich dorthin begeben. Die Meiſten ſind zwar noch zu Detroit, aber

Bürger der vereinigten Staaten iſt faſt keiner geworden, und ſie werden ſich auch wohl, wenigſtens vor der Hand, ſchwerlich dazu entſchließen. Zu Folge des letzten Traktats, dürfen ſie ein Vierteljahr da bleiben, ohne ſich überall hierüber zu erklären, und wenn ſie dann brittiſche Unterthanen bleiben wollen, ſollen ſie nicht im geringſten beunruhigt werden, ſondern ihren Handel nach wie vor treiben können. Vom Pelzhandel werden wir alſo auch durch die Uebergabe dieſes Platzes wenig einbüßen. Michillimakinak iſt ein kleines palliſadirtes Fort auf einer Inſel. Die Agenten der Nord-Weſt-Kompagnie zu Montreal, und noch einige einzelne Kaufleute, wohnten innerhalb deſſelben, und tauſchten daſelbſt gegen europäiſche Waaren das Pelzwerk ein, welches die Indianer, die die einzigen Bewohner der umliegenden Gegend ſind, hinbrachten. Nun hat man gleich bei Räumung dieſes Forts, nicht weit davon, in der Straße St. Mary zwiſchen dem Oberen-See und dem Huron, auf der Inſel St. Joſeph ein anderes erbaut und eine kleine Garniſon hineingelegt. Freilich haben ſich in Michillimakinak verſchiedene Kaufleute aus den vereinigten Staaten niedergelaſſen; da aber der neue brittiſche Poſten dem alten ſo nahe iſt, ſo werden gewiß die Indianer ihren alten Freunden den Vorzug geben. Hieraus ergiebt ſich: daß die Einwohner der vereinigten Staaten durch den Beſitz dieſer Poſten nur einen kleinen Theil von einem einzelnen Zweige des Pelzhandels, nehmlich den auf den nähern Seen, an ſich ziehen können, daß es überſpannt iſt, von drei Viertheilen deſſelben zu reden, da der Handel auf dem Utawa, ſowohl was die Menge als was den Werth der Waaren betrift, bei weitem der wichtigſte bleibt, und endlich, daß die Republik uns von dem Handel auf den Seen überhaupt, eben auch nicht gar viel entziehen wird.

Noch kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß in militäriſcher Hinſicht die neu angelegten brittiſchen Poſten den

alten weit überlegen ſind. Der Grund des neuen Blockhauſes an der brittiſchen Seite des Niagara, iſt 9 Fuß höher als der Gipfel des Steinhauſes im amerikaniſchen Fort, und beſtreicht dieſes Fort in jedem Punkt. Die Hauptſtärke des alten Forts iſt an der Landſeite: nach dem Waſſer zu ſind die Werke ſchwach, und können mit einem einzigen Zwölfpfünder in den Grund geſchoſſen werden. Brittiſcher Seits denkt man jetzt hier an keine andere Befeſtigung als an das Blokhaus, ſollte man aber ein ordentliches Fort anlegen wollen, ſo müßte es auf Miſſiſſaguis-Point zu ſtehen kommen, wo es den Eingang in den Fluß ganz und gar kommandiren würde. Das neue Fort am Detroit beſtreicht das Fahrwaſſer weit wirkſamer als das alte in der Stadt; alle Schiffe müſſen in einer ſehr geringen Entfernung daran vorbei. Auch hatten die Franzoſen, als ſie zuerſt in dieſer Gegend vordrangen, dieſen Plaz gewählt, und ihre Werke ſchon angefangen, als das ganze Kommando von den Indianern abgeſchnitten ward. Die Inſel St. Joſeph endlich kommandirt den Eingang in den Oberen-See, da Michillimakinak nur den Eingang in den See Michigan beſtrich, der ganz im Gebiet der vereinigten Staaten liegt.

Indeß iſt ja zu hoffen, daß Großbritannien und die vereinigten Staaten Freunde bleiben, und daß wir nicht Gelegenheit haben werden, auf dieſe Grenzpoſten einen andern Werth zu legen, als ſofern ſie gute Handelsplätze ſind.

Acht und zwanzigſter Brief.

Beſchreibung des Niagara Stroms, der Waſſerfälle und der Gegend an dem ſchiffbaren Theil des Fluſſes unterhalb der Fälle.

Fort Chippeway im September.

Achtzehn Meilen von der Stadt Niagara, oder Newark, ſind die merkwürdigen Waſſerfälle im Niagara-Strom, die man mit Recht unter die größten Naturerſcheinungen in der bekannten Welt rechnet. Die Landſtraße vom Ontario nach dem Erie iſt nur ein paar hundert Schritte weit davon entfernt. Dieſe Straße geht längs dem hohen ſteilen Ufer des Fluſſes auf der brittiſchen Seite zum Theil ganz nahe am Rande derſelben, und gewährt dem Reiſenden eine große Mannigfaltigkeit der ſchönſten und erhabenſten Ausſichten. Der Strom wird je weiter hinaufwärts man kommt, nicht enger ſondern weiter; neun oder zehn Meilen von Niagara wird er eine Meile breit, und hat ſehr das Anſehen eines Sees, er ſcheint auf allen Seiten von Bergen eingeſchloſſen zu ſein, und ſeiner großen Tiefe wegen fließt der Strom ſo ſanft, daß man von dem hohen Ufer herab die Strömung kaum bemerkt. So breit bleibt er ein bis zwei Meilen weit, dann erſcheint das Waſſer auf einmal zwiſchen den Bergen zu beiden Seiten eingeengt. Von hier bis zu den Fällen hinauf, iſt die Strömung ſehr ungleich und reißend. Am obern Ende dieſes breiten Theils, faſt unten am Fuß des Ufers, liegt ein kleines Dorf Queenstown, welches aber in der Gegend unter dem Nahmen der Landung bekannter iſt. Bis hieher können die Schiffe, welche vom See kommen, ganz ſicher fahren, hier laden ſie die Waaren aus, die höher hinauf ins Land gehen ſollen, und nehmen das Pelzwerk ein, das in den verſchiedenen Poſten am Huron und Erie aufgekauft worden iſt, und das ſie nun von hier nach King-

ſion bringen. Der Landtransport, von hier bis an den nächſten ſchiffbaren Theil des Niagara oberhalb der Fälle, beträgt 9 Meilen. Auf halbem Wege das Ufer hinan, etwa tauſend Schritt von Queenstown, liegt eine lange Reihe hölzerner Baraken, die ſich in weniger Entfernung ſehr vortheilhaft ausnehmen. Dieſe Baraken ſtehen jetzt ganz leer, und werden wohl nicht wieder gebraucht werden, bis etwa das Klima beſſer wird. Die Truppen, die man hier einquartierte, erkrankten nehmlich in wenigen Tagen, ſtarben häufig, und mußten ſchnell wieder weggenommen werden, damit nicht das ganze Regiment darauf ginge.

Von Niagara bis Queenstown iſt die Gegend in der Nähe des Stromes ſehr eben; bei Queenstown aber wird es auf einmahl bergig, und alle dieſe nach verſchiedenen Richtungen laufenden Anhöhen, ſind mit ungeheuren Eichen bewachſen, und die Straße, die ſich dazwiſchen hinzieht, iſt ſo ſteil, daß ein Reiſender nicht im Wagen bleiben kann. Jenſeits dieſer Berge kommt man wieder in ebenes Land, nur daß der Boden, der vorher ein gelblicher Kies oder Sand war, hier ein ſchwarzes, fettes, mit Lehm und Steinen vermiſchtes Erdreich iſt. Von der Spitze eines dieſer Berge, der gerade über das Dorf Queenstown hinüber hängt, hat man eine der ſchönſten Ausſichten von der Welt. Man ſteht etwas links von der Straße zwiſchen einer Gruppe großer Eichen, und ſieht wenn man hinunterblickt, die Dächer der Häuſer zwiſchen den Aeſten der Bäume, mit denen der Hügel von oben bis unten bewachſen iſt; die Schiffe, die vor dem Dorfe vor Anker liegen, hat man wenigſtens 200 Fuß unter ſich, und ſieht die Maſten wie dünne Ruthen zwiſchen dem dicken Laubwerk der Bäume hervorragen. Sieht man hinter ſich den Strom hinab, ſo kann man ihn in allen ſeinen Krümmungen bis zum Einfluß in den Ontario verfolgen, und dieſer begrenzt hier die Ausſicht, eine einzige Stelle ausgenommen, wo man am Horizont einen

ſchwachen Umriß von den Berggipfeln bei Toronto gewahr wird. Das rechte Ufer iſt noch ganz in ſeinem natürlichen Zuſtande überall mit Wald bedeckt; am linken Ufer aber erblickt man zwiſchen durch bis dicht an den Rand des Waſſers, Aecker und Bauerhäuſer. Jenſeits der Berge iſt das Land weit weniger gelichtet.

Auf den Umſtand, daß ſich in der Nähe von Queenstown ſo plözlich die Geſtalt des Landes, und zugleich auch die Breite, Tiefe und Strömung des Fluſſes auffallend ändert, hat man die Vermuthung gegründet, daß der große Waſſerfall urſprünglich an der Stelle geweſen ſein müſſe, wo der Strom ſo plötzlich zwiſchen den Hügeln eingeengt wird, und dies iſt um ſo wahrſcheinlicher, als man ſehr beſtimmt weiß, daß der Waſſerfall, ſeitdem er zuerſt von Europäern beſucht wurde, um ein beträchtliches zurückgewichen iſt, und noch immer weiter zurückgeht, wie ich bald ausführlicher melden werde.

Es war ſehr früh am Tage als wir in Geſellſchaft des General-Advokaten und eines brittiſchen Ingenieur-Offiziers Niagara oder Newark verließen, um dies große Schauſpiel zu ſehn. Bei jedem Schritte ſtieg unſere Erwartung, unſere Augen waren unverrükt nach der Gegend gerichtet, wo wir die weiße Nebelſäule erwarteten, die über dem Wäſſerfall ſchwebt, und hundertmal glaube ich ließen wir den Wagen halten, um zu horchen, ob wir nicht den fernen Donner vernähmen: indeß kamen wir bei den Bergen an, ohne etwas zu ſehen oder zu hören, und auch nachdem wir ſie überſtiegen hatten, wurde weder unſern Augen noch Ohren ihr Verlangen gewährt. Dies machte uns mißmüthig, und wir theilten uns unſere Bedenklichkeiten mit, ob nicht die wundervollen Beſchreibungen, die uns von dieſem Waſſerfalle ſo oft gemacht worden waren, vielleicht darauf berechnet wären, in entfernten Weltgegenden leichtgläubigen Menſchen etwas aufzuheften. Dieſer Argwohn wurde beinahe zur Gewißheit, als wir uns dem Ort bis auf eine halbe Meile

genähert

genähert hatten, und nun nur ſo eben den aufſteigenden Waſſerdunſt erkennen konnten, von dem Geräuſch aber noch immer nichts vernahmen. Dem ohnerachtet iſt es buchſtäblich wahr, daß man das ſchreckliche Getöſe dieſes Katarrhakts bisweilen auf 40 Meilen weit ganz deutlich hören kann, und daß die Wolke, die ſich aus dem Staubregen bildet, in noch größerer Entfernung zu ſehen iſt *); aber die Lüft muß rein und der Himmel heiter ſein, welches auch keinesweges etwas ſeltnes iſt, nur wir hatten einen feuchten, trüben Tag getroffen. Die Verbreitung des Schalles hängt ebenfalls vom Zuſtande der Atmoſphäre ab; am weiteſten hört man ihn kurz vor einem heftigen Regen, wenn übrigens der Wind aus der Gegend des Falles her weht. Wir ſtiegen in einem kleinen Dorf von einem halben Dutzend zerſtreuter Häuſer aus, welches an der Straße nach dem Erie liegt, gerade da, wo ſie dem Waſſerfall am nächſten iſt, und nachdem wir, um uns auf die bevorſtehenden Beſchwerden einigermaßen zu ſtärken, eine kleine Mahlzeit zu uns genommen hatten, gingen wir über einige Aecker nach einem tiefen mit hohen Bäumen umgebenen Grunde, aus dem dicke Wolken weißlichen Nebels emporſtiegen, wie Rauch von brennenden Reisbündeln. Als wir an den Rand dieſes Grundes gekommen waren, ſtiegen wir eine ſteile Wand von etwa 150 Fuß hinab, dann gingen wir eine Weile über einen feuchten mit dickem Gebüſch bewach-

*) Einige Zeit hernach, als wir auf einem königlichen Schiffe den Erie-See befuhren, haben wir ſelbſt die Wolke mit bloßen Augen in einer Entfernung von 54 Meilen geſehen; es war aber ein ſehr reiner und windſtiller Tag. Als der Kapitän zu uns kam, und uns eine kleine weiße Wolke am Horizont, als die über dem Katarrhakt hangende Dampfwolke zeigte, hielten wir dies für eine bloße Vermuthung. Bei genauerer Beobachtung aber ſahen wir, wie alle anderen hellen Wolken ſich bald in andere Gegenden des Horizonts zerſtreuten, nur dieſe eine blieb unverrückt auf demſelben Punkt, und als wir ſie durch ein Glas betrachteten, konnten wir deutlich wahrnehmen, wie ſie ihre Geſtalt mit jedem Augenblick veränderte, wodurch denn die Sache außer allen Zweifel geſetzt ward.

ſenen Marſchboden, und kamen an den von ſeiner ebenen Oberfläche ſogenannten Tafelfelſen. Dieſer Felſen liegt ein wenig vor dem großen Fall und iſt etwa 40 Fuß höher als die obere Fläche deſſelben. Die Ausſicht von hier iſt in der That erhaben, aber ehe ich Ihnen eine Vorſtellung davon machen kann, muß ich Sie erſt im Allgemeinen mit dem Strom und dem Fall etwas näher bekannt machen.

Der Niagara kommt aus dem öſtlichen Ende des Erie-Sees und ergießt ſich nach einem Laufe von 36 Meilen in den Ontario. Näher nach dem Erie hin iſt er etwa 900 Fuß breit, und tief genug für Schiffe, die 9 bis 10 Fuß unter Waſſer gehen; aber die Strömung iſt reißend und unregelmäßig, und das Fahrwaſſer wegen der vielen großen Felſen ſo ſchwierig, daß nur Bateaux, nicht aber andere Schiffe, ſich hierher wagen. Weiter herab erweitert ſich der Strom, man ſieht keine Felſen mehr, weder an der Seite noch in der Mitte des Fluſſes, und das Waſſer fließt gerade und eben fort, obgleich die Strömung ſehr ſtark iſt. So fließt der Strom bis Fort Chippeway, ungefehr drei Meilen oberhalb des Falles; aber hier wird das Bett wieder felſig, und das Waſſer, indem es einige Abhänge hinunter rauſcht, geräth ſo gewaltſam in Bewegung, daß wenn ein Boot nur ein weniges über Chippeway, wo ſie gewöhnlich anhalten, hinaus käme, es gewiß, noch lange ehe es bis zum Waſſerfalle hin käme, zertrümmert ſein würde. Die Wellen ſchlagen an dieſen Stellen mit ſo erſtaunlichem Ungeſtüm gegen die Felſen, daß man es von der Höhe des Ufers herab nicht ohne Schaudern anſehen kann. Indeſſen iſt das Waſſer nur an beiden Seiten ſo ſehr in Bewegung, in der Mitte iſt der Strom zwar auch außerordentlich reißend, aber die Brandung iſt doch nicht ſo gefährlich, daß nicht ein Boot, wenn es ſehr geſchickt geführt würde, bis zu einer Inſel herabkommen könnte, welche dicht an dem Katarrhakt den Fluß in zwei Arme

der Hufeiſen-Fall der Niagara

theilt. Um dahin zu kommen, muß man ſich ziemlich weit oberhalb Chippeway einſchiffen, wo der Strom noch gelinder iſt, und dann auf dem ganzen Wege genau die Mitte des Stroms halten; ſobald man auch nur im geringſten zur Rechten oder zur Linken abweicht, wird es gleich unmöglich gegen den Strom zu kämpfen; man würde mit unwiderſtehlicher Gewalt nach dem Falle hingeriſſen werden und unvermeidlich zu Grunde gehn. Noch ſchwieriger und gefährlicher iſt die Rückkehr von dieſer Inſel: dennoch ſind viele Menſchen tollkühn genug die Fahrt zu unternehmen, blos um den Katarrhakt von dieſer Seite zu ſehen, oder auch nur um ſich rühmen zu können, dort geweſen zu ſein.

Je näher dem Falle deſto ungeſtümer drängt ſich der Strom zwiſchen den Felſen durch, endlich kommt er an den Rand des furchtbaren Abgrundes, und ſtürzt ſenkrecht herunter, ohne irgendwo von Felſen aufgehalten zu werden. Dicht vor dem Falle nimmt der Fluß eine beträchtliche Beugung nach der rechten Seite, ſo daß die Linie des Falles nicht in der kürzeſten Richtung, ſondern ſchräge von einen Ufer nach dem andern, herübergeht. Das Flußbette des Stroms iſt oben am Fall um ein beträchtliches breiter als unterhalb nach dem Falle; dagegen aber ſtürzt nicht die ganze Waſſermaſſe in Einem ununterbrochenen Strom herab, ſondern die vorerwähnte größere Inſel und noch eine ſehr kleine, weiter rechts, theilen den Katarrhakt in drei verſchieden neben einander laufende Fälle. Der erſtaunenswürdigſte iſt der an der nordweſtlichen, oder brittiſchen, Seite des Stromes, gewöhnlich der große oder, von ſeiner Geſtalt der Hufeiſenfall genannt. Er iſt zwar nur 142 Fuß hoch, da die andern eine Höhe von 160 Fuß haben, aber dieſe geringere Höhe iſt wohl eben die Urſache, daß er einen ſo vorzüglich großen Anblik gewährt: denn da der Abgrund, und alſo auch das Bette des Stroms über demſelben, auf dieſerSeite um 18 Fuß niedriger iſt als auf der andern, ſo

drängt ſich bei weitem der größte Theil des Waſſers hieher, und ſtürzt, der größern Maſſe wegen, mit viel heftigerem Ungeſtüm herab, als an den beiden andern Fällen, zumal da die reißenden Stellen oberhalb des Falles gerade auch auf dieſer Seite am gewaltigſten ſind. Aus der einwärts gekrümmten Mitte des Hufeiſenfalles ſteigt jene bewunderungswürdige Dampfwolke empor, die man ſo weit ſehen kann. Die Größe dieſes Falles k nn man nur nach dem Augenmaaß beſtimmen. Nach der allgemeinen Meinung derer, die ihn am öfteſten geſehen haben, iſt ſeine krumme Linie nicht weniger als 1800 Fuß lang; die Inſel, welche die Linien des Falles unterbricht, ſchätzt man 1050 Fuß breit; der zweite Fall iſt nur 15 Fuß breit; dann kommt die kleine Inſel von etwa 90 Fuß, und hierauf der dritte oder Fort-Shlopers-Fall, der wenigſtens ſo breit als die große Inſel iſt. Die Inſeln mit einbegriffen wäre alſo die ganze Breite des Katarrhakts 4000 Fuß. Zu groß iſt dieſe Angabe gewiß nicht; einige halten die Linie für länger als eine engliſche Meile. Die Waſſermaſſe, welche den Fall herabſtürzt, iſt ungeheuer. Sie läßt ſich ſehr einfach aus folgenden Angaben berechnen, welche genau ſind, da ſie von einem ſehr kompetenten und mit dieſen Gewäſſern genau bekannten Manne, dem Kommandeur eines der königlichen Schiffe auf dem See Erie, herrühren. Wo dieſer See an ſeinem öſtlichen Ende drittehalb Meilen breit iſt, iſt das Waſſer ſechs Fuß tief, und die Strömung in der Stunde zwei Meilen; nun nimmt zwiſchen jener Gegend des Erie und dem Katarrhakt der Niagara noch verſichedene breite Bäche auf, folglich muß am Fall die Waſſermaſſe noch größer ſein, als weiter oben; wenn wir alſo annehmen, daß in jeder Minute 672,000 Tonnen herabſtürzen, ſo werden wir der Sache nicht zu viel thun.

Jezt führe ich Sie zurück auf den Tafelfelſen an der brittiſchen Seite, dicht am Rande des Hufeiſenfalles. Hier überſieht der Wanderer zuerſt die reißenden Stellen

Total-Anſicht des Niagarafalls.

der kleine Fall des Niagara

im Strome oberhalb des Falles, dann die mit dichter Waldung bewachſenen Ufer, einige Klafter weit unter ſeinen Füßen den Hufeiſenfall, weit zur Linken in der Ferne Fort-Shlopers-Fall, und endlich auch den ſchrecklichen Abgrund, in welchen er ſenkrecht hinabſehen kann, wenn er das Herz hat ſich dem Rande des Felſen zu nähern. Wie die Größe dieſer verſchiedenen Gegenſtände das Gemüth ergreift, iſt nicht zu beſchreiben, und wer zum erſtenmale hieher kommt, braucht wirklich Zeit, ehe er ſich nur ſo weit ſammelt, daß er ſich von dem gewaltigen, erhabenen Schauſpiel einigermaßen eine Vorſtellung machen kann. Das Ganze auf einmal zu umfaſſen iſt dem Auge nicht möglich; erſt nach und nach muß es ſich mit den einzelnen Theilen bekannt machen, davon ſchon jeder für ſich allein ein bewundernswürdiger Gegenſtand iſt, und ſo viel großes und erhabenes in ſich enthält, daß auch diejenigen, die oft und mit Muße das alles haben anſchauen können, doch bei jedem Beſuche neue Schönheiten und neue Wunder entdecken. Nachdem wir hier lange genug verweilt hatten, kehrten wir auf dem Wege, den wir gekommen waren, wieder zurück. Der Ingenieur, der mit allen Theilen des Kataraktes aufs genaueſte bekannt und vielleicht der beſte Wegweiſer iſt, den man finden kann, ſagte uns, man könne zwar vom Tafelfelſen eine ganze Strecke längs dem Rande der Klippen fortgehn, es wäre aber des Dickichts und der Ungleichheit des Bodens wegen höchſt beſchwerlich. Er führte uns alſo auf einem andern Wege zu einer zweiten Anſicht des Falles, gleichfalls von dem Rande einer Felſenklippe aus, wo man den Theil von Fort Shlopers-Fall, der zunächſt an der Inſel liegt, gerade vor ſich hat. Hier hat man die vollſtändigſte Anſicht des ganzen Katarhakts und kann ſich von der Lage des Abgrundes eine genauere Vorſtellung machen, als irgendwo; der Anblik iſt von hier aus ſchöner, aber wohl weniger groß, als an andern Punkten. Unſer Führer war von der Anſicht des Waſſer-

falles auf dieſer Stelle ſo hingeriſſen, daß er, um ihn von hieraus mit Genauigkeit zu zeichnen, ſich ein hölzernes Haus hat bauen und durch Ochſen hieher transportiren laſſen: dies hat er ſo lange bewohnt, bis verſchiedene Zeichnungen des Katarrhakts beendigt waren. Er zeigte uns eine davon, die ihn mitten im Winter in einem höchſt ſonderbaren Zuſtande vorſtellte. In dieſer Jahreszeit häuft ſich unten am Boden des Katarrhaktes das Eis und friert in ungeheure Wälle, während am obern Rande des Abgrundes nicht minder ungeheuere Eiszapfen, ſo groß als die Säulen eines anſehnlichen Gebäudes, herab hangen, und beinahe den Boden berühren. Von hier aus kehrten wir noch einmal durch das Gehölz, welches den Abgrund bekränzt, aufs freie Feld zurück, und kamen durch einen ſchlängelnden Fußſteig, der beinahe eine Meile lang iſt, an eine Stelle, wo man die Klippen herabſteigen und bis an den Boden des Katarrhakts gelangen kann. Unterhalb des Sturzes beſteht das Ufer des Stroms, zu beiden Seiten auf mehrere Meilen weit, aus ſchroffen oft ſenkrechten Erd- und Felſenwänden, und ſie herabzuſteigen iſt nur an zwei Stellen möglich, weil nehmlich nur dort, und ſonſt nirgends, anſehnliche Erd- und Felſenmaſſen abgebröckelt ſind, ſo daß man von einem ſolchen Abſatz bis zum andern hat Leitern anlegen können; die nächſte von dieſen Stellen, vom Hufeiſenfalle den Strom hinabwärts gerechnet, heißt die indianiſche Leiter, doch iſt es keine eigentliche Leiter, ſondern nur lange Fichtenbäume, welche die Indianer gelegt und eingekerbt haben, damit man den Fuß feſtſtellen kann; dieſe Bäume haben vom Anfange an nicht recht feſt liegen können, und jezt ſind ſie es noch weit weniger, ſo daß man dort unmöglich mit Zutrauen hinabſteigen kann. Alſo ſtiegen auch wir nicht hier, ſondern an einer andern Stelle herab, die weiter hinunter liegt, und Miſtreß Simcoes Leiter heißt, weil die Leitern für die Gemalin des letztern Gouverneurs Simcoe gelegt worden ſind. Dies ſind wirkliche und

ſtarke Leitern, ſie liegen feſt, und wegen der vielen Vorſprünge, die der Felſen hier hat, iſt keine dieſer Leitern ſo lang, daß nicht ſelbſt eine Dame ſie ohne Beſorgniß auf und abſteigen könnte. Indeß iſt es immer kein kleines Unternehmen, den ganzen Weg über an rauhen Felſen hinab zu ſteigen, und wenig Frauenzimmer möchten auch körperliche Kräfte genug haben, um es zu beſtehen. Als wir herunter kamen, befanden wir uns zwiſchen hohen Pfeilern von ungeſtalten Felſen und zwiſchen großen Erd- und Felsmaſſen, die aus der Seitenwand hervorragen, und mit Tannen und Zedern bewachſen ſind, die auf uns herab zu ſtürzen drohten. Viele von dieſen großen Bäumen ſtehen nehmlich ganz in herabgeſenkter Richtung mit der Krone nach der Erde hin, während an einem viel höhern Punkt die Wurzel ſich zwiſchen die Felſen ſo feſt geklammert hat, daß auch wenn dort Felſenſtücke abbröckelten der Stamm doch noch immer nicht fiele. Der Strom iſt hier etwas mehr als eine Viertelmeile breit, und man ſieht den Fort-Shlopers-Fall gegenüber, etwas zur Rechten, ſehr ſchön; auch das, was man vom Hufeiſenfall ſehen kann, zeigt ſich ſehr vortheilhaft, doch verbirgt die hervorragende Felſenwand beinahe die Hälfte deſſelben. Der Fort-Shloper-Fall iſt unten von einem milchweißen Schaum umgeben, der in dichten Maſſen aus dem Felſengrunde heraufſteigt, er erhebt ſich aber nicht, wie es bei dem Hufeiſenfalle geſchieht, als Rauchwolke über den Katarrhakt: doch ſtäubt der Dunſt davon weit umher und fällt auf der andern Seite des Stroms bis an Simcoes Leiter hin wie Regen herunter. Nachdem wir den Rand des Stroms erreicht hatten, gingen wir längs dem Strande hin nach dem großen Fall. Der Strand beſteht hier größtentheils aus einem horizontalen Lager von Kalkſtein, welches, ausgenommen da wo große Steinmaſſen von der Seitenwand herabgeſtürzt ſind, mit Kies bedeckt iſt. Die Kalkfelſen treten an verſchiedenen Stellen ziemlich weit in den Strom hinein; an dieſen

hervorragenden Felſenſpitzen bricht ſich die Strömung, und ſo entſtehen längs der Küſte hie und da ſehr heftige Strudel. Was oberhalb des Katarrhakts unglücklicher Weiſe in die Strömung geräth, und ſo in den Abgrund hinunter geſtürzt wird, das wirft der Strom hier wieder aus; daher liegen am Ufer große Bäume und Sägeblöcke, die von den Schneidemühlen oberhalb des Falles weggeſpült worden ſind, desgleichen große Fiſche, Eichhörnchen, Füchſe und andere Thiere mehr, umher. Das Aas verbreitet einen ſchrecklichen Geſtank und lockt die Raubvögel herbei, die immer ſchaarenweiſe über dieſer Stelle ſchweben.

Von den vielen Anekdoten, die hier auf Rechnung des Katarrhaktes erzählt werden, will ich Ihnen nur die tragiſche und unbezweifelt wahre Geſchichte eines armen Indianers mittheilen. Dieſer Unglückliche ſchlief, wahrſcheinlich berauſcht, einige Meilen oberhalb des Katarrhaktes in ſeinem Kanot, welches am Ufer befeſtigt war; ſeine Gattin ſaß nicht weit davon am Ufer. Zufälligerweiſe kommt des Weges ein Matroſe von einem der Kriegsſchiffe auf den Seen, die Indianerin gefällt ihm und er glaubt, daß ſie gar nicht Bedenken tragen werde, ſich ihm zu überlaſſen. Weil ſie aber ſtatt deſſen nach dem Kahne läuft, vermuthlich um ihren Gatten zu wecken, ſo ſchneidet der Matroſe, um dies aufs ſicherſte zu vereiteln, den Strick entzwei, an dem das Kanot befeſtigt war. Das Kanot treibt nun mit dem Strome fort, und in wenigen Minuten iſt es mitten in den reißenden Stellen. Mehrere Perſonen die weiter unten unfern dem Ufer ſtehen, werden das Kanot gewahr, und wundern ſich, es in jener gefährlichen Stelle zu erblicken. Mittlerweile weckt das gewaltige Stoßen der Wellen den Indianer, er richtet ſich auf, ſtarrt wild umher, und ſobald er die Gefahr inne wird, ergreift er ſein kleines Ruder und verſucht unter unglaublichen Anſtrengungen das Mögliche um ſich zu retten. Bald aber ſieht er, daß alles nicht hinreicht den Ungeſtüm des Stro-

mes zu überwältigen, und nun legt er mit großer Ruhe ſein Ruder bei Seite, hüllt ſich in ſeine Decke, und ſtreckt ſich ganz reſignirt in ſeinen Kahn hin. In wenigen Sekunden iſt er den Abgrund hinunter, und weder ihn noch ſein Kanot hat man je wieder geſehen. Der Strom wirft überhaupt kaum den dritten Theil von dem wieder aus, was er herabreißt.

Von Simcoes Leiter an kann man eine ganze Strecke ſehr bequem am Strande entlang gehen, je mehr man ſich aber dem Hufeiſenfalle nähert, deſto unebener wird der Weg. Hie und da, wo das hohe Ufer eingeſtürzt iſt, liegen hohe Erdhaufen, Felſen und Bäume, die bis an den Rand des Waſſers reichen, im Wege, und ohne einen Führer iſt es unmöglich hinüberzukommen; man muß faſt bis an den Gipfel hinanſteigen, und dann durch lange finſtere Klüfte auf Händen und Füßen kriechen, um zwiſchen den herabgeſtürzten Bäumen und Felſenſtücken durchzukommen. Wenn man dieſe ſchwierige Stelle hinter ſich hat, ſo muß man dicht an der Felſenwand von einer Felſenklippe auf die andere klimmen; denn es iſt hier zwiſchen der Wand und dem Strome wenig Raum, und die Klippen, über die man wegklettert, ſind von dem Staubwaſſer, welches beſtändig herabfällt, ſo ſchlüpfrig, daß man ſich äußerſt in Acht nehmen muß nicht zu fallen. Schon eine Viertelmeile weit vom Katarrhakt, hatte uns dies Staubwaſſer ſo durchnäßt, als ob wir in den Strom getaucht worden wären. Man wird durch nichts gehindert bis dicht an den Fuß des großen Falles zu gehen, ja man kann ſich ſogar hinter den Strom ſtellen, der vom Gipfel des Abgrundes herabfließt; denn das Waſſer ſtürzt von dem Rande eines vorſpringenden Felſen herunter. Auch hat unten das gewaltige Aufſchlagen des Waſſers große Hölen in demſelben ausgearbeitet, die ziemlich weit unter das obere Flußbett in den Felſen hineinragen. Ich blieb etwa zwanzig Fuß weit vom Rande des Sturzes ſtehen, nahe genug um in die Hölen dahinter zu ſehen,

aber der heftige Wirbelwind der immer am Fuß des Katarrhaktes tobt, und durch das Anrollen dieſer ungeheuern Waſſermaſſe gegen die Felſen verurſacht wird, benahm mir den Athem beinahe Ich geſtehe, ich hatte diesmal keine Luſt weiter zu gehen; und auch hernach hat keiner von uns die fürchterliche Einſamkeit dieſer Hölen erforſcht, wo der Tod jeden zu erwarten ſcheint, der kühn genug iſt, ſich in den drohenden Schlund hineinzuwagen. Worte können von der ſchauerlichen Größe dieſes Schauſpiels keine Vorſtellung geben. Alle Sinne wurden überwältigt von dem Anblick des ungeheuren Waſſerſtroms, der hier, mir ſo ganz nahe, in den ſchrecklichen Abgrund herabgeſtürzt kam, und von dem donnernden Getöſe der Wogen, die unten an den felſigen Seitenwänden der Hölen zerſchellen. Von dem ſchlüpfrigen Felſen, auf dem ich ſtand, konnte ein einziger Stoß des Wirbelwind's mich fortreißen und in den Abgrund hinunterſchleudern, aus dem alle menſchliche Macht mich nicht zu retten vermocht hätte! dieſer Gedanke ließ mich die Abhängigkeit der armen hülfloſen Sterblichen tief im Innerſten fühlen, und mit Ehrfurcht an die Macht deſſen gedenken, der dem Waſſer gebietet.

Seitdem die Europäer den Katarrhakt zuerſt kennen gelernt haben, hat er ſich beträchtlich zurück, den Strom aufwärts gezogen, weil das Waſſer ſelbſt den Felſen, an welchem es hinunterſtürzt, je länger je mehr zerſtört. Durch das unabläſſige Herabfallen des Waſſers, wird nehmlich der Felſen zuerſt unten mürbe gemacht und weggeſpült, und dann bricht der Obertheil, der ſolchergeſtalt untergraben wird, von dem Gewicht des hinüberſtürzenden Waſſers ab. Von den jetzigen Bewohnern der Gegend bezeugen mehrere, daß er ſeit ihren Lebzeiten merklich zurückgegangen iſt. Der ſchon erwähnte Befehlshaber der königlichen Schiffe auf dem Erie-See, der ſeit 30 Jahren dort angeſtellt iſt, erzählte mir, als er zuerſt hieher gekommen, ſeien die jungen Leute oft auf die Inſel zwiſchen den Fällen gefahren, und wenn ſie dort geſpeiſt,

hätten ſie ſich herausgefordert, in den Strom bis an gewiſſe große Felſen nicht weit vom Rande des Katarrhakts zu gehen, und manche haben ſich ſchon über dieſe Felſen hinaus gewagt. Jetzt iſt von dieſen Felſen keine Spur mehr übrig, ſondern wer ſich nur 5 Fuß weit von der Jnſel in den Strom wagen wollte, würde unvermeidlich von ihm fortgeriſſen werden. Jch habe ſchon weiter oben Vermuthung geäußert, daß der Katarrhakt anfänglich bei Queenstown geweſen ſey, und je genauer man den Lauf des Fluſſes von der jetzigen Stelle des Katarrhaktes an, unterſucht, deſto mehr Spuren findet man, welche dieſe Meinung beſtätigen. Es liegen nehmlich vom Falle an bis nahe bei Queenstown hie und da im Strome große Felſenſtücke, und die Wände des Ufers ſind ausnehmend zackig. Beides beweiſet offenbar, daß längs dieſem Theile des Stromes eine große Zerſtörung vorgegangen ſein muß, und welcher Urſach dieſe zugeſchrieben werden müſſe, ſieht man aus den deutlichen Spuren der Wirkung des Waſſers, auf die Wände des Ufers in einer ſolchen Höhe, zu der ſich auch bei dem höchſten Waſſerſtande der Strom jetzt nicht mehr erheben kann. Unleugbar muß alſo hier das Bette deſſelben ehedem weit höher geweſen ſein als jetzt. Unterhalb Queenstown findet man dergleichen Spuren gar nicht, ſondern unterhalb der Berge bei Queenstown, wird das Strombett immer tiefer und breiter, ein klarer Beweis, daß das Waſſer lange Zeit hindurch von dem Gipfel dieſer Anhöhe heruntergeſtürzt iſt, und daß dadurch ſich das unterhalb dem Dorfe befindliche weite und tiefe Becken gebildet hat. Ein oder 2 Meilen oberhalb Queenstown iſt im Strom ein ſchrecklicher Wirbel, folglich muß dort eine tiefe Höle in dem Bette deſſelben ſein; wahrſcheinlich iſt alſo der Katarrhakt eine lange Zeit über an dieſer Stelle geweſen, bis er ſich von den dazwiſchen liegenden Stellen wegen geringerer Feſtigkeit der Felſen ſchneller zurückgezogen hat. Die Tradition behauptet ferner, daß der große Fall ehedem anſtatt einem Hufeiſen zu gleichen,

die entgegengeſetzte Geſtalt hatte, und in der Mitte vorſprang. Seit einem Jahrhundert ſcheint indeß an ſeiner jetzigen Geſtalt ſich nichts verändert zu haben, und da das Aufbrauſen des Waſſers im Mittelpunkt dieſes Falles um vieles ſtärker iſt, als an allen andern Stellen, und das Waſſer alſo auch hier die Felſen am ſtärkſten aushöhlen muß, ſo wird er dieſe Geſtalt wahrſcheinlich auch noch lange Zeit behalten.

Unten am großen Fall findet man eine dichte weiße Subſtanz, die ganz wie verſteinerter Schaum ausſieht, und die auch an denjenigen Felſen hangend gefunden wird, an welche die Strudel den auf dem Waſſer umhertreibenden Schaum am häufigſten anſchwemmen. Wahrſcheinlicher ſind es indeß die erdigen Theile des Waſſers, welche, ihrer ſpecifiſchen Schwere wegen, ſich an den Felſen anſetzen, und ſo jene Maſſe bilden.

Wir dachten nicht eher daran, das Ufer wieder hinanzuſteigen, bis der Abend ſtark vorgerückt war, und wäre es möglich geweſen, den Weg hinauf im Dunkeln zu finden, ſo würden wir, glaube ich, bis Mitternacht unten geblieben ſein. Eben da wir fortgingen, brach die Sonne durch die Wolken, und wir ſahen in dem Staubwaſſer, welches vom Fall aufſteigt, den ſchönſten und vollkommenſten Regenbogen. Nahe beim Fuß der Simcoes-Leiter machten wir Halt, und einer von uns ging, um eine Flaſche Branntwein und ein paar Becher zu holen, die wir unter dem Geſtein am Rande des Stromes hatten ſtehen laſſen. Naß vom Kopf bis zum Fuße und ſehr ermüdet verlangte wohl keiner von uns nach dem Branntwein, um den Schutzgottheiten des Katarrhaktes eine Libation zu bringen; unſere Frömmigkeit ward aber auch nicht auf die Probe geſtellt, denn unſer Bote kam mit der traurigen Nachricht zurück, daß Branntwein und Becher geſtohlen wären. Die Diebe durften wir nicht weit ſuchen. Ganz in der Nähe ſaßen auf dem Felſen ein Paar Nymphen des Fluſſes, ſtämmige, trotzige alte Hexen, die mit aufgeſchürzten Unterröcken die Klippe heruntergekrochen waren,

und angelten. Ihr lautes Geſchnatter zeigte deutlich, daß ſie ſich den Branntwein hatten wohl ſchmecken laſſen, und daß wir nicht hoffen durften, ihnen den Raub wieder abzujagen. Wir löſchten alſo unſern Durſt mit einem Trunk aus der heilſamen Fluth, und erreichten, ehe es ganz finſter ward, die Häuſer von denen wir ausgegangen waren. Wir fanden einen wohlbeſetzten Tiſch in der Vorhalle, und nachdem wir unſern Hunger, der nach den Beſchwerlichkeiten des Tages nicht gering war, geſtillt hatten, kehrten unſere Führer beim Mondſchein nach Niagara zurück, nachdem ſie uns zu fernerer Beſuchung und Unterſuchung des Katarrhaktes alle nöthige Anweiſung gegeben hatten; wir hingegen gingen nach Fort Chippeway, welches wir, ſo lange wir in der Nähe des Katarrhaktes bleiben wollten, zu unſerm Hauptquartier erwählt hatten, denn hier iſt ein leidliches Wirthshaus, dagegen in dem Dorfe nahe am Fall in allen Häuſern das Fieber war.

Der Zugang zum Katarrhakt iſt jetzt weit weniger ſchwierig als er vor einiger Zeit geweſen ſeyn muß. Charlevoix, der im Jahr 1720 hier war, erzählt, man könne ihn nur von Einer Stelle aus ſehen, und auch da nur von der Seite. Hätte er an den Boden hinabſteigen können, ſo würde er die Höhlen unter dem Abgrund nicht bloß aus dem hohlen Ton des Waſſers vermuthet, ſondern er würde ſie mit Augen geſehen haben; auch hätte er es unmöglich bezweifeln können, daß Fiſche oft nicht im Stande wären, dem Strom oberhalb zu widerſtehen, und daher mit herabſtürzten.

Die günſtigſte Jahreszeit um den Katarrhakt zu ſehen iſt jetzt, das heißt in der Mitte des Septembers, wo das Laub der Wälder in dem bunten Farbengemiſch des Herbſtes prangt, und man vom Ungeziefer nicht gequält wird: denn im Sommer trift man faſt bei jedem Schritt auf Klapperſchlangen, und die Muſkito's ſchwärmen in ſo dichten Haufen in der Luft herum, daß man ſie, wie man ſich hier ausdrükt, mit dem Meſſer ſchneiden kann.

Neun und zwanzigſter Brief.

Fußreiſe nach Fort Erie; Aufenthalt daſelbſt. Reiſe über den Erie-See nach Malden.

Malden, im Oktober.

Fort Chippeway, von wo ich meinen letzten Brief an Sie ſchrieb, iſt ein kleines palliſadirtes Fort, am Ufer des Bachs, der denſelben Namen führt, etwa 300 Schritt vom Niagara. Beſſer würde es an dieſem Strom ſelbſt liegen, aus dem die Garniſon doch täglich ihr Waſſer holen muß, weil das Waſſer des Bachs nicht trinkbar iſt. Das Fort nimmt nur ein Viertheil eines Moregn Landes ein, und beſteht bloß aus einem kleinen Blokhaus mit zwölf Fuß hohen Zedernpfoſten palliſadirt, welche die Garniſon nur gegen Musketenfeuer ſchützen können. Um das Fort her ſtehen ſieben oder acht Bauernhäuſer und einige große Magazine, wo die von oberhalb und unterhalb herkommenden Waaren bis zum weitern Transport einſtweilen aufbewahrt werden. Man hält es für thunlich von hier aus einen Kanal nach Queenstown zu ziehen, um ſo das beſchwerliche und koſtſpielige Ausladen der Kähne und den Landtransport der Waaren zu vermeiden. Wahrſcheinlich wird früher oder ſpäter ein ſolcher Kanal unternommen werden; aber wohl eher auf der Neu-Yorkiſchen Seite als hier, theils weil dort der Boden dazu günſtiger, theils weil Ober-Kanada bei weitem nicht ſo volkreich iſt, auch wol nicht werden wird, als jener Staat, der alſo die großen Koſten einer ſolchen Unternehmung eher tragen kann. Die Garniſon von Chippeway beſteht aus einem Lieutenant und 15 Mann, die größtentheils gebraucht werden um die Vorräthe für die Truppen nach dem Oberlande, desgleichen die Geſchenke für die Indianer in Kähnen nach Fort Erie zu transportiren.

Nachdem wir dem Katarrhakt ſo viel Zeit gewidmet hatten, als uns irgend möglich war, gab uns der kommandirende Officier, dem wir empfohlen waren, ſehr bereitwillig ein Bateau um uns nach Fort Erie zu bringen. Meine Gefährten ſchifften ſich mit der Bagage ein; ich aber wollte gern den Katarrhakt noch einmal ſehen, und beſchloß ihnen zu Fuß zu folgen. Ich ging alſo nach dem Frühſtück hinunter nach dem Fall, blieb ein Paar Stunden dort, kehrte dann nach dem Fort zurück, ruhte noch eine Weile aus, und machte mich dann, begleitet von meinem treuen Eduard, auf den Weg nach Fort Erie. Der Tag war einer Fußreiſe von 15 Meilen eben nicht günſtig; es war außerordentlich heiß, und wir mußten bald Jacke, Weſte und Halsbinde ablegen, und in einem Bündel auf dem Rücken tragen. Mehrere Indianer, denen ich auf dem Wege nach dem Strom begegnete, gingen ganz nakt.

Die Ufer des Niagara zwiſchen Chippeway und Fort Erie ſind ſehr flach und größtentheils mit Strauchwerk bedeckt, unter deſſen Schatten der Wanderer hier am kiesbedeckten Strande einen Ruheplatz findet. Auf den erſten Meilen von Chippeway aus, ſieht man faſt gar keine Häuſer; aber ungefehr auf der zweiten Hälfte des Weges liegen ſie ziemlich reichlich längs den Ufern hingeſtreut. Die Häuſer ſind ſehr gut gebaut, und ſcheinen auch ſehr reinlich gehalten zu werden, ſie ſind faſt alle mit Brettern verſchält, und weiß angeſtrichen. Der Boden iſt reich und gut beſtellt. Der Mais ſtand noch auf den Feldern, und ſah ſehr üppig aus; auf manchem Acker war kein Halm unter acht Fuß hoch. Zwiſchen die Reihen ſteckt man Kürbiſſe und Melonen, von denen in den bewohnten Gegenden beider Provinzen alle Arten in freier Luft zu großer Vollkommenheit gelangen. Auch Pfirſchen reifen hier im Freien, in Unter-Kanada aber iſt der Sommer für ſie zu kurz. Hier, im Ober-Lande, iſt der Winter, ſo lange er währt, ſehr ſtrenge, aber ſelten

liegt der Schnee länger als drei Monat. Die Sommer ſind ausnehmend heiß: Das Thermometer ſteigt oft auf 96 und nicht ſelten über 100° Fahrn.

Ich tödtete unterwegs viele große Schlangen von verſchiedener Art, die ſich in der Sonne hingeſtreckt hatten. Klapperſchlangen waren gar nicht darunter, ob dieſe gleich ſehr häufig hier ſind; ja 20 bis 30 Meilen vom Fluß ab ins Land hinein, ſollen ſie ſo zahlreich ſein, daß die Landmeſſer ſich bei Aufnahme einer Gegend ganz beſonders davor in Acht nehmen müßen. Es iſt ein weſentlicher Vorzug von Unter-Kanada, daß es dort keine Klapperſchlangen giebt; überhaupt findet man ſie ſelten weiter nördlich als 45° N. B.

Fort Erie ſteht am öſtlichen Ende des Sees, und iſt dem Fort Chippeway ſehr ähnlich; und gleich dieſem hat es auch einige Bauernhäuſer und große Magazine in der Nähe. Meine Gefährten fand ich ſehr bald in einem kleinen Blokhauſe einquartiert, welches nur aus einem einzigen Zimmer beſtand; ſie ſaßen bei einem Abendbrot, zu dem ihnen ein Herr vom Indianer-Departement, der ſie aus Chippeway hieher begleitet, verholfen hatte. Das Haus gehörte einer alten Frau, die in ihrer Jugend Marketenderin geweſen war, und izt davon lebte, daß ſie die hier durchreiſenden Fremden beherbergte. Aber dieſe Herberge war eine traurige Wohnung: die knarrige Thür wollte immer aus den Angeln fallen, und in allen drei Fenſtern war nicht Eine Scheibe, weil ein junger Herr aus Detroit, der vor kurzem durch widrige Winde hier zurückgehalten ward, ſich die Zeit damit vertrieben hatte, mit Pfeilen hindurch zu ſchießen. Auch konnte dieſer Schade ſobald nicht reparirt werden; denn näher als Newark (36 Meilen) giebt es keinen Glaſer. Hier breiteten wir zum Nachtlager unſere Häute auf den Fußboden, und hüllten uns in unſer Mäntel: der Regen beträufelte uns nicht ſparſam, und der Wind ſauſte uns um die Ohren. Das war aber noch nicht das Aergſte: am Morgen

gens hielt es hernach ſehr ſchwer etwas für den Hunger zu bekommen; das Mittageſſen war noch ſchwieriger als das Frühſtück und das Abendbrot ſchwieriger als das Mittageſſen; ja am zweiten Tage ſchienen die Lebensmittel noch ſeltener zu ſein als am erſten. Endlich ward uns bange zu verhungern, wenn wir uns noch länger unſerer alten Mutter Palmer überließen, wir gingen alſo lieber an Bord des Kriegsſchiffes, in welchem wir über den See fahren wollten. Hier wurden wir zwar von widrigen Winden tüchtig herumgeworfen, aber wir hatten doch gute Betten und alle Tage reichlich zu eſſen. Die Schiffe liegen bei Fort Erie etwa 300 Fuß von der Küſte und ſind den heftigen Weſtwinden ganz ausgeſetzt, aber der Ankergrund iſt gut und ſicher. Drei Kriegsſchiffe von acht bis zwölf Kanonen und etwa 200 Tonnen, und zwei oder drei Kauffartheiſchiffe lagen während unſeres Hierſeins, des Windes halber, hier vor Anker. Das kleine Fort mit den umſtehenden Häuſern auf der felſigen Küſte, die Schiffe vor Anker davor, die ſchönen Wälder, die fernen Hügel auf der andern Seite des Sees, und der große See ſelbſt, der ſich hinzieht, ſo weit der Horizont nur reicht, das alles machte einen maleriſchen Anblik.

So lange wir hier liegen bleiben mußten, gingen wir regelmäßig nach dem Frühſtück in den Wald ſpazieren; oft jagten wir Eichhörnchen, die man in der Nähe des Forts unter Sträuchen und jungen Bäumen an den Ufern des zu Tauſenden findet. Durch das Bellen der Hunde aufgeſchreckt ſpringen ſie mit wunderbarer Behendigkeit von einem Baume zum andern, und führen den Jäger oft Viertelmeilen weit und weiter herum. Man muß ſie aber unausgeſetzt verfolgen und durch Schütteln an den Bäumen und Schlagen an die Zweige weiter treiben, früher oder ſpäter machen ſie einen Fehlſprung, fallen auf die Erde und werden von den Hunden, welche genau aufpaſſen, gefaßt; aber bisweilen entſchlüpfen ſie ihnen auch, und

klettern, ehe man ſich umſieht, einen andern Baum hinauf: beim Fall beſchädigen ſie ſich ſelten.

Auf dergleichen Spaziergängen ſtießen wir häufig auf Seneka-Indianer, die von der andern Seite des Sees hieher kamen um Eichhörnchen zu ſchießen. Dies thun ſie gemeiniglich mit Bogen und mit Blaſeröhren, durch welche ſie mit dem bloßen Athem kurze dünne Pfeile hindurchtreiben. Die Pfeile ſind nicht dicker als eine beſponnene Violin-Saite, am vordern Ende mit einem kleinen dreieckigen zinnernen Stifte verſehen, am hintern Ende mit der wollichten Subſtanz, die ſich an den Diſtelköpfen findet, etwa zwei Zoll breit bewickelt, ſo daß der Pfeil hier ſo dick iſt, daß er kaum in das Rohr geht. Sie ſtecken ihn nun in das Ende des Blaſerohrs hinein, welches ſie an den Mund ſetzen, die Diſtelwolle fängt die Luft auf, und wenn tüchtig geblaſen wird, fliegt der Pfeil gegen 150 Fuß weit. Ich habe junge Seneka-Indianer auf dieſer Jagd Stunden lang begleitet, und ſie in der Entfernung von 30 bis 50 Fuß niemals fehlen ſehen, ob ſie gleich nach den kleinen rothen Eichhörnchen ſchoſſen, die nur halb ſo groß ſind als eine Ratze; und ſie trieben die Pfeile zu dem ſechs Fuß langen Blaſerohre mit einer ſolchen Gewalt heraus, daß ſie bis an die Diſtelwolle im Kopfe der größten ſchwarzen Eichhörnchen feſt ſteckten. Die Wirkung dieſes Schießgewehrs ſcheint auf den erſten Anblick eine Art Zauber zu ſein: das Rohr wird an den Mund geſetzt, und in einem Augenblick liegt das Thier leblos auf der Erde, ohne daß man den geringſten Knall hört und ohne daß man den Pfeil fliegen ſieht, denn er fliegt viel zu ſchnell, ſondern man entdeckt ihn erſt in dem Körper des Thieres. Die Seneka's ſind eine von den ſechs Nationen, die ehedem den gemeinſchaftlichen Namen der Irokeſen führten. Ihr vornehmſtes Dorf liegt am Buffalo-Creek (Büffelsbach), der ſich am öſtlichen Ende, von der Neu-Yorkiſchen Seite her, in den Erie ergießt. Wir fuhren eines Morgens im Schiffs-

boot hin um ſie zu beſuchen; aber alle, Männer, Weiber und Kinder, zuſammen 600 Perſonen, waren ſchon ganz in der Frühe nach Fort Niagara gegangen, wo man ihnen ein Feſt gab. Wir gingen in der Gegend umher, verzehrten auf dem Graſe unſere kalte Küche, und kehrten erſt am Abend zurück. Vor dem Büffelsbach iſt eine ſehr gefährliche Sandbank, die bisweilen in keinem andern Fahrzeuge als in einem Bateau zu paſſiren iſt. Schon auf dem Hinwege kamen wir mit dem vierruderigen Langboote des Schiffes mit Mühe hinüber in den Fluß; aber noch weit übler ging es auf dem Rückwege. Der Wind, der von Weſten kam, und alſo das Waſſer des Sees mit Gewalt in die Mündung des Baches hintrieb, hatte ſehr zugenommen, und die Wellen brachen mit ſolcher Wuth gegen die Sandbank, daß wir bei dem Gedanken, hindurch fahren zu müſſen, nicht wenig erſchraken: allein der Kommandeur der königlichen Schiffe auf dem See, der ſelbſt das Steuerruder führte, beſtand darauf, noch die Nacht hinüber zu fahren. Er befahl, daß ſich jedermann am Bord ganz ſtill verhalten ſollte, damit die Mannſchaft das Kommando hören könne, und ſo fuhren wir kühn mitten in die Brandung hinein. Das Boot ſchwankte auf die fürchterlichſte Weiſe, bald ſtieg es auf dem Rücken der gewaltigen Wellen in die Luft, dann ſtieß es wieder mit der größten Heftigkeit gegen die Sandbank; endlich ſaß es feſt im Sande; weder Ruder noch Steuer waren vom geringſten Nutzen, und einen Augenblick lang hielten wir uns für verloren; die Wellen, die auf uns zukamen, brachen ſich auf allen Seiten mit einem donnergleichen Getöſe, und wir erwarteten jeden Augenblick, daß das Boot von einer würde zerſchellt werden, als zum Glück eine große Welle, die ein wenig weiter als die andern rollte, ohne in Schaum zu zerſtieben, uns wieder flott machte; in dem nehmlichen Augenblick thaten die Ruderer ihr möglichſtes, und ſo kamen wir wieder ins tiefe Waſſer; doch dauerte es noch einige Minuten, ehe wir vor der

fürchterlichen Brandung ganz in Sicherheit waren. Ein zweiruderiges Boot, welches gewagt hatte uns zu folgen, war in einem Augenblick von einer Welle, die darüber brach, verſenkt worden; wir durften gar nicht daran denken den Leuten einigen Beiſtand zu leiſten, und mußten den peinlichen Gedanken ertragen, daß ſie vielleicht ein paar Schritte weit von uns mit dem Tode rängen; ehe wir aber die Küſte aus dem Geſicht verloren, ſahen wir ſie alle zu unſerer großen Freude am Ufer ſtehn, wohin ſie ſich durch Schwimmen gerettet hatten.

Nachdem wir ſieben Tage im Fort Erie aufgehalten worden waren, drehte ſich der Wind endlich, das Zeichen ward gegeben, und eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang waren wir unter Segel. Es war eben ein ſolcher Abend wie bei unſerer Abreiſe von Kingſton; der große See, nur vom Horizont begrenzt, glänzte in den reichen glühenden Farben des vom Abend gerötheten Himmels, die von ſeiner Oberfläche zurückſtrahlten, und die Gipfel der ſchlanken Wälder an den Küſten ſchienen von der untergehenden Sonne wie mit Gold geſäumt. Anfangs hatten wir wenig Wind, hernach erhob ſich aber eine friſche Luft, und am andern Morgen um 10 Uhr hatten wir 40 Meilen zurückgelegt; der gute Wind währte jedoch nicht lange, der Himmel bezog ſich und die Wellen fingen an ſo fürchterlich zu toben, daß der Kapitän rathſam fand, gegen den bevorſtehenden Sturm an der Küſte Schutz zu ſuchen; mit möglichſter Eile machten wir nun den Weg zurück, den wir uns ſo ſehr freuten gemacht zu haben. Wir kehrten aber nicht ganz nach Fort Erie zurück, ſondern gingen 10 Meilen davon in einer kleinen Bay auf derſelben Seite des Sees, die durch Point Abineau beſchützt wird, vor Anker, und ließen uns in dem Langboot ans Land ſetzen, welches etwa zwei Meilen von dem Ankerplatz entfernt war.

Point Abineau iſt eine lange ſchmale Landzunge, die in ſüdlicher Richtung in den See vorſpringt, auf jeder

Seite derſelben iſt eine große Bay mit gutem Ankergrund. Das äußerſte Ende der Landzunge beſteht aus einer horizontal liegenden Felſenſchicht, die, mit dem Waſſer in gleicher Höhe ſich ziemlich weit in den See hineinzieht, ſo daß nur an wenigen Stellen Boote landen können. An den Küſten hingegen hat die Bay einen ſandigen Strand, doch glaube ich, daß der Sand nur aufgeſchwemmt iſt, und daß man nur wenige Fuß graben dürfte, um dieſelben ſchieferfarbenen mit einem ſchmutzigen gelb durchſtreiften und hie und da lavenartig durchlöcherten Felſen zu finden, aus welchen die Spitze und zum Theil auch die Nord-Küſte des Sees beſteht. Der Strand an der Weſtſeite von Point Abineau gleicht in aller Hinſicht dem Meeresſtrande: es liegen große Muſcheln von verſchiedenen Gattungen darauf umher, Möwen ſchweben darüber hin, und wenn der Wind aus Weſten ſtürmt, bricht ſich die Fluth mit ſo ſchrecklichem Wogengange daran, als an unſerer engliſchen Küſte nur irgendwo. Die Sanddünen auf Point Abineau erregen Erſtaunen. Zunächſt dem See, wo ſie erſt neuerlich angeſpült ſind, iſt von Vegetation noch keine Spur zu ſehen; eine zweite Reihe aber, die hinter jenen gegen die Mitte der Landzunge liegt, ſcheint mit dem feſten Lande von gleichem Alter zu ſein, denn ſie iſt von oben bis unten mit den ſtärkſten Eichen bewachſen. Dieſe Dünen haben größtentheils eine unregelmäßige Geſtalt, aber an einigen und zwar an den höchſten Stellen ſind ſie ſo gerade und eben, daß man ſie für alte Werke einer großen Feſtung halten könnte. So ziehen ſie ſich, wie ein regelmäßiger Wall, von Norden nach Süden; woraus abzunehmen iſt, daß wie jezt, ſo auch ſchon in den früheſten Zeiten der Weſtwind hier der herrſchende geweſen ſein muß. Einige von dieſen Anhöhen ſchienen mir hundert Fuß über die Fläche des Sees erhaben zu ſein. An der Oſtſeite iſt der Boden weder ſo ſandig noch ſo uneben, und hier fanden wir zwei Bauerhäuſer, zu deren jedem etwa dreißig Morgen beſtellten Landes gehörten. Wir kauften ein Paar

Schafe, einige Hühner und viele Kartoffeln, um bei der Ausſicht auf eine langwierige Fahrt nicht Mangel zu leiden. Unterdeß die Männer die Kartoffeln herbeiholten ſetzte uns die alte Frau das Beſte vor was ſie hatte, großes flaches Brod, geröſtete Kartoffeln und gepökeltes Bärenfleiſch; welches letztere wir gar nicht übel fanden. Eine junge Bärenkeule iſt ein ſehr beliebtes Gericht, und wir fanden es im Ober-Lande oft auf guten Tafeln; es iſt ſehr ſaftig und fett, und ſoll dennoch den Magen nicht beſchweren.

Den andern Morgen ging ich ſchon mit Tagesanbruch wieder ans Land, um eine Bärenjagd mitzumachen. Jäger und Hunde erwarteten mich ſchon, wir luden alſo gleich unſere Gewehre und machten uns auf den Weg. Die Jagd iſt hier im Oberlande eben ſo beliebt als in dem Hinterlande der vereinigten Staaten, und die Leute ſind ſehr geübt darinn. Die Jagdgewehre ſind gezogene Büchſen von engliſcher Fabrik und man hat die am liebſten, die große Kugeln von 30 aufs Pfund ſchießen, weil das Wild ſelten entkommt, wenn es mit einer ſolchen Kugel verwundet wird; in den vereinigten Staaten zieht man kleiner Kugeln vor. Zur Bärenjagd hat man ſehr große Hunde; die beſten ſcheinen eine Mittelgattung zwiſchen Bullenbeißern und Spürhunden zu ſein. Sie nehmen die Spur und dienen dann vorzüglich dazu, den Bären feſtzuhalten, wenn er verwundet iſt, oder ihm zu folgen, wenn er ſich etwa, indeß der Jäger wieder ladet, davon machen will. Der Bär greift ſo lange er entkommen kann, weder Menſchen noch Hunde an; iſt er aber einmal verwundet, oder in die Enge getrieben, ſo wehrt er ſich wüthend. Die Jungen ſuchen gewöhnlich auf einen Baum zu kommen, ſobald ſie einen Hund ſehen; die alten hingegen ſcheinen zu wiſſen, daß ſie es mit einem Hunde wohl aufnehmen können, und daß ſie unvermeidlich verlohren ſind, wenn ſie auf einen Baum klettern; ſie thun dies alſo nur wenn ſie einen Jäger zu Pferde ſehen, wovor ſie gewaltig er-

ſchrecken. Die Indianer gehen gewöhnlich in großer Anzahl zuſammen auf die Bärenjagd; wenn ſie an das Lager der Bären kommen, ſchließen ſie, wie beim Treibjagen, einen weiten Kreis, und ſuchen ſie aufzuſchrecken indem ſie vorrücken. Die Weißen ſind hier zu Lande ſelten zahlreich genug, um nach dieſer Methode Jagd machen zu können; und da dies auch mit uns der Fall war, ſo gingen wir nach Point Abineau, wo drei bis vier Mann hinreichen, einen Bären zwiſchen dem Waſſer und dem feſten Lande einzuſperren. Auf der Landſpitze war dies Jahr ſehr gute Jagd, denn da die Bären ſüdlich wandern, und immer bis an die äußerſte Landſpitze zu gehen pflegen, um die Strecke wo ſie durchſchwimmen wollen, ſo kurz als möglich zu machen, ſo war hier für den Jäger ein vortheilhafter Anſtand, auf welchem faſt jeden Morgen ein paar Bären anzutreffen waren. Ein erfahrner Jäger kann ſogleich die Spur eines Bären, Rothwildes oder von andern großen Thieres im Walde unterſcheiden, und mit ziemlicher Genauigkeit angeben, zu welcher Zeit das Thier des Weges gegangen iſt. Als wir in ein langes Thal zwiſchen zwei Sandhügeln kamen, wo die Bären gewöhnlich ihren Weg nach dem Waſſer zu nehmen pflegen, wußten die Jäger, welche ich begleitete, augenblicklich anzugeben, wie viel Bären letzte Nacht aus dem Oberlande heruntergekommen wären, und wie viel Junge ſich darunter befänden. Wer kein Weidmann iſt, für den iſt die Fährte (die Fußſtapfen des Wildes) unter dem Laube ganz unkenntlich. Ich konnte ſie oft ſelbſt, nachdem man ſie mir gezeigt hatte, kaum wahrnehmen. Sobald ein Bär erlegt iſt, iſt das erſte Geſchäft der Jäger ihn abzuziehn; dies iſt in wenig Minuten gethan, weil ſie beſondere Meſſer dazu immer bei ſich führen; dann wird er zerlegt, wobei der Tomahawk ſehr gute Dienſte thut. Die beſten Stücke werden ausgeſucht und mitgenommen, das Uebrige bleibt im Walde liegen. Bei den Indianern gelten die Tatzen für den größten Leckerbiſſen, und werden bei allen großen Feſten aufge=

tragen. Bei den Landleuten hat die Haut den meiſten Werth, und wird auf ſehr vielerlei Art benuzt. Man breitet ſie über einer Mauer oder zwiſchen zwei Bäumen in der Sonne aus, und ſchabt ſie in dieſer Lage täglich mit einem Meſſer, wodurch eine Menge Fett oder Oel ausſchwizt. Eben ſo verfährt man mit den Waſchbär= und mit den Hirſchhäuten. Die Indianer haben noch eine beſondere Art dieſe Häute mit den Haaren zu bereiten, und ſie ſo biegſam wie Zeug zu machen; die Hauptſache dabei iſt, daß ſie im Rauch eines Feuers mit den Händen gerieben werden. Gegen Mittag war die Jagd vorbei, und ich fand in den Häuſern auf der Landzunge meine Gefährten, die eben gelandet waren. Wir machten noch einen Spatziergang und kehrten dann an Bord zurück.

Dieſen ganzen Tag über war der Himmel ſehr finſter geweſen, dies wurde gegen Abend immer ärger, und die Matroſen ſagten vorher, daß wir morgen einen ſchrecklichen Sturm haben würden. Ich, der ich nie ein Freund des naſſen Elements geweſen bin, beſchloß ſogleich die Nacht am Lande zuzubringen, und ließ mich mit meinem Bedienten am Eingang der öſtlichen Bay ausſetzen. Unter dem Schutz eines der ſteilen Sandhügel ſchlugen wir hier, bei Mondſchein unſer Zelt auf, zündeten ein großes Feuer davor an, und wurden durch das hohle Sauſen des Windes der in dem nahegelegenen Walde die Gipfel der ſchlanken Bäume bewegte, bald in Schlaf gewiegt. Am Morgen beſuchten mich meine Gefährten ſehr zeitig, und bedauerten bitterlich, daß ſie mich nicht begleitet hatten. Sie hatten die ganze Nacht eine ſchreckliche See gehabt, der Wind hatte ſich etwas nach Süden zu gedreht, Point Abineau hatte alſo dem Schiffe wenig Schüz gegeben, und es war jämmerlich herumgeworfen worden. Ueberdies hatte eine von den Stützen vorn am Buge nachgegeben, und dadurch war das Waſſer eingeſtrömt wie durch eine Pumpe, eine ſchreckliche Verwirrung war entſtanden, und die Matroſen hatten die ganze Nacht arbeiten müſſen, um das Lek

zu ſtopfen. Das Schiff war alt, gebrechlich, und auf ſeiner letzten Reiſe; man war alſo ernſtlich beſorgt geweſen, daß ſich vor morgens noch etwas ärgeres ereignen möchte, und niemand hatte ſich ruhig gefühlt bis der Tag anbrach und der Sturm ſich legte. Auf unſerer heutigen Wanderung ſahen wir ſehr viel Möwen und vielerlei Raubvögel, auch große Völker von der ſogenannten Sandlerche, einem Vogel, der an Farbe, Gang und Art dem grauen Kiebitz gleicht, nur daß er nicht viel größer iſt als ein Sperling; auch ſahn wir heute zum erſtenmal ein Volk Rebhüner oder, wie man ſie hier zu Lande auch nennt, Faſanen. Sie gleichen dem europäiſchen Rebhuhn, ſind aber größer, und ihr Fleiſch iſt an Geſchmack vom Faſan wenig verſchieden. Mit dem Rebhuhn und Faſan in Maryland und den mittlern Staaten ſind ſie nicht zu verwechſeln. Sie ſind ſo zahm oder vielmehr dumm, daß ich, ehe ſie aufflogen, drei Stück einzeln von einem Baum ſchoß, und wenn ich recht gewußt hätte, wie man es anfangen muß, hätte ich ſie alle, eins nach dem andern herunter geſchoſſen. Man muß nur immer den unterſten zuerſt ſchießen, damit die andern nicht aufgeſchreckt werden, wenn der getödtete zwiſchen den Aeſten vor ihnen herunter fällt. Als wir an das Ufer zurückkamen, fanden wir auf einmal den Wind ſehr günſtig, hörten auch bald den Signal-Schuß, und das Boot kam, uns an Bord zu holen. Wir gingen jedoch erſt um Mitternacht unter Seegel, weil bis dahin noch immer der See zu hoch war. Des Morgens befanden wir uns an der ſteilen Süd-Küſte des Sees, das Waſſer war ruhig, der Himmel heiter, und an dieſem Tage ſahen wir die Wolke über dem Niagara-Fall in der großen Entfernung von 54 Meilen.

Der Erie See iſt von ovaler Geſtalt, 300 Meilen lang, und ſeine größte Breite beträgt 90 Meilen. Das Waſſer iſt nicht über 20 Klafter tief, und man kann bei ruhigem Wetter überall ſicher Anker werfen; beim Sturm aber iſt es in den offnen Gegenden des Sees nicht ſicher,

weil der Sand auf dem Grunde nicht feſt iſt. Daher wird auch das Waſſer bei einem Windſtoß gleich trübe; ſonſt aber iſt es klar, und von dunkelgrünlicher Farbe. Die nördliche Küſte iſt ſehr felſig, ſo auch die Inſel-Gruppen am Weſt-Ende, am ſüdlichen Ufer hingegen iſt ein guter Kiesgrund. Die Küſten des Sees ſind von ſehr verſchiedener Höhe, an einigen Orten hebt ſich das Land beinahe unmittelbar vom Waſſer aus in ſteilen Bergen empor; an andern iſt das Ufer ſo flach, daß wenn ein Windſtoß das Waſſer etwas höher als gewöhnlich hinantreibt, das Land Meilen weit überſchwemmt wird. Nicht lange vor unſerer Anweſenheit, ertrank ein junger Mann, der mit Depeſchen in einem Bateau über den See geſchickt ward, mit vielen von ſeiner Geſellſchaft in einer ſolchen Ueberſchwemmung. Man hält ſich in einem Bateau immer ſo nahe als möglich am Lande, und wenn Gefahr von einem Sturm droht, treibt man das Schiff auf den Strand. Dies geſchah auch damals; aber es muß ein Verſehen dabei vorgegangen ſein, denn das Bateau legte ſich auf eine Seite. Die Wellen fingen ſchon an mit ſchrecklichem Ungeſtüm gegen das Ufer zu brechen, jede neue Welle rollte weiter als die vorige; der Geſellſchaft ward bange, und anſtatt das möglichſte zu thun um das Bateau wieder aufzurichten, nahmen ſie nur das Nothwendigſte heraus, und wollten ſich mit der Flucht retten; das Waſſer kam aber, weil der Sturm immer noch zunahm, ſo ſchnell hinter ihnen drein geſchoſſen, daß ſie alle weggeſchwemmt wurden, ehe ſie einen ſichern Platz erreichen konnten; zwei ausgenommen, die Geiſtesgegenwart und Geſchicklichkeit genug hatten, einen hohen Baum hinanzuklimmen. Dieſer großen Ungleichheit der Ufer an beiden Seiten des Sees ſchreibt man es zu, daß hier ſo häufig Stürme herrſchen, und umgekehrt den niedrigen und ebenen Ufern am Ontario, daß die Gewäſſer deſſelben immer ſo ruhig ſind. Dem Erie fehlt es ſehr an guten Häfen. An der Nord-Seite ſind nur zwei Plätze,

welche Schiffen von 7 Fuß Waſſer Schutz geben können, nehmlich Long Point und Point Abineau, und auch hier liegen ſie, wenn der Wind ſich nach Süden dreht, nicht ſicher. An der ſüdlichen Küſte iſt Presqu'isle der nächſte Hafen von Fort Erie aus, und etwa 60 Meilen weit davon entlegen; er iſt ſicher, aber der Eingang ſchwierig. Weiter hin giebt es noch zwei Häfen für kleine Schiffe, einen an der Mündung des Cayahela, und einen an der Mündung des Sandusky: brittiſche Schiffe laufen aber dort niemals ein. Ihr Handel geht nur zwiſchen Fort Erie und Detroit, und wenn unterweges widriger Wind einfällt dem ſie nicht entgegen arbeiten können, ſo kehren ſie, hinwärts nach Detroit, lieber nach Fort Erie zurück, oder geh n, wenn ſie herwärts nach Fort Erie fahren, in einer von den Bayen zwiſchen den Inſel-Gruppen, am weſtlichen Ende des Sees vor Anker. Wenn man den See hinauf fährt ſo ereignet es ſich nicht ſelten, daß Schiffe, wenn ſie ſchon bis dicht an dieſe Inſeln gekommen ſind, (von denen die nächſte nicht weniger als 240 Meilen entfernt iſt) durch Stürme den ganzen Weg bis zu dieſem Fort zurückgetrieben werden. Eben da wir unter Middle-Island, einer der nächſten, Anker werfen wollten, erhob ſich plözlich ein Windſtoß und wir konnten uns nur mit Mühe auf unſrer Station erhalten, ja der Kapitän ſagte hernach, er habe eine Weile gefürchtet, daß wir wieder nach Fort Erie würden zurückgetrieben werden. Es war den dritten Tag nach unſerer Abreiſe von Point Abineau als wir Middle-Island erreichten. Wir blieben vor Anker bis den nächſten Morgen, da der Wind ſich um einige Striche zu unſerm Vortheil drehte, ſo daß wir wenigſtens einige Meilen weiter gehen, und einen ſichern Platz erreichen konnten, wo das Schiff von allen Seiten durch Inſeln gegen den Wind geſchützt war. Es iſt ein ſeltner Fall das Schiffe von Fort Erie nach irgend einem Ort am Detroit hingelangen, ohne unterweges bei dieſen Inſeln anlegen zu müſſen; denn mit demſelben Wind, der ſie von

Oſten nach Weſten über den See führt, können ſie nicht in den Fluß einlaufen, weil er von Nordoſt nach Südweſt und dermaßen ſtark ſtrömt, daß man nur mit einem ſehr friſchen und faſt vollen Winde aufwärts kommen kann. Wegen dieſer großen Unſicherheit der Schiffahrt auf dem Erie muß man nicht nur doppelt ſo viel für die Ueberfahrt bezahlen als auf dem Ontario, ſondern jeder Kajütenpaſſagier giebt für jeden Tag da das Schiff des Windes halber vor Anker liegen muß, noch beſonders drei Dollars Ankergeld.

Die Inſeln am weſtlichen Ende des Sees liegen ſehr dicht bei einander, und ſind von ſehr verſchiedener Größe; auch die größte zwar hat nicht über 14 Meilen im Umfang, manche aber möchten nicht halb ſo viel Klaftern meſſen. Alle, auch die kleinſten ſind mit Holz bewachſen, und die größern tragen ſehr ſchöne Eichen, Wallnußbäume und rothe Zedern; letztere werden hier vorzüglich groß, ſo daß man ſie auf 40 Meilen weit nach den brittiſchen Niederlaſſungen am Detroit holen läßt. Alle dieſe Inſeln ſind ſehr flach, und auf den größern findet man in den innern Gegenden auch große Teiche oder Sümpfe; daß aber dem unerachtet der Boden ungemein fruchtbar ſein müſſe, beweiſet das ſchöne Bauholz zur Genüge. In den Wäldern findet man das ganze Jahr über Waſchbären und Eichhörnchen in großer Anzahl; im Winter, wenn der See zwiſchen den Inſeln und dem feſten Lande gefroren iſt, auch bisweilen Bären. Von Schlangen werden dieſe Inſeln ſehr heimgeſucht, und auf einigen ſind die Klapperſchlangen ſo zahlreich, daß es im hohen Sommer gefährlich iſt zu landen. Jetzt war es ſchon ſpät im September, und doch waren wir kaum drei Minuten auf Baß-Island geweſen, als ſchon mehrere unter den Büſchen zum Vorſchein kamen, von denen die Matroſen zwei ſehr große tödteten. Es giebt hier zwei verſchiedene Arten von dieſen Schlangen, die eine iſt dunkelbraun und gelb gefleckt und ſelten mehr als drittehalb

Fuß lang; ſie hält ſich in moraſtigen Gegenden und auf niedrigen Wieſen, und thut viel Schaden unter dem Vieh, welches ſie wenn es graſet in die Lippen beißt: die andere iſt grünlich gelb und braun gefleckt, und wird wohl noch einmal ſo groß als jene und ſo dick als das Handgelenk eines ſtarken Mannes. Die Klapperſchlange iſt, nach Verhältniß ihrer Länge, dicker als irgend eine andere Schlange: und am dickſten in der Mitte des Leibes, wo ſie beinahe dreieckig ausſieht, indem der Bauch flach iſt und das Rückenbein höher heraus ſteht. Die Klapper iſt am Ende des Schwanzes und gewöhnlich einen Viertelzoll dick, einen halben Zoll breit, und jedes Glied eben ſo lang. Jedes Glied beſteht aus mehreren ſehr loſe in einander gefügten kleinen Scheiden von einer trocknen hornartigen Subſtanz, und das Geräuſch entſteht daraus, daß dieſe trocknen und harten Häute gegen einander ſchlagen; nicht nur die äußerſte Scheide jedes Gliedes iſt mit der äußerſten des nächſten, ſondern jede einzelne, auch die allerkleinſte innerhalb, iſt mit der ihr entſprechenden des nächſten Gliedes verbunden. Ich zweiſle daran, daß, wie man wohl ſagt, die Schlange jedes Jahr ein neues Glied der Klapper anſetze, denn bei denen die ich ſah, ſtand die Anzahl der Glieder niemals mit der Größe des Thieres in demſelben Verhältniſſe. Die Haut der Klapperſchlange nimmt, wenn das Thier verwundet oder ſonſt gereizt iſt, eine Mannigfaltigkeit ſchöner Farben an, die man ſonſt nicht an ihr ſieht. Ihren Feind verwundet ſie nicht mit den Zähnen, deren ſie ſich gewöhnlich bedient, ſondern mit zwei langen einwärts gekrümmten Fangezähnen oder Hauern, die in der obern Kinnlade ſitzen. Um ſich derſelben zu bedienen, muß ſich das Thier ſo hoch als möglich aufrichten, den Kopf rückwärts werfen und die untere Kinnlade abwärts biegen. Wenn ſie ſich heben will, rollt ſie ſich erſt in einer Spirallinie auf, in deren Mittelpunkt ſich der Kopf befindet, klammert ſich gleichſam mit dem Schwanz in die Erde, ſtreckt ſo den ganzen Obertheil des Körpers in

die Höhe und haut mit den Fangzähnen nach dem, den ſie verwunden will; ſpringen kann ſie nicht weiter, als die Hälfte ihrer eigenen Länge. Ihr Fleiſch iſt ſo weiß als der zarteſte Fiſch, und wird von denen, die das Vorurtheil überwunden haben, als ſehr wohlſchmeckend gerühmt; auch die Brühe davon ſoll von ſehr gutem Geſchmack und ſehr nahrhaft ſein. Auf meinen Spaziergängen auf den Inſeln fand ich häufig die Bälge dieſer Schlangen; die Landleute hier in Ober-Kanada halten ſie für ein kräftiges Mittel gegen Rheumatiſmen, wenn man ſie auf den leidenden Theil feſtbindet. Gegen eben dieſe Krankheit nehmen ſie auch wol ein Stück von der Schlange ſelbſt, über dem Feuer zu Kohle gebrannt, und dann zu Pulver zerſtoßen, dreimal des Tages in einem Spitzglas voll Brantwein ein. Am erſten Tage wirkt das Mittel nur wie bloßer Brantwein; am Ende des zweiten Tages aber verfällt der Kranke in einen kalten Schweiß, alle Gelenke ſchmerzen ihm und er wird ſo matt, daß er kaum auf den Füßen ſtehen kann; dies wird ein oder zwei Tage lang immer ärger; bei fortgeſetztem Gebrauche aber verliert er nach wenigen Tagen alle Schmerzen und erlangt ſeine vorigen Kräfte wieder. Es giebt auf dieſen Inſeln mehrere Arten von Schlangen; ich tödtete viele, die ich zuvor noch nirgends geſehen hatte, und von einer darunter ſagte man mir, daß ſie im höchſten Grade giftig wäre; ſie war etwas mehr als drei Fuß lang, auf dem Rücken ganz ſchwarz, am Bauch orangegelb. Ich fand ſie unter den Felſen von Middle-Island, und da ſie in den Schwanz verwundet war, drehte ſie ſich mit unbeſchreiblicher Wuth hin und her, um ſich zu vertheidigen. Herr Carver erwehnt in ſeinen Reiſen mehrere Schlangen, die auf dieſen Inſeln einheimiſch ſein ſollen, unter andern einer die er die ziſchende Schlange nennt; er behauptet, daß der Athem, den ſie beim Ziſchen ausſtößt, vergiften ſoll. Ich habe mich bei Einheimiſchen und bei Fremden, die ſich lange hier aufgehalten haben, nach dieſer Schlange genau erkundigt, aber Niemand

wollte das mindeſte davon gehört haben. Vermuthlich alſo iſt das eins von den tauſend und einem Mährchen, die man hier zu Lande von Schlangen erzählt, z. B. von Schlangen, die mit ihrem Schwanze das Vieh auf der Weide wie mit einer Peitſche ſchlagen und, nebenher laufend, zu ſchlagen immer fortfahren, bis es vor Mattigkeit hinfällt, und ſo der Schlange zur Beute wird. Item, von Schlangen, die den Schwanz ins Maul nehmen und ſo aufgerollt wie ein Rad ihren Feind verfolgen! Auf den Teichen und Sümpfen in dieſen Inſeln giebt es Enten und anderes wildes Geflügel in großer Menge und in den Waldungen halten ſich allerhand kleine Vögel auf, die ſich jedoch weder durch Geſang noch Gefieder auszeichnen.

Am letzten September mit Sonnenuntergang verließen wir die Inſeln und kamen am nächſten Morgen in den Detroit. Dieſer Fluß iſt an der Mündung und ziemlich weit oberhalb derſelben 5 Meilen breit. Die Küſten ſind mäßig hoch und dick bewaldet, die Ausſicht hat aber bis auf 4 oder 5 Meilen von dem neuen brittiſchen Poſten nichts beſonders intereſſantes. Hier machten die Läger und Dörfer der Indianer und dahinter die brittiſche Niederlaſſung eine ſehr gute Wirkung. Der Fluß war voll Bateau und indianiſcher Kanots, und einige Kaufleute und Offiziere von der Garniſon waren in ihren Gondeln unſerm Schiffe entgegen gefahren, und kreuzten auf und ab. Am Eingang in den Fluß holten uns auch die beide andern Kriegsſchiffe und die Kauffartheiſchiffe, die wir bei Fort Erie zurückgelaſſen hatten, wieder ein, und wir fuhren alle zuſammen mit aufgeſpannten Segeln den Strom hinauf. Die andern Schiffe fuhren nach dem brittiſchen Poſten hinauf, das unſrige aber, welches die Geſchenke für die Indianer geladen hatte, gieng diſſeits bei der Wohnung eines Herrn vom Indianer-Departement, die noch in dem Diſtrikt Malden liegt, vor Anker. Er bot uns während unſers Hierſeins ſein Haus zur Wohnung an; dies nahmen wir mit Dank an, und giengen mit ihm ans Land.

Dreißigſter Brief.

Malden. — Blockhäuſer. — Beſchreibung von Detroit und der Gegend umher.

Malden, im Oktober.

Malden iſt ein anſehnlicher Diſtrikt auf der öſtlichen Seite des Detroit-Stromes, etwa 18 Meilen unterhalb der Stadt dieſes Namens. In dem untern Theile dieſes Diſtrikts giebt es nur wenig Häuſer, und ſie ſtehen ſehr weit aus einander; höher hinauf aber am Fluß, zunächſt dem brittiſchen Poſten, der ſeit der Räumung von Detroit angelegt iſt, bildet ſich eine kleine Stadt, die ſchon jetzt mehr als 20 Häuſer enthält und ſehr ſchnell zunimmt, weil mehrere von den ehemals in Detroit wohnhaften Kaufleuten ſich hierher begeben haben. Weder die Stadt noch der Poſten ſelbſt hat bis jetzt einen beſondern Namen; man nennt ſie nur den neuen Poſten und die Stadt bei Bois blanc; dies iſt eine zwei Meilen lange Inſel im Strome, Malden gegenüber.

Sobald von der Räumung von Detroit die Rede war, dachte man darauf, auf dieſer Inſel, die dazu ſehr vortheilhaft gelegen iſt, einen neuen Poſten anzulegen, und es ward Befehl ertheilt, ſie von den Indianern zu kaufen und im Namen des Königs von Großbritannien Beſitz davon zu nehmen. Zu dem Ende ward von Detroit aus ein Kommando hieher geſchickt, welches am nördlichen Ende der Inſel ein kleines Blockhaus errichtete und eine Wache zur Vertheidigung deſſelben zurückließ. Bald nachher wurden Anſtalten gemacht hier ein förmliches Fort zu erbauen; hiergegen aber proteſtirte die Regierung der vereinigten Staaten, und behauptete daß die Inſel nicht innerhalb des brittiſchen Gebiets läge *). Da man nun

*) Ungeachtet die Regierung der vereinigten Staaten es für ihre Pflicht hielt gegen die Beſitznehmung dieſer Inſel Vorſtellung zu

nun fand, daß an der Sache etwas Streitiges war, was nicht ſo bald beigelegt werden würde, ſo verſchob man vor der Hand die Ausführung des Plans, ein Fort anzu- legen. Das Blockhaus auf der Inſel aber iſt noch immer beſetzt, und wird wohl ſo lange im Beſitz der Engländer bleiben, bis, zufolge des letzten Traktats, durch eine dazu ernannte Kommiſſion die Grenzen der brittiſchen

zu thun, und ſo jeden Fuß breit Landes ſtreitig zu machen, ſo hielt man doch im Allgemeinen dieſe Maaßregel für ziemlich überflüſſig, weil man feſt überzeugt iſt, daß die brittiſchen Be- ſitzungen in Nordamerika früher oder ſpäter der Republik einver- leibt werden würden.

Die gröſten Reiche der Welt ſind im Laufe der Zeit aufgelöſt worden und Niemand wird, meines Erachtens, behaupten können, daß das ausgedehnte brittiſche Reich, ſo mächtig es auch in dieſem Augenblick iſt, eben feſter zuſammenhinge als alle andere vor ihm. Möglich iſt es alſo allerdings, daß nach einer Reihe von Jahren auch Kanada und die übrigen Kolonien ſich vom Mutter- lande trennen. Sollte das aber je wirklich geſchehen, ſo werden ſich, meiner Meinung nach, dieſe Provinzen gewiß nicht an die vereinigten Staaten anſchließen, und zwar aus folgenden Gründen.

Erſtlich, iſt die Konſtitution der vereinigten Staaten nicht für ein ſo großes Territorium berechnet als ſie nach einem ſo großen Zuwachs einnehmen würden. Der Ort, an welchem ſich, der Konſtitution zufolge die Repräſentanten aller Staaten verſam- meln, um über das gemeine Wohl zu berathſchlagen, muß offen- bar ſo viel als möglich im Mittelpunkte der Staaten liegen. Wäre der Vorſchlag, die jetzige Unionsſtadt zu dieſem Behuf an- zulegen, nicht durchgegangen; ſo hätte, nach der Meinung der einſichtsvollſten Leute in den vereinigten Staaten, die Union nicht lange Beſtand haben können, denn die von dem bisherigen Sitz der Regierung allzu entfernt gelegenen Staaten beſchwerten ſich ſchon bitterlich über den ungeheuern Weg, den ihre Abgeordneten zur Verſammlung des Kongreſſes zu machen hätten, und fingen an von der Nothwendigkeit ihrer Trennung von den übrigen Staaten zu ſprechen. Jezt, da der Ort zur Unionsſtadt gewählt iſt, führen die Bewohner der nördlichen Staaten, denen Philadelphia ſehr bequem lag, dieſelbige Klage. Sie werden ſich zwar aus einem meiner vorigen Briefe erinnern, daß ich glaube es, ſei von der Verlegung der Regierung nach Waſhington, noch keine Trennung des Bundes zu fürchten; man ſieht aber doch daraus, daß das jetzige Gebiet der vereinigten Staaten für die Verfaſſung ſchon beinahe zu groß iſt, und ich bin daher völlig überzeugt, daß, wenn Kanada jemals dem Bunde beitreten ſollte, und man dann auch ganz genau den Mittelpunkt dieſes alsdann ungeheuern Gebietes zum Sitz der Regierung beſtimmte, dennoch weder Kanada noch die auf der entgegengeſetzten Seite eben ſo entfernten ſüdlichen Staaten, es ſich lange Zeit gefallen laſſen würden, ihre Repräſentanten

Beſitzungen in dieſem Theile von Amerika genau ausgemittelt ſein werden, da ſie in dem Definitiv-Traktat zwiſchen den vereinigten Staaten und Großbritannien nicht deutlich genug beſtimmt ſind. Der ganze Streit entſteht hier aus der verſchiedenen Deutung gewiſſer Worte in dem Traktat. Sie heißen: die Grenzlinie ſoll mitten durch den Erie-See laufen, bis zur Kommunikation

dorthin zu ſchicken, weil dieſe, bei aller möglichen Eil, doch den vierten Theil des Jahrs mit Hin- und Herreiſen zubringen müßten.

Zweitens ſind die Kanadier und die ihnen zunächſt liegenden Einwohner der vereinigten Staaten gar nicht dazu gemacht, in engerer Verbindung mit einander zu leben.

Das Volk im obern Kanada beſteht größtentheils aus Flüchtlingen, welche die republikaniſche Parkei aus den vereinigten Staaten vertrieben hat; und obſchon die dreizehn Jahre, welche ſeit dieſer Zeit verfloſſen ſind, in uns Engländern jeden Funken von Rache ausgelöſcht haben, ſo iſt dies doch keinesweges in Ober-Kanada der Fall; vielmehr iſt es hier gar nichts ungewöhnliches, daß, ſelbſt Kinder, die Republikaner mit den gröbſten Schimpfnamen belegen, und eben ſo umgekehrt. Nach allem, was ich im Lande ſelbſt gehört und geſehen habe, wird, ſo lange Kanada unter engliſcher Botmäßigkeit bleibt, dieſer gegenſeitige Unwillen nicht aufhören. In Unter-Kanada bemerkt man dieſe Erbitterung nicht überall, ſondern nur da, wo angebaute Gegenden der Provinz an eben ſolche in den vereinigten Staaten anſtoßen; da aber iſt auch die Abneigung der Einwohner gegen jede politiſche Verbindung mit den vereinigten Staaten ganz allgemein, und die franzöſiſchen Kanadier beſonders zeigen bei jeder Gelegenheit die größte Abneigung gegen die Republikaner. Ein anderes Hinderniß zu gegenſeitiger Annäherung würde auch die Sprache ſein, denn aller ſeit 40 Jahren angewandten Mühe ohnerachtet, iſt die Abneigung der franzöſiſchen Einwohner gegen das Engliſche ſo hartnäckig, daß dies, ſelbſt bei der geſetzgebenden Verſammlung, deren engliſche Mitglieder doch des Franzöſiſchen mächtig ſind, Störungen und Unannehmlichkeiten verurſacht.

Drittens ſcheinen die jetzigen brittiſchen Beſitzungen in Nord-Amerika von der Natur dazu beſtimmt, einen eigenen unabhängigen Staat für ſich auszumachen.

Jetzt läuft die Grenzlinie zwiſchen den brittiſchen Beſitzungen und den vereinigten Staaten längs dem Fluß St. Croix, von da längs dem Hochlande an Neu-England vorbei bis zum 45ſten Grad nördlicher Breite, dann längs dieſem Parallelkreiſe bis zum Lorenzſtrom oder Cataragui oder Iroquois. Nun iſt zwar das Gebiet ſüdlich vom St. Lorenz augenſcheinlich durch keine ſcharfe Grenzlinie von den vereinigten Staaten getrennt, und ich glaube allerdings, daß dies auf eine oder die andere Weiſe einſt mit ihnen in Verbindung kommen könne. Die nördliche Gegend aber, welche gegen Norden von der Hudſonsbai, gegen

deſſelben mit dem Huron-See, und von da längs der Mitte dieſer genannten Waſſerkommunikation. Die vereinigten Staaten nun verſtehen hierunter die Mitte des beſten und befahrenſten Fahrwaſſers im Fluß. Wir, im Gegentheil, verſtehen darunter die wahre Mitte des Fluſſes, vorausgeſetzt daß zu beiden Seiten derſelben ein gutes Fahrwaſſer iſt. Nun liegt die Inſel Bois Blanc ganz beſtimmt zwiſchen dieſer Mitte des Fluſſes und dem brittiſchen Ufer; aber das tiefſte und beſte Fahrwaſſer für Laſtſchiffe geht ebenfalls zwiſchen der Inſel und dem brittiſchen Ufer. Wie alſo England die Worte deutet, ſo gehört die Inſel ohne allem Zweifel ihm; nach der Deutung der vereinigten Staaten hingegen gehört ſie dieſen. Mir ſcheint es allerdings, als hätte England in dieſem Falle das Recht auf ſeiner Seite, denn obſchon das beſte und bequemſte Fahrwaſſer auf der engliſchen Seite geht, ſo iſt doch auch das auf der entgegengeſetzten Seite der Inſel ſo tief, daß die größten Schiffe, welche jetzt die Seen befahren, und die größten die man je zu dieſer Schifffahrt

Oſten vom Ocean, gegen Süden und Weſten vom Lorenzſtrom und der ausgedehnten Kette von Seen, die ſich weſtwärts erſtreckt, begrenzt iſt, iſt wohl von den vereinigten Staaten durch die ſchärfſte Grenzlinie getrennt, die zwiſchen zwei Ländern auf dem feſten Lande nur immer exiſtiren kann, und eben dieſe merkwürdige Grenzlinie ſcheint mir zu beweiſen, daß beide Länder von der Natur dazu beſtimmt ſind, von einander getrennt zu bleiben. Weit eher läßt ſich vermuthen, daß die Florida's und die ſpaniſchen Beſitzungen an der Oſtſeite des Miſſiſippi einſt mit den vereinigten Staaten verbunden werden könnten, denn da die Ströme, welche durch das ſpaniſche Gebiet fließen, die einzigen Kanäle ſind, wodurch einige der weſtlichen Staaten auf eine bequeme Weiſe ihre Produkte nach dem Weltmeer ſenden können, ſo iſt es natürlich, daß dieſe Staaten begierig ſein werden, Herren dieſer Flüſſe zu werden; und das kann nicht anders geſchehen, als wenn ſie die Länder in Beſitz nehmen, durch welche ſie fließen. Indeſſen hat jeder Staat von repräſentativer Verfaſſung gewiſſe Grenzen, über welche hinaus er ſich nicht vergrößern kann, und dieſe ſind den vereinigten Staaten nach Oſten und nach Süden hin durch das Weltmeer, nach Norden hin durch den St. Lorenz und die Seen, nach Weſten hin durch den Miſſiſippi angewieſen; vorausgeſetzt, daß ſelbſt dieſer weite Umfang mit dem Wohl und der gehörigen Verwaltung des Ganzen füglich beſtehen kann.

wird brauchen können, ſich deſſen mit vollkommene Sicherheit bedienen können.

Es ſind bereits Zeichnungen zu einem Fort auf dem feſten Lande und zu einem auf der Inſel angefertigt: da aber nur das eine angelegt werden ſoll, ſo iſt der Bau verſchoben bis ausgemacht ſein wird, wem die Inſel gehört; im Fall ſie England behält, wird das Fort auf der Inſel ſelbſt erbaut werden, weil ſie eine vortheilhaftere Lage dazu hat als das feſte Land darbietet. Vor der Hand iſt indeß auf dem feſten Lande ein Blockhaus errichtet, das mehr als 100 Mann recht bequem faſſen kann, und 4 daneben liegende Morgen Landes ſind der Krone vorbehalten, im Fall das Fort nicht auf der Inſel erbaut werden ſollte.

Die Wände ſolcher militäriſchen Blockhäuſer beſtehn aus ſtarken viereckigen Balken; gewöhnlich ſind ſie zwei Stock hoch; in ſolchem Fall ſteht das obere Stockwerk zwei bis drei Fuß über das untere hervor, und im Fußboden dieſes Vorſprunges ſind Schießlöcher eingeſchnitten, um, im Fall das Haus geſtürmt werden ſollte, den Angreifenden ſenkrecht auf den Kopf ſchießen zu können. Auch in den Seitenwänden ſind dergleichen Schießlöcher und zum Theil von ſo weiter Oefnung, daß zum Beiſpiel hier in dem neuen Blockhauſe zu Malden, eine kleine Kanone dadurch abgefeuert werden kann; im Winter, wenn kein Ueberfall zu befürchten iſt, werden dieſe Schießlöcher mit großen hölzernen Stöpſeln oder Keilen zugemacht, und die Fugen, wie beim Schiffbau geſchieht, dicht kalfatert. Nach der neueſten vortheilhafteſten Bauart muß ein ſolches Blockhaus ſo angelegt ſein, daß wenn auch die eine Hälfte ganz weggeſchoſſen iſt, die andere noch immer feſt ſteht. Zu dem Ende muß jeder Balken, ſowohl in den Wänden als im Dach, dergeſtalt verbunden werden, daß er von dem nächſten völlig unabhängig iſt; eben ſo muß auch jede Wand unabhängig von der andern und größtentheils auch das Dach von den Wänden ſo iſolirt ſein, ſo daß wenn eine Bombe darauf geworfen wird, ſie nur das eine Stück

Holz mit fortreißen kann, welches ſie unmittelbar trift. Gegen das ſtärkſte Muſketenfeuer ſind **alle** Blockhäuſer feſt. Da nun überall Holz im Ueberfluß vorhanden iſt, und dieſe Häuſer ſehr ſchnell gebaut werden können, ſo findet man deren faſt auf jedem Vorpoſten in Nordamerika, ja faſt in jeder Feſtung im Lande. In Quebek giebt es deren mehrere.

Im untern Theil des Maldenſchen Diſtrikts, giebt es unter den zerſtreut umher liegenden Häuſern einige ſehr anſehnliche, und die dazu gehörigen Meiereien ſind beträchtlich, unter andern beſteht die, welche unſerm Freunde dem Kapitän E . . . gehört, unter deſſen Dache wir jetzt hauſen, aus nicht weniger als zweitauſend Morgen Landes. Ein großer Theil davon iſt gelichtet und vorzüglich gut angebauet. Sein Haus, das beſte im ganzen Diſtrikt, hat eine gar angenehme Lage, ungefehr 300 Schritte weit vom Fluß. Aus den Fenſtern des Salons hat man eine angenehme Ausſicht auf den Fluß, auf welchem indianiſche Kanots beſtändig hin und her fahren, und auf die Inſel Bois-Blanc. Vor dem Hauſe iſt ein kleiner niedlicher eingezäunter Raſenplatz mit Gruppen von Bäumen verziert, an deſſen Grenze nach dem Fluß hin ein großes indianiſches Wigwam (Hütte) ſteht, welches man das Rathhaus nennt, weil dort die Indianer ihre Verſammlung halten, wenn zwiſchen ihnen und den Herren vom Indianer-Departement Geſchäfte von einigem Belang abzumachen ſind. Auf der Inſel Bois-Blanc wohnen gegen 500 Indianer-Familien, von denen täglich mehrere zum Beſuch zu uns herüber kommen, ſo wie auch gegenſeitig wir oft nach der Inſel gehen, um ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Unſer Freund hat ihnen geſagt, daß wir über den großen See (Weltmeer) gekommen wären **um ſie zu ſehen**; das hat ihnen denn eine ſehr gute Meinung von uns beigebracht; ſie billigten das Unternehmen, und meinten wir hätten unſere Zeit gut angewandt. Kein Volk auf Erden hat wohl eine größere

Meinung von ſich als dieſe Menſchen; ſie glauben ſich wirklich über alle Andere erhaben.

Wir blieben nur kurze Zeit in Malden, und gingen dann in einem kleinen Luſtſchiff, das uns ein Kaufmann aus Gefälligkeit lieh, nach Detroit. Die Breite des Fluſſes wechſelt zwiſchen beiden Orten von zwei Meilen zu einer halben ab. Die Ufer ſind meiſtentheils ſehr flach aber reich mit ſchönen Holzarten bewachſen; an einigen Stellen ſind ſumpfige Niederungen die ſich tief ins Land hinein ſtrecken. An dieſen Stellen wo die Bäume nicht ganz ſo dicht ſtehen, aber dafür ſich deſto maleriſcher ausbreiten können, iſt die Waldgegend ſehr ſchön: zwiſchen jenen Niederungen macht der Fluß einige beträchtliche Beugungen, und mehrere große Inſeln in demſelben geben der Ausſicht hier eine reizende Mannigfaltigkeit.

Ueber Malden hinaus iſt zu beiden Seiten des Fluſſes kein von Weißen bewohntes Haus, ſondern nur armſelige Indianer-Dörfer zu ſehen. Erſt vier Meilen vor Detroit trift man zu beiden Seiten wieder, vorzüglich aber auf der engliſchen, viele Pflanzungen an. Dieſe Gegend iſt ſehr reich an Baumgärten, wo Pfirſichen, Aepfel und Kirſchen ſehr reichlich zutragen. Als wir hier waren, hingen namentlich die Zweige der Aepfelbäume mit den ſchönſten Früchten belaſtet faſt bis in den Fluß hinab. Man hat hier verſchiedene Arten vortrefflicher Aepfel; der vorzüglichſte aber iſt der ſogenannte Pomme-Caille. Er iſt außerordentlich groß und durch und durch dunkelroth. Ich erinnere mich nicht dieſen Apfel ſonſt irgendwo geſehn zu haben, und dennoch iſt er gewiß dieſer Gegend nicht eigenthümlich. Wir konnten der Verſuchung nicht widerſtehen an dem erſten dieſer Obſtgärten anzuhalten, und für wenige Pence erlaubte man uns ſo viel Obſt zu pflücken als wir nur immer in unſerm Boote fortbringen konnten. Die Pfirſchen-Zeit war zwar faſt vorbei, die wenigen aber die ich koſtete, waren von ſehr guter Art, wohlſchmecken-

der, größer und ſaftiger als man ſie in den mittlern Staaten gewöhnlich findet.

Die Häuſer in dieſer Gegend ſind alle gerade von derſelben Bauart als in Unter-Kanada, auch die Eintheilung und Bearbeitung des Ackers, und die Sitten der Einwohner ſind ſich in beiden Provinzen gänzlich gleich. Franzöſiſch iſt die herrſchende Sprache, und der Reiſende kann ſich auf einen Augenblick einbilden, daß er durch einen Zauber plötzlich wieder in die Gegend von Montreal oder Trois-Rivieres verſetzt worden ſei. Alle Hauptpoſten in der weſtlichen Gegend, längs den Seen am Ohio, Illinois u. ſ. w. ſind zwar auch von den Franzoſen angelegt; ſie haben ſich aber, nur Detroit und die nächſt umliegende Gegend ausgenommen, mit der ungleich größern Anzahl der Anſiedler, welche engliſch ſprechen, dermaßen vermiſcht, daß ihre Sprache überall, nur allein in Detroit nicht, ausgeſtorben iſt.

Detroit enthält ungefehr 300 Häuſer, und iſt die größte Stadt in der weſtlichen Gegend. Es liegt nahe am Fluß oben auf dem Ufer, das hier über 20 Fuß hoch iſt. Unterhalb ſind, zur Bequemlichkeit der Schiffahrt, große hölzerne Anfuhrten, faſt wie in den Seehäfen am atlantiſchen Meer. Die Stadt beſteht aus mehrern Straßen die mit dem Fluß in gleicher Richtung laufen, und von andern in rechten Winkeln durchſchnitten werden; ſie ſind eng, ſchlecht gepflaſtert, und wenn es geregnet hat äußerſt ſchmutzig. Zur Bequemlichkeit der Fußgänger ſind jedoch in den meiſten Fußſteige von viereckigen Klötzern gemacht. Die Stadt iſt mit ſtarken Palliſaden umgeben, und hat 4 Thore; zwei gehen nach den Anfuhrten und die zwei andern ſind an der Nord- und an der Südſeite der Stadt. An den Thoren ſind ſtarke Blockhäuſer, und auf der Weſtſeite der Stadt ein kleines viereckiges Fort, mit Baſtionen an den Ecken. In jeder Baſtion iſt ein kleines Feldſtück aufgepflanzt, und dies iſt alle Geſchütz, das ſich gegenwärtig hier befindet. Die

Engländer hatten ſonſt eine große Menge Artillerie hier, aber gegen einen regelmäßigen Angriff hätte ſich der Ort nie lange halten können, und die Werke ſcheinen wohl nur zur Vertheidigung gegen die Indianer angelegt zu ſein.

Detroit iſt jetzt das Hauptquartier der weſtlichen Armee der vereinigten Staaten; die Garniſon beſteht aus 300 Mann die in Kaſernen einquartiert ſind. Die Offiziere achten ſo wenig auf den kleinen Dienſt, daß die Mannſchaft, ſo gut ſie ſich auch im Kriege benommen, auf der Parade doch ſehr armſelig ausſieht. Die Damen in der Stadt ſind noch immer außer ſich über den Abzug der brittiſchen Truppen, obſchon 3 Monat ſeitdem verfloſſen ſind, und ungeachtet die amerikaniſchen Offiziere ſie immer verſichern, daß ſie ſie, bei näherer Bekanntſchaft, liebenswürdiger und angenehmer finden würden als die Engländer. Dies iſt eine ſonderbare Art ſich einzuführen, die aber den amerikaniſchen Offizieren ganz ähnlich ſieht. Von ihrer Rohheit, Ungeſchliffenheit und Unverträglichkeit können Sie ſchon aus dem einzigen Umſtande urtheilen, daß nicht einmal ſo viel Uebereinſtimmung unter ihnen herrſcht um gemeinſchaftlich zu ſpeiſen. Bei ihrer Ankunft in Detroit iſt eine ſolche Anſtalt eingerichtet worden, ihre beſtändigen Zänkereien aber haben derſelben bald ein Ende gemacht. Während ſie in Grenville in Kantonirung lagen, fielen ſo viel Duelle vor, daß damahls ein Renommiſt und ein Offizier von der amerikaniſchen Weſt-Armee ganz gleichbedeutende Worte waren.

Der dritte Theil der Einwohner von Detroit, und der größte Theil derer, welche ſich ober- und unterhalb der Stadt längs dem Fluſſe angebaut haben, ſind von franzöſiſcher Abkunft. Die erſten treiben größtentheils Handel, und ſcheinen alle in ziemlich gleichen Vermögensumſtänden zu ſein.

Detroit iſt ein anſehnlicher Handelsplatz, der nicht weniger als 12 eigene Kauffartheiſchiffe hat, welches Zweimaſter, Brigs, Schaluppen und Schooner von 50 bis

100 Tonnen Laſt ſind. Die Schiffahrt nach dem Hinterlande iſt von hieraus ſehr ausgedehnt, denn auf der einen Seite kann man den Erie-See, der 300 Meilen lang iſt, und auf der andern den Michigan- und den Huron-See befahren, von denen der erſte 200 Meilen lang und 60 breit iſt, der andere an 1000 Meilen im Umkreis hat, hiezu kommt ferner noch der St. Clair-See und der Detroit-Fluß, welche die zuerſtgenannten Seen mit einander verbinden, desgleichen viele andre große Flüſſe, welche ſich in jene ergießen.

Die hieſigen Waarenlager und Magazine ſind ſehr wohl verſehen, und feines Tuch, Leinewand und alle Artikel die man zur Kleidung gebraucht, ſind hier eben ſo gut und beinahe um eben den Preis wie in Neu-York und in Philadelphia zu bekommen.

Die Fiſche die in den benachbarten Seen und Flüſſen gefangen werden, ſind vorzüglich wohlſchmeckend; unter andern eine ſehr köſtliche Art großer Forellen, die der Michillimakinakiſche Weißfiſch genannt wird, weil er meiſtentheils in jener Straße gefangen wird. An Salz leiden die Einwohner oft großen Mangel, und es iſt noch nicht lange her, daß ſie kein anderes hatten, als was ihnen aus Europa zugeführt wurde, jetzt ſind aber an verſchiedenen Orten im Lande Salzquellen entdeckt worden, und man fängt an dieſen Artikel ſelbſt zu gewinnen. Die beſten und ergiebigſten Quellen ſind in den Händen der Regierung, und der Gewinn vom Salzverkauf wird in den Schatz der Provinz abgeliefert. Die ganze weſtliche Gegend der vereinigten Staaten erhält ihren Bedarf an Salz aus Quellen, von denen einige ſo ergiebig ſind, daß ſie in Zeit von einer Woche viele 100 Scheffel liefern. Auf der einen Seite der Stadt iſt eine große katholiſche Kirche, auf der andern die ſogenannte Huronen-Kirche, die wirklich für dieſe Indianer beſtimmt iſt. Die Straßen ſind gewöhnlich voll Indianer von verſchiedenen Stämmen, und unter ihnen eine große Menge alter Squaws,

die ihre Töchter umherführen, immer bereit ſie auf eine Zeitlang dem Meiſtbietenden zu überlaſſen. Des Nachts werden alle Indianer, diejenigen ausgenommen, welche einer oder der andere von den Einwohnern bei ſich aufnimmt, zur Stadt hinaus gebracht und die Thore hinter ihnen verſchloſſen.

Die amerikaniſchen Offiziere hier thun ihr möglichſtes, um den Indianern ihre Vorzüge vor den Engländern einleuchtend zu machen, da ſie aber eben nicht ſehr freigebig mit Geſchenken ſind, ſo achten dieſe nicht auf das was ſie ſagen. Den General Wayne, der ihnen beſtändig Geſchenke verſprach, und es immer aufſchob ſie ihnen zu geben, wenn ſie ihn darum mahnten, nannten ſie General Wabang (morgen).

Das Land um Detroit ſelbſt, und eine ziemliche Strecke oberhalb der Stadt, iſt ſehr gelichtet, und eben ſo auch das auf der engliſchen Seite des Fluſſes. Die Pflanzungen reichen faſt bis an den Huron See; aber jenſeit des la Trenche, der ſich in den St. Claire ergießt, liegen ſie nur ſehr einzeln. Die Bevölkerung an den Ufern des la Trenche, oder der Themſe, wie dieſer Fluß jetzt genannt wird, nimmt durch die Auswanderungen aus der Gegend von Niagara und aus Detroit ſeitdem die Engländer es geräumt haben, ſehr ſchnell zu. Wir machten einen Morgen eine Ausflucht in einem kleinen Boot bis zum St. Clair-See, es ſtieß uns aber, weder die Einwohner noch das Land ſelbſt betreffend, etwas merkwürdiges auf. Die Gegend um Detroit iſt ungemein flach, und von allen hier vorhandenen Flüſſen hat nicht ein einziger ſo viel Gefäll als nöthig iſt um eine Mühle zu treiben. Im Detroit iſt der Strom noch am ſtärkſten, und ein Franzoſe befeſtigte eine Schiffsmühle von ſeiner Erfindung, mit Ketten mitten im Fluſſe, wo er glaubte, daß die Ströhmung ſtark genug ſein würde um das Rad zu treiben, der Verſuch entſprach aber der Erwartung nicht, ungeachtet er den Einwohnern vieles Geld gekoſtet hatte. Sie mahlen ihr

Korn in Windmühlen, die ich in keiner andern Gegend von Nord-Amerika geſehen zu haben mich erinnere.

Der Boden am Detroit-Fluſſe iſt gut, obſchon nicht fett, und giebt reichliche Mais- und Weizenernten. Das Klima iſt viel geſunder als in der Gegend des Niagara; doch ſind auch hier intermittirende Fieber nicht ungewöhnlich. Die Hitze iſt außerordentlich, das Thermometer ſteigt oft bis 100° Fahrn.; ſelten aber vergeht ein Winter, wo der Schnee nicht 2 bis 3 Monate lang liegen bleibt.

Während wir in Detroit waren, mußten wir uns beſtimmen, was wir für einen Rückweg nach dem Ocean nehmen wollten. Wieder über den See nach Fort Erie zu gehn, dazu hatte keiner von uns Luſt; dieſer Vorſchlag ward alſo gleich verworfen. Nun waren noch zwei andere Wege die in Betrachtung kommen konnten, der Eine zu Lande von Detroit durch das weſtliche Gebiet der vereinigten Staaten bis an die obern ſchiffbaren Stellen irgend eines von den Flüſſen, welche ſich in den Ohio ergießen, und auf dieſen dann auf- oder abwärts, nachdem es uns thunlich ſcheinen würde. Der Andere zu Waſſer bis Presqu-Isle auf der Südſeite des Erie, dann den French Creek und den Alleghany hinunter, bis Pittsburgh am Ohio; dort hätten wir dann wieder die Wahl, ob wir den Ohio und den Miſſiſippi hinunter, oder durch Penſylvanien, nach Philadelphia gehn wollten. Wir hatten am meiſten Luſt zu dem erſtern, mußten aber bald alle Gedanken daran fahren laſſen, denn wir hätten zu Pferde abreiſen, uns Mundvorrath auf eine 200 Meilen lange Reiſe durch die Wälder mitnehmen, und unſere Pferde hätten unterweges mit bloßem Graſe ſich begnügen müſſen. Miethspferde waren in Detroit nicht zu haben, und hätten wir auch welche kaufen wollen, was nur zu einem ſehr hohen Preiſe möglich war, ſo hätten wir doch nicht gewußt, wie wir ſie am Ende unſerer Landreiſe wieder los werden ſollten, wenn wir ſie nicht geradezu in die

Wälder hineinjagen wollten, was ſich mit unſern Finanzen nicht gut vertragen hätte. Dies alles aber abgerechnet, war die gröſste Schwierigkeit die, einen Führer zu bekommen. Die Indianer waren eben im Begriff ihre Jagdreiſen anzutreten, und man ſagte uns, daß wenn wir uns auch wirklich einen Trupp zur Eskorte geſchafft hätten, wir doch Gefahr lieſen noch vor Erreichung unſers Ziels von ihnen verlaſſen zu werden. Wenn ſie zum Beiſpiel auf einen Trupp ſtieſſen, der glücklich auf der Jagd geweſen wäre, oder wenn ſie an einen Ort kämen, wo ſich viel Wildpret ſehen lieſſe, oder wir uns vielleicht nicht ganz nach ihren Einfällen richten wollten; ſo könnte es leicht kommen, daß ſie, ohne ſich um den bedungenen Lohn zu kümmern, in einer Anwandlung von Laune uns unſerm Schickſal überlieſſen. Wir hatten eben keine Luſt uns dieſer Gefahr auszuſetzen, und beſchloſſen daher über Presqu-Isle zu gehn. Wie nun aber dahin kommen? Es ereignete ſich eben der ſeltne Fall, daß gerade ein kleines Schiff dahin abſegeln wollte, es war aber ſchon ſo voll von Paſſagieren, daß wir gar keinen Platz mehr bekommen konnten; und überdem wollten wir dieſen Diſtrikt auch nicht ſo ſchnell verlaſſen. Einer der gröſsten Kaufleute in Detroit, an den wir Empfehlungsſchreiben hatten, fand zu unſer aller Befriedigung einen Ausweg; er verſprach, dem Steuermann eines von den Schiffen auf dem See, wovon er zum Theil Eigenthümer war, Ordre zu geben, daß er uns bei Presqu-Isle ausſetzen ſolle. In 14 Tagen ſollte das Schiff von hier abſegeln, und uns in Malden abholen; hieher machten wir uns nun mit unſerem Schifflein wieder auf den Weg, und kamen in wenigen Stunden an.

Ein und dreißigſter Brief.

Geſchenke der brittiſchen Regierung an die Indianer. — Kurze Nachricht vom Kriege der Amerikaner mit den Indianern. — Friede. — Zeremonien bei einem Friedensſchluß mit den Indianern.

Malden im Oktober.

Hart an das Haus unſeres Freundes hier ſtößt eine Reihe von Magazinen, worin die Geſchenke aufbewahrt werden, welche die Regierung alljährlich unter die Indianer in dieſem Diſtrikt austheilen läßt. Zu Beſorgung dieſes Geſchäfts reſidiren hier beſtändig einige Commiſſarien. Wir waren noch nicht lange hier, als ſich ſchon Gelegenheit fand, eine ſolche Geſchenksvertheilung zu ſehen.

Die Verhandlung hob damit an, daß die Häupter der verſchiedenen Stämme bei ihrer Ankunft in Malden ſich bei unſerm Freunde, der in dieſem Diſtrikt der Erſte im Indianer-Departement iſt, meldeten, und jeder ihm ein Bündel kleiner Stäbchen von Zedernholz einhändigte. Dieſe Stäbchen von verſchiedener Länge und von der Dicke einer gewöhnlichen Bleifeder, zeigten die Anzahl der Individuen in jedem Stamme an, welche Theil an der Güte ihres großen Vaters — wie ſie den König von England nennen — zu haben hofften. Die längſten Stäbchen bezeichneten die Anzahl der Krieger in jedem Stamme, die kürzern die Frauen, und die kürzeſten die Kinder. Unſer Freund übergab hierauf die Stäbchen den Unterbedienten des Departements, um die Anzahl derſelben und die Ueberbringer zu notiren, und die nöthigen Geſchenke in Bereitſchaft zu ſetzen.

Die Vertheilung derſelben geſchah unter freiem Himmel, an einem ſchönen heitern Tage, auf folgende Weiſe. Auf einem Raſenplatz wurden an verſchiedenen Stellen große Pfähle aufgeſtellt, an denen die Nah-

men der Stämme und die Anzahl ihrer Individuen verzeichnet waren. Dann brachte man aus den Magazinen große Ballen von Decken, blau, roth und braunes Tuch, groben bunten Kattun, Taback in Rollen, Flinten, Pulver, Kugeln, Schrot, Meſſer, Kämme von Elfenbein und von Horn, Spiegel, Beile, Scheeren, Nadeln, rothe Farbe in Säcken, kupferne und eiſerne Töpfe und Keſſel; das Ganze ungefehr 500 Pfund Sterling an Werth. Hierauf wurden die Ballen geöffnet, die Zeuge in Stücken geſchnitten, jedes aber groß genug um einen Mantel, ein Hemd, Beinkleider oder ſonſt ein Kleidungsſtück daraus zu machen; die Geſchenke für jeden Stamm wurden alsdann auf einen Haufen an den mit ſeinem Namen bezeichneten Pfahl gelegt. Dies Geſchäft erforderte mehrere Stunden, da nicht weniger als 400 Indianer zu beſchenken waren. Liqueur oder ſilberner Schmuck wird den Indianern **nie** gegeben, ſo ſehr ſie beides auch lieben; doch pflegt man es den angeſehenſten von ihren Anführern und die gut gegen uns geſinnt ſind, insgeheim zuzuſtecken. Den Indianern die Geſchenke der Regierung abzukaufen, oder gegen Rum abzutauſchen, iſt den Kaufleuten bei harter Strafe verboten.

Als zur Austheilung alles bereitet war, ſagte man den Anführern der Stämme, daß ſie nun ihre Krieger, welche außerhalb des Raſenplatzes neugierig umher ſchlichen, herbeirufen ſollten. In wenigen Minuten waren ſie alle verſammelt, ſtellten ſich in einen Kreis, und mein Freund hielt, indem er ihnen die Geſchenke übergab, eine kleine Rede, ohne welche nach Sitte der Indianer kein Geſchäft verhandelt werden kann. Er ſagte ihnen: daß ihr großer und guter Vater, der jenſeits des großen Sees wohne, ſehr aufmerkſam auf das Glück ſeines treuen Volkes ſei, und daß er ihnen, ſeinen guten indianiſchen Kindern, dieſe Geſchenke die vor ihnen lägen, geſchickt habe. Die Flinten, Ammunition und Beile habe er den jungen Leuten, das Zeug zu den Kleidern den Greiſen,

Frauen und Kindern beſtimmt. Er hoffe, daß die jungen Leute ihre Waffen nur zur Jagd gebrauchen, und nicht Gelegenheit haben würden ſie gegen einen Feind anzuwenden. Sie ſollten die Alten ehren, und freundlich mit ihnen theilen, was ſie bei der Jagd aufbringen. Er hege das Zutrauen zu dem großen Geiſte, daß er ihnen helle Sonne, klaren Himmel und günſtiges Wetter zur Jagd verleihen werde, und wenn ſie im nächſten Jahre ſo gute Kinder blieben, würde er gewiß ſeine Wohlthaten erneuern und ihnen noch mehr Geſchenke über den großen See ſchicken.

Dieſe kleine Rede ward in engliſcher Sprache gehalten, die anweſenden Dolmetſcher aber überſetzten ſie jedem Stamme in ſeine eigenthümliche Sprache, Periode vor Periode, und die Indianer bezeugten am Ende einer jeden ihre Zufriedenheit durch ein ſtarkes lautes Hoah! Hoah! Nach Beendigung der Rede wurden die Anführer hervorgerufen, die Geſchenke wurden ihnen angewieſen und übergeben. Sie empfingen ſie mit Dank, winkten einigen von ihren Kriegern und in weniger als drei Minuten war der Raſenplatz leer und alles an Bord der Kanots gebracht, die es nach der Inſel und den anliegenden Dörfern brachten. Die Indianer beobachteten bei dieſer Gelegenheit den größten Anſtand und Ordnung; kein Streit entſtand, kein Stamm ſchien über das was der andere empfangen hatte, im geringſten neidiſch zu ſein, jeder nahm den Haufen der ihm gehörte, und zog ſtillſchweigend ab.

Nächſt den eben erwähnten Geſchenken wurde dieſesmal auch unter einige Indianer-Stämme, welche mit den vereinigten Staaten Krieg geführt hatten und auf Bois Blanc kampirten, Proviſion ausgetheilt. Ihre Dörfer, Kornfelder und Vorräthe waren während des Krieges vom General Wayne völlig zerſtört worden; ſie konnten ſich nun nicht mehr erhalten, und kamen gleich nach dem Frieden zu ihren guten Freunden, den Englän-

dern, und baten um Unterſtützung an Lebensmitteln. „Unſere Feinde, ſagten ſie, haben unſere Dörfer und Vorrathshäuſer zerſtört, unſere Frauen und Kinder haben nichts zu eſſen; ihr nennt euch unſere Freunde, zeigt es nun daß ihr es wirklich ſeid und ſpeiſet uns ſo lange bis unſer Korn reif und das Wetter zur Jagd günſtig iſt." Dies ward ihnen ſogleich zugeſtanden, die Regierung ließ auf der Inſel augenblicklich ein Proviantmagazin errichten, aus welchem ihnen zwei Tage in der Woche, jedesmal drei Tonnen Pökelfleiſch, eben ſo viel Mehl, Bohnen oder Erbſen, Mais und zwei Stück geſchlachtete Ochſen gereicht werden. Für eine Unterſtützung dieſer Art ſind die Indianer weit weniger dankbar als für die andern Geſchenke; ſie halten es nehmlich für bloße Schuldigkeit daß eine Nation einer andern, mit der ſie in Frieden lebt, in der Noth beiſtehen müſſe; und in der That würden auch ſie mit ihren weißen Brüdern, den Engländern, gern ihren letzten Vorrath theilen, wenn dieſe je in ähnliche Umſtände kommen ſollten.

Die Geſchenke, welche den Indianern gegeben werden, und die Gehalte für das Indianer-Departement, koſten der Krone, wie ich ſchon oben geſagt, an 100,000 Pfund Sterling jährlich. Als wir Kanada in Beſitz nahmen betrugen die Geſchenke noch weit mehr als jetzt; denn erſtlich war die Anzahl der Indianer um vieles größer, und dann mußte man jedem Einzelnen mehr geben, um ihnen die üble Meinung zu benehmen, welche ihnen die Franzoſen von uns beigebracht hatten. Da jene Vorurtheile jetzt glücklich gehoben ſind, und die vollkommenſte Harmonie zwiſchen ihnen und unſerer Nation ſtatt findet; ſo würden zur Erhaltung des guten Vernehmens vielleicht noch geringere Geſchenke hinreichen; da es aber doch möglich wäre, daß die Verminderung unſerer Freigebigkeit auch ihre Zuneigung gegen uns verminderte, ſo würde die Sparſamkeit hier ſehr übel angebracht ſein. Und in der That, wenn man bedenkt, welch ein äußerſt

zahl=

zahlreiches und glückliches Volk die Indianer waren, ehe die Europäer ſich in das Gebiet eindrängten, das von der Natur ihnen zugetheilt war; wenn man bedenkt, wie viele Tauſende von ihnen in den Kriegen umgekommen ſind, die unſer Durſt nach Land und Herrſchaft angezettelt hat, und wie viel mehr noch durch das verderbliche Getränk weggerafft worden ſind, das wir ihnen zugeführt haben; wenn man bedenkt, wie viel erkünſtelte Bedürfniſſe die wenigen noch übrigen Stämme durch uns kennen gelernt haben, und wie verderbt ſie durch den Umgang mit uns geworden ſind; wenn man endlich bedenkt, daß auf dem ganzen ausgebreiteten Gebiet zwiſchen dem Miſſiſippi und dem Ocean in funfzig Jahren vielleicht keine Spur mehr von jenem tugendhaften, liebenswürdigen Volke zu finden ſein wird: ſo ſollte man wohl eher darauf bedacht ſein, noch mehr zu ihrer Zufriedenheit und zu ihrem Glücke beizutragen, als ihnen etwas an den Kleinigkeiten zu ſchmälern, die ihnen in ihrer jetzigen Lage einige Freude gewähren. Durch Geſchenke kann man allerdings die Zuneigung unkultivirter Nationen gewinnen, und ſie ſind daher auch auf die Gemüther der Indianer von großem Einfluß; aber dennoch iſt dadurch allein ihre herzliche Zuneigung nicht zu erlangen: man muß zeigen, daß man an allem Theil nimmt, was ſie angeht; man muß ſich mit ihnen verbinden, ſie wie ſeinesgleichen behandeln und einigermaßen ihre Sitten annehmen. Durch ein ſolches Benehmen iſt es den Franzoſen gelungen, als ſie Kanada im Beſitz hatten, ſich die Gunſt der Indianer in vorzüglichem Grade zu erwerben und ſehr großen Einfluß über ſie zu gewinnen. Die alten Indianer ſagen noch immer, daß ſie nie glücklicher waren als unter der Herrſchaft der Franzoſen; und dieſe alte Vorliebe äußert ſich noch jetzt auf eine ſehr bemerkenswerthe Art; wenn einem Indianer irgend etwas zuſtößt, um deſſen willen er bei einem Weißen Hülfe ſuchen muß, z. B. wenn er krank wird, wenn zufällig ſein Mundvor-

rath ausgegangen iſt, oder wenn er bei Sturm und Regen ein Obdach ſucht, ſo wird er in allen dieſen Fällen ſich allemal lieber an die alten franzöſiſchen Koloniſten wenden als an die engliſchen Einwohner. Dieſe ſehn wohl ein, wie nöthig es iſt die Indianer mit Achtung und Freundlichkeit zu behandeln, ſie können aber nicht ſo wie die Franzoſen den Gedanken gänzlich fahren laſſen daß die Indianer doch immer nur eine untergeordnete Menſchenraſſe ſeien; dies fühlen die Indianer allerdings und darum iſt ihnen der Franzoſe lieber als der Engländer; dennoch leben ſie auch mit dieſen auf einem freundſchaftlichen Fuße, und viele Engländer, welche an den Grenzen wohnen, haben mich verſichert, daß wenn ſie unter ſich nur halb ſo ehrlich und gut mit einander umgingen als die Indianer mit ihnen, ihr geſelliges Leben alsdann wirklich beneidenswerth ſein würde.

Von Seiten der vereinigten Staaten hat ſich die Regierung bis jetzt um die Zuneigung der Indianer eben noch nicht beworben, und die Grenzbewohner ſelbſt ſcheinen gar keinen Werth darauf zu ſetzen; ja ſie haben oft, ſtatt die Indianer als eine benachbarte unabhängige Nation zu behandeln, ſich unerhörte Eingriffe in die Rechte derſelben erlaubt; dafür aber auch alles von ihnen erdulden müſſen, was ein rachſüchtiger grauſamer Feind nur thun kann, nächtlichen Ueberfall, Räubereien und Mordbrennerei. Oft haben die Grenzbewohner ſich aus ihren Wohnungen nicht heraus wagen dürfen, und ſind genöthigt geweſen zur Nachtzeit bewaffnete Wachen auszuſtellen. Unbewaffnet hat ſelbſt am Tage Niemand ſeinen nächſten Nachbar beſuchen, geſchweige denn eine noch ſo kleine Reiſe machen dürfen. Barbareien dieſer Art, welche die Indianer verübt haben, machen in den amerikaniſchen Zeitungen gleichſam einen ſtehenden Artikel aus, und ganze Bände würden nicht hinreichen die ſchrecklichen Erzählungen alle zu faſſen.

In den vereinigten Staaten giebt man den Engländern Schuld, daß ſie es ſind, welche die Indianer zu dieſen Feindſeligkeiten aufhetzen, und ſchmäht auf unſere Regierung, daß ſie ihnen Flinten, Tomahawks und andere Waffen zukommen läßt. Während des Krieges haben wir freilich durch Geſchenke und andere Mittel die Indianer vermocht, gegen die Koloniſten zu fechten; daß wir dies aber jetzt nach geſchloſſenem Frieden noch thun ſollten, iſt ein eben ſo ungegründetes als boßhaftes Vorgeben. Das Volk in den vereinigten Staaten hat es ſich lediglich allein zuzuſchreiben, daß nach Unterzeichnung des Definitivfriedenstraktats die Feindſeligkeiten der Indianer noch immer fortdauern. Statt die Gelegenheit wahrzunehmen dieſe durch Geſchenke und gütliche Begegnung zu gewinnen, behandeln die Amerikaner ſie immer noch als wilde Thiere, die ausgerottet werden müſſen. Unerſättlicher Geiz, ewige Unzufriedenheit und Unruhe des Gemüths verleiten die Bürger der vereinigten Staaten oft zu Gränzbeeinträchtigungen, und ſie bauen ſich ohne Bewilligung der Eigenthümer auf dem Gebiete der Indianer an, indeß in den vereinigten Staaten ſelbſt noch Millionen Morgen Landes ungenutzt da liegen, die man aber freilich nicht unentgeltlich bekommen kann. Die Indianer, die ſtrenger als vielleicht irgend ein Volk auf Erden, das im Verhältniß mit ſeiner Anzahl ein ſo ſehr ausgebreitetes Gebiet beſitzt, auf ihr Grenzrecht halten, machen ſich eben kein Gewiſſen daraus, dieſe ungebetenen Gäſte anzufallen, zu plündern und ſelbſt todt zu ſchlagen, wenn ſich eine günſtige Gelegenheit darbietet. Die Weißen wehren ſich nach Möglichkeit, ſie ſchießen jene wie Bären und Wölfe nieder, und treiben ſie oft mit großem Verluſte zurück; allein ein ſolcher mißlungener Angriff verdoppelt nur ihre Wuth, und bei ihrer rachſüchtigen Gemüthsart, die für vergoſſenes Blut immer wieder Blut fordert, begnügen ſie ſich oft nicht damit die ganze Familie deſſen, der einen von ihren Anführern oder

Kriegern getödtet hat, zu morden, ſondern ſie fallen in das Gebiet des Feindes ein und richten, um die Manen ihrer Gefährten zu beſänftigen, unter den friedlichen Landbewohnern die ſchrecklichſten Verheerungen an, gleichviel ob dieſe an jenen erſten Feindſeligkeiten Theil genommen haben oder nicht. Werden ſie auch hier zurückgetrieben, oder verlieren ſie bei dieſem Angriff einen von den ihrigen, ſo ſinnen ſie von neuem auf Rache, und ſo geht die Fehde und das Morden gleichſam ins Unendliche. Dieſe traurige Lage der Grenzbewohner erregte endlich die Aufmerkſamkeit der Regierung, und das Reſultat war, daß der Kongreß verordnete, es ſolle auf Unkoſten der vereinigten Staaten eine Armee errichtet werden, um den Feind abzuhalten.

Dies geſchah ungefehr ums Jahr 1790 und das Kommando derſelben ward dem General St. Clair anvertraut. Sie beſtand aus 1500 Mann; dieſe Leute waren aber nicht gewohnt gegen Indianer zu fechten, und was Viele vorausſahen, und der Erfolg bewies, auch der General war nicht dazu gemacht in einem Feldzuge dieſer Art zu kommandiren, obſchon er ein erfahrner Offizier war, und gegen reguläre Truppen recht gut gefochten haben würde.

St. Clair rückte mit ſeiner Armee ins indianiſche Gebiet, es gab gelegentlich kleine Scharmützel, die Indianer aber wichen immer vor ihm zurück, als ob ſie einer ſo überlegenen Macht gar nicht Widerſtand zu leiſten wagten. Ohne zu bedenken, daß er es mit einem liſtigen Feinde zu thun hatte, verfolgte er ihn kühn, bis er zuletzt, tief genug ins feindliche Gebiet hineingelockt, an einem gelegenen Orte von allen Seiten von den Indianern umringt ward. Seine Armee kam in Verwirrung, vergeblich bemühete er ſich ſie wieder in Ordnung zu bringen. Die Indianer wurden nun dreiſt, ſtürzten mit ihren Tomahawks und Skalpiermeſſern in die Lücken, und es erfolgte eine ſchreckliche Niederlage. Der größte Theil der Armee blieb auf dem Schlachtfelde, und die dem Tode

entrannen, wurden meiſtens zu Gefangenen gemacht. Alle Kanonen, Ammunition, Bagage und Pferde fielen den Indianern in die Hände.

Eine große Menge junger Kanadier, vorzüglich viele, deren Mütter Indianerinnen waren, fochten bei dieſer Gelegenheit auf indianiſcher Seite; ein Umſtand, der die Bewohner der vereinigten Staaten noch mehr in der vorſchnell gefaßten Meinung beſtärkte, als wären die Indianer von den Engländern aufgehetzt. Ich habe aber mit mehreren von jenen jungen Leuten, die gegen St. Clair fochten, geſprochen, und kann ihrer eigenen Ausſage nach verſichern, daß ſie ohne Vorwiſſen der Regierung und bloß deshalb mit den Indianern gemeinſchaftliche Sache gemacht haben, weil ſie glaubten, daß dieſe das Recht auf ihrer Seite hätten, und weil ſie gegen die Amerikaner, ſeit der Rebellion her, einen unauslöſchlichen Haß haben.

Da die Niederlage des General St. Clair für die Indianer eine vollkommene Genugthuung war, ſo hätte man jezt wahrſcheinlich unter ſehr billigen Bedingungen Friede machen können; und hätten die Republikaner die alsdann feſtgeſetzte Grenzlinie unverbrüchlich reſpektirt, ſo würde der Friede auch dauerhaft geweſen ſein. Die allgemeine Meinung aber war, daß zu einem guten Frieden zuerſt ein Sieg über die Indianer erfordert würde, und deshalb beſchloß man eine andere zahlreichere Armee zu errichten: der Kongreß bewilligte zu dieſem Behuf große Summen und bald waren 3000 Mann auf den Beinen.

Man ſuchte vorzüglich Leute aus Kentucki und aus andern Gegenden von der Grenze anzuwerben, weil dieſe mit der Kriegsart der Indianer bekannt ſind. Aus dieſen Leuten ward ein zahlreiches Regiment Scharfſchützen errichtet, und das Kommando der Armee dem jezt verſtorbenen General Wayne übertragen. Dieſer führte zuerſt eine ſtrenge Mannszucht unter ſeinen Truppen ein, hielt ſie dann an den Grenzen beſtändig in Bewegung,

machte aber keinen Verſuch weit ins indianiſche Gebiet einzudringen, und nahm überhaupt fürs erſte gar keine offenſive Maaßregel gegen den Feind. Durch dieſen Aufſchub hoffte er den doppelten Vortheil zu erlangen, daß nehmlich der Eindruck, den die Niederlage der vorigen Armee gemacht hatte, unterdeß allmählich verlöſchen, und daß ſein Korps nach und nach mit der indianiſchen Art Krieg zu führen bekannter werden würde, denn er ſah wohl, daß ſich mit den Indianern nicht anders als auf ihre eigene Weiſe fechten laſſe.

Als die Armee geübt genug war, rückte der General mit äußerſter Vorſicht und nur Schritt vor Schritt vorwärts. Selten machte er an einem Tage mehr als zwölf Meilen; um Mittag wurde Halt gemacht, und der Nachmittag dazu angewandt, ſtarke Verſchanzungen ums Lager zu machen, damit die Armee ſtets vor einem Ueberfall geſichert ſei. Dergleichen Verſchanzungen wurden dann nicht eher wieder verlaſſen, als bis die nächſte Lagerſtelle wiederum befeſtigt war; eben ſo wurden auch in einem Umkreiſe von 40 Meilen ſtarke Poſten ausgeſetzt, um nöthigenfalls den Rückzug der Armee zu decken. Während des ganzen Marſches ſchickte der General Detaſchementer aus, die alle in der Nachbarſchaft belegenen Indianer-Dörfer in Brand ſtecken mußten, und bei Expeditionen dieſer Art blieb keine Kriegsliſt unbenutzt. Zuweilen mußte die Mannſchaft ſich nackt auskleiden, und den Körper bunt bemahlen, ſo daß ſie völlig den Indianern glichen; ſie näherten ſich den Dörfern dann als Freunde und richteten ſchreckliche Niederlagen an. Oft fielen während des Marſches Scharmützel vor, der Sieg war bald auf der einen bald auf der andern, mehrentheils aber doch auf der Amerikaner Seite, weil ſie die Kenntniß und Diſciplin von regulären Truppen mit der Liſt ihrer Gegner zu verbinden wußten.

Dieſe ganze Zeit hindurch zogen ſich die Indianer, wie ſie es vorher mit St. Clair gemacht, immer weiter

zurück, und ohne daß Wayne im Stande geweſen wäre, es zu einem entſcheidenden Treffen zu bringen, drang er vor bis zum Miami von den Seen, ein Fluß der ſo genannt wird um ihn von einem andern Miami, der ſich in den Ohio ergießt, zu unterſcheiden. Hier entſtand die bekannte Unterhandlung wegen des Forts Miami, die der Hauptſache nach faſt in allen engliſchen und amerikaniſchen Blättern eingerückt ward, und um derentwillen General Wayne von vielen ſeiner eigenen Landsleute getadelt ward; General Campbell hingegen, der, damals noch als Oberſt, in dieſem Fort kommandirte, eine öffentliche Dankſagung von der Londner Kaufmannſchaft erhielt. Fort Miami wurde im Jahre 1793 am Fluß gleiches Namens von den Engländern errichtet. Man hatte zu der Zeit allerdings Grund zu glauben, daß der Streit zwiſchen Großbritannien und den vereinigten Staaten nicht ganz ſo freundſchaftlich beigelegt werden würde, als es nachher geſchah, und daß die brittiſche Regierung eben derſelben Meinung war, ſieht man daraus, daß auf ihre Ordre das Fort innerhalb der Grenzlinie der vereinigten Staaten erbauet ward, worüber die Amerikaner ungehalten zu ſein allerdings Urſach hatten.

General Wayne hatte allem Anſcheine nach keine beſtimmte Ordre von ſeiner Regierung ſich des Forts zu bemeiſtern; er dachte aber, daß wenn er ſich deſſen durch einen coup de main, ohne viel zu wagen, bemächtigen könnte, es ihm als ein ſehr weſentlicher Dienſt angerechnet und allgemein gebilligt werden würde. Seine Eitelkeit verleitete ihn alſo alles zu verſuchen um Herr des Forts zu werden. Oberſt Campbell aber bewies dem amerikaniſchen General durch ſeine muthige und männliche Antwort auf die Aufforderung das Fort zu übergeben, weil es innerhalb der Grenzen der vereinigten Staaten läge, daß ſo wenig ſeine Vorſtellungen als ſeine Drohungen etwas über ihn vermöchten, und daß ſeine 200 Mann, woraus die Garniſon beſtand, Muth genug

hätten, dem Angriffe ſeiner geſammten Armee zu widerſtehen, wenn er allenfalls Gewalt brauchen ſollte. Das Hauptkorps der Armee ſtand zu der Zeit vier Meilen weit vom Fort, ein kleines Detaſchement aber lag unweit deſſelben in den Wäldern verſteckt, um auf den erſten Wink des Generals bei der Hand zu ſein. Er ſetzte nehmlich die Würde eines Soldaten und den Rang eines Generals ſo ſehr aus den Augen, daß er nach dem Fort ritt, und ſich gegen die dienſtthuenden Soldaten die gröbſten Schimpfreden erlaubte. Wahrſcheinlich wollte er dadurch die Garniſon reizen auf ihn zu feuern, um einen Vorwand zu haben Sturm zu laufen.

Da aber glücklicherweiſe Campbell ſeinen Soldaten und Offizieren die ſtrengſten Befehle gegeben hatte, auf keine etwa erfolgende Anreizung im mindeſten zu antworten, ſondern nur dann erſt zu feuern, wenn der Ort thätlich angegriffen würde; ſo ward Waynes Plan vereitelt, viel Blutvergießen geſpart, und wahrſcheinlich ein zweiter Krieg zwiſchen England und Amerika abgewandt.

Durch dies Betragen gewann nun freilich General Wayne für ſeine Perſon eben nicht viel Ehre; doch gereichte die Mäßigung, welche der Oberſt Campbell bei dieſer Gelegenheit bewies, dem General Wayne auf einer andern Seite zum Vortheil. Die jungen Kanadier nehmlich, die bei den Indianern waren, hatten dieſen verſichert, daß wenn die amerikaniſche Armee ſich vor dem Fort würde ſehen laſſen, unfehlbar auf ſie gefeuert werden würde; denn dieſe jungen Leute konnten nicht anders vermuthen, als daß die Amerikaner ſich mit offenſiver Abſicht dem Fort nähern, und daß dieſes dann unfehlbar Widerſtand leiſten würde. Als nun aber die Indianer ſahen, daß vom Fort aus nicht auf General Wayne gefeuert wurde, beſchwerten ſie ſich bitterlich, daß ſie betrogen worden wären und waren ſehr niedergeſchlagen, daß ſie keinen Beiſtand von den Engländern zu hoffen hatten;

dennoch ließen ſie den Muth nicht ſinken, ſondern mach-ten ſchnell Halt, und erwarteten nun, in einer wohlge-wählten Stelle die Ankunft des General Wayne, der ih-nen ziemlich nahe folgte.

Den Tag vor einer großen Schlacht faſten die India-ner ſehr ſtrenge, und die Enthaltung von aller Nahrung mindert ihre Kräfte im Schlachtfeld nicht; denn von ihrer frühen Jugend an, gewöhnen ſie ſich an lange periodiſche Faſten. Am Vorabend des Tages, an welchem ſie den An-griff des General Wayne erwarteten, faſteten ſie alſo auch jetzt, und legten ſich dann im Walde in Hinterhalt. Der Angriff erfolgte aber nicht an dieſem Tage, wie ſie nach den Nachrichten ihrer Spione erwartet hatten; er ſei, hieß es, auf den folgenden Tag verſchoben; alſo rührten ſie ſich nicht aus dem Hinterhalt hervor. Auch der zweite Tag verſtrich; nun meinten ſie daß es am dritten unfehl-bar vor ſich gehen würde, und wichen deshalb nicht von der Stelle. Der dritte Tag war regnicht und ſtürmiſch, die ausgeſchickten Kundſchafter verſicherten, daß, nach der Bewegung des General Wayne keine Wahrſcheinlich-keit wäre, daß es heute zum Treffen kommen würde; nun verließen endlich die Indianer, des dreitägigen Faſtens müde, ihren Hinterhalt, ahneten keinen Ueberfall und ſetzten ſich ruhig zu ihrer Mahlzeit.

Sie hatten ſich vorher in drei Diviſionen getheilt um nach einer andern Gegend zu marſchiren, wo ſie die Ar-mee der vereinigten Staaten zu überfallen gedachten; ſtatt deſſen aber wurden ſie ſelbſt vom General Wayne bei der Mahlzeit überfallen. Er hatte von ſeinen Spionen, die jetzt ſchon eben ſo liſtig als die Indianer waren, genaue Kundſchaft von ihrem Plan erhalten; er machte daher einige Bewegungen als ob er nach einer ganz entgegen-geſetzten Gegend marſchieren wolle, wendete ſich aber ſchnell und ließ ſeine leichte Kavallerie über ſie herfallen als ſie ſich deſſen am wenigſten verſahen. Die Indianer geriethen in große Verwirrung, ein Umſtand, der die

Niederlage nur noch vergrößerte; ſie leiſteten nur ſchwachen Widerſtand und ergriffen bald die Flucht.

Ich ward dem General Wayne bei ſeiner Ankunft in Philadelphia im Jahr 1796 vorgeſtellt, und hatte Gelegenheit die Plane von allen ſeinen Campagnen gegen die Indianer zu ſehen. So wie die Sache auf dieſen Planen vorgeſtellt war, und die Erzählung davon lautete, ſo verdient ſie allerdings auch bei erfahrenen Officieren Bewunderung. Es hieß nehmlich die Indianer hätten drei Glieder-Reihen formirt, eine hinter der andern, und nachdem ſie den erſten Schock der amerikaniſchen Armee mit Standhaftigkeit ausgehalten und mit Kunſt und Geſchicklichkeit verſucht hätten ihr in die Flanke zu fallen, wären ſie von den kentuckiſchen Scharfſchützen und der leichten Kavallerie überflügelt und ſo in die Flucht gejagt worden. Man ſchloß aus der Regelmäßigkeit, mit welcher die indianiſchen Truppen bei dieſer Gelegenheit gefochten haben, daß ſie von geſchickten und erfahrnen engliſchen Officieren wären angeführt worden. Indeß iſt das eine Unwahrheit, die ſich aus der eigenen Ausſage des General Wayne und ſeiner Adjutanten hinlänglich widerlegt; ſie haben es nehmlich gar keinen Hehl, daß die amerikaniſche Armee während der ganzen Aktion nicht 50 Indianer auf einem Fleck zu ſehen bekommen hat. Auch weiß jeder, der nur das geringſte über die Indianer geleſen hat, daß ſie nie in Reihe und Glied fechten, ſondern wie ein Jäger auf dem Anſtand ſich allemahl hinter Bäumen und Gebüſch verſteckt poſtiren; ſo viel Mühe ſich auch die Franzoſen und Engländer gegeben haben, ihnen eine andere Art von Kriegskunſt beizubringen. Bei dieſer Gelegenheit hatten ſie dort eben auf dieſe Weiſe gefochten, wie mir mehrere erzählt haben, die dabei zugegen geweſen, und nur dadurch, daß General Wayne ebenfalls kleine Trupps Kavallerie in den Wald ſchickte, um ſie aus ihrem Hinterhalt zu treiben, bezwang er ſie. Hätte er die Armee in der regelmäßigen Ordnung gegen die Indianer vorrücken laſſen, wie ſie im Plan beſchrieben

iſt, ſo hätte ſie gewiß das nehmliche Schickſal gehabt, was St. Clair und vor ihm General Braddok erfahren haben.

Dreißig bis vierzig Indianer, die, während ſie von einem Baum zum andern liefen, erſchoſſen oder erſtochen worden waren, fand die amerikaniſche Armee todt auf dem Schlachtfelde; wahrſcheinlich ſind wohl mehr geblieben, die Indianer haben aber über dieſen Punkt ein ſo tiefes Stillſchweigen beobachtet, daß man nichts genaueres davon erfahren hat; was liegt auch daran, genug daß dieſer Vorfall die Indianer bald dahin brachte um Frieden zu bitten. Es wurden von Seiten der Regierung der vereinigten Staaten Deputirte abgeſchickt, um mit den Anführern der Indianer zu verhandeln; die Präliminarien waren bald in Ordnung gebracht, und es kam ein Traktat zu Stande, vermittelſt deſſen die Indianer einen anſehnlichen Theil ihres Gebiets, der an die vereinigten Staaten grenzte, abtraten.

Die letzte und wichtigſte Zeremonie, welche die Indianer bei einem Friedensſchluß beobachten, iſt: das Vergraben des Beils. Als dieſe Zeremonie Statt haben ſollte, trat einer von den Anführern aus dem Haufen hervor, und beklagte, daß der letzte Friede zwiſchen ihnen und den vereinigten Staaten von ſo kurzer Dauer geweſen wäre, er hoffe und wünſche der gegenwärtige möge dauerhafter ſein, und ſchlage deshalb vor, eine große Eiche, die nicht weit davon ſtand, mit der Wurzel aufzuheben um das Beil darunter zu vergraben, wo es dann auf ewig ruhen müſſe. Hierauf ſagte ein anderer; der Baum könne vom Sturm ausgeriſſen werden, oder würde früher oder ſpäter gewiß abſterben, und da ſie alle einen dauernden Frieden wünſchten, ſollte man das Beil lieber unter dem großen Berge hinter dem Walde vergraben. Ein dritter wandte ſich hierauf mit folgenden Worten an die Verſammlung: „Ich bin nur ein Menſch und kann nicht, wie der große Geiſt, Bäume mit ſammt der Wurzel aus dem Boden he-

ben oder Berge aus ihrer Stelle bewegen; alſo ſchlage ich vor, daß man ſtatt deſſen das Beil lieber in den tiefen See verſenke, wo kein Sterblicher es je finden, und es auf immer vergraben bleiben wird". Dieſer Vorſchlag wurde von der ganzen Verſammlung mit Freuden angenommen, und das Beil mit vieler Feierlichkeit ins Waſſer geworfen. Jetzt ſagen die Indianer in ihrer bildlichen Sprache, es müße nun Friede auf ewig ſein; „denn, ſo drücken ſie ſich aus, wenn ehedem das Beil vergraben wurde, ſo ward es nur mit ein wenig Erde und einigen Blättern bedeckt, und da es ein unruhiges verderbliches Weſen iſt, wußte es bald wieder zum Vorſchein zu kommen, wo es dann immer zwiſchen uns und unſern weißen Brüdern große Verwirrung anrichtete, und manchen guten Menſchen auf den Kopf ſchlug; jetzt aber, da es tief in dem See verſenkt iſt, wird es nie wieder Unheil anrichten, indem es weder von ſelbſt wieder heraufkommen, noch jemand es aus ſeiner Tiefe hervorholen kann". Ich zweifle keinen Augenblick, daß es ein dauernder Friede ſein wird, wenn nehmlich die vereinigten Staaten die Friedensartikel eben ſo unverbrüchlich halten als die Indianer; es bedarf aber eben nicht viel Scharfſinn um vorher zu ſehen, daß das nicht der Fall ſein, ſondern daß das Beil bald wieder hervorgeholt werden wird. Kurz vorher ehe wir nach Malden kamen, waren wirklich von den ſüdlichen Indianern ſchon Abgeordnete da, um zu erforſchen, ob die nahe am See wohnenden wohl geneigt ſein möchten ſich in einen neuen Krieg einzulaſſen? Die Veranlaſſung dazu konnte man ſich aus dem Bericht der Kommiſſarien erklären, die von der Regierung nach dem neuen Staate Teneſſi geſchickt worden waren, um dort die Grenze dem Friedensſchluſſe gemäß zu reguliren. Dieſe meldeten nehmlich, daß an 5000 Perſonen, ganz gegen den mit den Indianern kürzlich geſchloſſenen Traktat, ſich eines Theils des indiſchen Gebiets bemächtigt, und ſich dort niedergelaſſen hätten; daß man ſie auf keine Weiſe bewegen könne,

wieder zurückzugehn, und daß dies auch mit Gewalt nicht füglich würde durchgeſetzt werden können.

Die Koloniſten an der weſtlichen Grenze der vereinigten Staaten ſind, wie mir durchgehends verſichert worden iſt, größtentheils viel wilder als die Indianer ſelbſt. Unter andern ſoll es gar nichts ungewöhnliches bei ihnen ſein, über dem Kamin oder an der Hausthür die Schedel von Indianern, die ſie umgebracht haben, angenagelt zu finden, ſo wie der Jäger die Raubvögel, die er erlegt hat, an den Thorweg ſeines Gehöftes anzunageln pflegt: und wie oft habe ich nicht in Amerika in öffentlichen Zeitungen geleſen, daß die Koloniſten an der Grenze Indianer geſchunden und die Haut wie das Fell eines wilden Thieres gebraucht hatten. Sie ſehen die Indianer durchaus wie wilde Thiere ohne Vernunft und Seele an, die man niederſchießen könne, wo ſie ſich blicken ließen; und ſelbſt die beſſern Bewohner der weſtlichen Gegenden hegen die gröbſten Vorurtheile gegen dieſe unglücklichen Menſchen, und behaupten freilich mit eben ſo unſtatthaften als liebloſen Gründen, daß man ſie unbedenklich von ihren Wohnſitzen vertreiben, und wenn ſie Widerſtand leiſten, gar ausrotten dürfe. Der Indianer, ſagen ſie, hat oder will keinen Begriff vom Ackerbau haben, er braucht zum Unterhalt ſeiner Familie 1000 Morgen Landes, jedem von uns gnügen 100 Morgen, wozu ſollten nun dieſe Heiden, die keine Idee von Künſten und Manufakturen haben, nichts von Wiſſenſchaften kennen, und nie etwas zum Nutzen der Menſchen erfunden haben, wozu ſollten dieſe auf Erden leben? Imlay ſagt, indem er von dem wahrſcheinlichen Schickſal der ſüdweſtlichen Indianer ſpricht: „Die Niederlaſſungen im obern Theil von Georgia in dem ſchönen Lande am Okkonek und Okemulchee werden ihnen Troz bieten, die Niederlaſſungen von French Broad, durch Holſton unterſtützt, haben nichts von ihnen zu befürchten, und Cumberland iſt zu mächtig, als daß es in Gefahr gerathen ſollte. Die Spanier ſind

im Beſitz der Floridas (wie lange noch, das wird freilich von ihrer Mäßigung und klugen Benehmen abhangen) und ihre Niederlaſſungen am Nachez und oberhalb deſſelben erſtrecken ſich bald bis an die Grenzen von Cumberland; auf dieſe Weiſe werden die Indianer in wenigen Jahren ganz umringt ſein, und ſolchergeſtalt von den Spaniern und den vereinigten Staaten auf drei Seiten gedrängt, entweder ein häusliches Leben gleich dem unſeren zu führen, oder auf die andere Seite des Miſſiſippi zu flüchten genöthigt ſein".

O Amerikaner! ſollen wir Eure Gerechtigkeit und Eure Freiheitsliebe preiſen, wenn Ihr eine ſolche Sprache führt? Sollen wir Eure Mäßigung loben, wenn wir Eure unerſättliche Gier nach neuen Beſitzungen ſehn, indeß auf Eurem eigenen Gebiet noch Millionen von Morgen Landes ungenutzt liegen? Sollen wir Eure Achtung für das Recht der Menſchheit ehren, wenn Ihr immer darauf bedacht ſeid, den armen Indianer aus dem Lande zu vertreiben, wo die Gebeine ſeiner Vorfahren ruhen, die ihm heiliger ſind, als Eure kalten Seelen es ahnen können?

Man muß das Betragen der Bewohner der vereinigten Staaten gegen die Indianer um deſto unbilliger und tadelswerther finden, wenn man bedenkt wie ſchnell ihre Anzahl von ſelbſt abnimmt, und daß nach dem natürlichen Lauf der Dinge, zu der Zeit wann einſt die Anzahl der weißen Einwohner dieſer Gegend ſo hoch geſtiegen ſein wird, daß das Land hier halb ſo theuer ſein wird, als jetzt zehn Meilen um Philadelphia und Neu-York, alsdann in den weſtlichen Gegenden, wahrſcheinlich nicht ein einziger indianiſcher Stamm mehr vorhanden ſein wird. Selbſt in Kanada, wo die Indianer viel menſchlicher behandelt werden, nimmt ihre Anzahl gewaltig ab, und es iſt ſehr zu vermuthen, daß man nach Verlauf von 50 Jahren zwiſchen Quebek und Detroit nicht Einen Indianer mehr ſehen wird, einige wenige vielleicht ausgenommen, die ſich zu einem ſteten häuslichen Leben bequemt haben, wie

man deren ſchon jetzt eine geringe Anzahl im Dorfe Loreſſe, nahe bei Quebek, und an einigen andern Orten in Unterkanada findet.

Es iſt bekannt, daß, auch ehe die Europäer feſten Fuß in Nordamerika faßten, die Eingebohrnen ſich nicht ſchnell vermehrten, und daß dies noch jetzt auch bei denen der Fall iſt, die mit den Weißen in gar keiner Verbindung ſtehn. Man hat mehrere Urſachen davon angegeben, und unter andern behauptet, daß die Indianer erſtlich viel kältern Temperaments als die Weißen, und daß zweitens ihre Geſchlechtstheile nicht gut organiſirt wären. Zum Theil mögen dieſe Behauptungen wohl gegründet ſein, denn die Indianer werden wirklich wegen ihrer Keuſchheit zum Sprichwort, wenn ſie nach Philadelphia oder ſonſt einer großen Stadt kommen, obſchon ſie die weißen Frauen lieben und hier ihre Neigung ſehr bequem befriedigen könnten. Auch habe ich nie gehört, daß ſie gegen Frauen, die ſie im Kriege von den Niederlaſſungen an der Grenze oft als Gefangene mit ſich fortſchleppen, je Gewalt gebraucht hätten. Daß ſie aber mit dem Vermögen ſich fortzupflanzen nur kärglich ausgeſtattet ſeien, wäre allem entgegen, was wir in der Thier- und Pflanzenwelt bis jetzt geſehen haben. Die mindere Fruchtbarkeit der Indianerinnen liegt meines Erachtens nicht ſowohl in ihrer Organiſation als in ihrer Lebensweiſe. Durch den unerhört früh eintretenden vertraulichen Umgang beider Geſchlechter werden die Säfte vergeudet und verderben; dazu kommt noch, daß ſie die wenigen Kinder, die ſie bekommen, mehrere Jahre lang ſäugen, (bei den meiſten Stämmen wenigſtens); während dieſer Zeit enthalten ſie ſich des Umgangs mit ihren Männern, und da ſie es überdies ſehr beſchwerlich finden, während ihrer Schwangerſchaft den Männern in der Jagdzeit von einem Lager zum andern zu folgen, ſo beſchuldigt man ſie, daß ſie ſich gewiſſer ihnen wohlbekannter Kräuter bedienen, um zu abortiren.

Wenn eine oder mehrere von den eben angeführten Urſachen der wirkliche Grund der geringen Bevölkerung und Abnahme der Indianer war, ehe die Europäer nach Amerika kamen, ſo ſind doch die durch ſie eingeführten ſtarken Getränke, welche Männer und Frauen bis zur Ausſchweifung lieben, gewiß ein neuer Grund dazu. Ob an den intermittirenden Fiebern und anderen Krankheiten, welche in den letzten Jahren viele von ihnen weggeraſſt haben, jene Getränke oder das Ausroden der Wälder, (welches das Klima allerdings verändert) Schuld ſein mögen, laſſe ich unentſchieden. Es wäre ſehr unnütz Ihnen alle die Urſachen herzuzählen, die man für ihre Abnahme angiebt; ſo viel iſt aber unleugbar, daß ſie ſchon ſeit zwei Jahrhunderten in dem Maaße abnehmen, als die Weißen ſich vermehren, und da ſie zu feſt an alten Gewohnheiten hangen, als daß ſie je in einem weſentlichen Punkt davon abweichen ſollten, ſo iſt ihre immer größere Abnahme unvermeidlich.

In meinem nächſten Briefe will ich Ihnen einige Beobachtungen über Charakter, Sitten, Gebräuche und Geſtalt der Indianer mittheilen; zwar iſt ſo viel über dieſen Gegenſtand geſchrieben worden, daß ich mit Recht fürchte Ihnen nichts ſagen zu können, was ſie nicht ſchon wüßten; ich denke aber, daß es Ihnen vielleicht nicht unlieb ſein wird, das was Sie anders woher wiſſen von mir beſtätigt zu hören, und ſtoßen Sie hie und da doch auf etwas Neues, nun ſo hat es dieſen Reiz noch obenein. Es wäre ſehr anmaßend von mir, mich in ein Detail über die Indianer einzulaſſen, da ich nur wenige Wochen unter ihnen gelebt habe; wenn Sie etwas Ausführliches darüber leſen wollen, ſo verweiſe ich Sie auf den Pater Charlevoix, Pater Hennipin, auf Le Hontan, Carwer und andere, die jeder ganze Bände davon haben drucken laſſen.

Zwei

Zwei und dreißigſter Brief.

Kurze Nachrichten von den Sitten, Gebräuchen, Charaktern, Körper- und Geiſteskräften der Indianer — Anekdoten. —

Malden.

Das Erſte was uns bei den Indianern auffällt, iſt ihre Farbe, die den weſentlichſten körperlichen Unterſchied zwiſchen ihnen und uns ausmacht. Im Allgemeinen ſind ſie kupferfarbig, aber doch von ſo verſchiedenen Nüancen, daß einige, in deren Adern gewiß rein indianiſches Blut fließt, nicht eben dunkler ſind, als die Bewohner des ſüdlichen Frankreichs oder Spaniens, indeß andere beinahe ſo ſchwarz wie Neger ſind. Viele Leute, und beſonders ſehr ſchätzbare franzöſiſche Miſſionarien, deren langer Aufenthalt unter den Indianern ſie allerdings zu kompetenten Richtern gemacht haben kann, behaupten, daß ihre natürliche Farbe von der unſern nicht verſchieden ſei, ſondern nur dadurch dunkel würde, daß ſie ſich die Haut mit verſchiedenen fettigen Subſtanzen einſchmieren, und dann ſich dem Feuer und den brennenden Sonnenſtrahlen ausſetzen. Es iſt wol wahr, daß ſie die ſchwarze Farbe für ſchön halten, und ſich von früher Jugend an viel Mühe geben eine ſchwärzere Haut zu bekommen, welches ihnen oft recht gut gelingt; auch iſt es gewiß, daß bei der Geburt ihre Farbe wenig von der unſern verſchieden iſt; allein es ſcheint mir dennoch ausgemacht, daß die meiſten von ihnen die Farbe ihrer Haut der Natur verdanken. Ich ſchließe dies daraus, weil Kinder, die von ſchwärzeren Eltern gebohren ſind, völlig die nehmliche Farbe wie dieſe zu haben pflegen. Nekig, oder die kleine Otter, ein angeſehenes Oberhaupt der Ottoways, deſſen Dorf am Detroit-Fluſſe liegt, und mit dem wir ſehr gut bekannt waren, hat faſt die Farbe eines Negers; ſeine kleinen Söhne, ganz das

Ebenbild des Vaters, ſind eben ſo ſchwarz als er; und wenn die Indianer=Kinder wirklich bei ihrer Geburt weiß ſind, ſo folgt daraus noch nicht, daß ſie es bleiben würden, wenn ihre Mütter ſie auch nicht mit Fett und Kräutern beſchmierten. Es iſt ja bekannt, daß auch die Negerkinder nicht völlig ſchwarz geboren werden, und erſt nach mehrern Monaten, wenn ſie der Luft und Sonne ausgeſetzt werden, ganz allmählich ihre ſchwarze Farbe bekommen; gerade ſo wie im Pflanzenreich der zarte Keim, wenn er aus dem Boden kommt vom weißlich blaſſen Grün allmählich dunkler wird.

Obgleich ich in einem meiner vorigen Briefe bemerkt habe, daß die Miſſiſſaguis die in der Gegend des Ontario=Sees wohnen, von viel dunklerer Farbe ſind, als andere Indianer=Stämme die ich geſehen habe, ſo glaube ich dennoch, daß die Nüancen in der Farbe, mehr einzelnen Familien als ganzen Stämmen eigenthümlich ſind; denn ſelbſt unter den Miſſiſſaguis ſah ich Leute die verhältnißmäßig von ſehr heller Farbe waren. Nach den Creeks, Cherokees und andern ſüdlichen Indianern zu urtheilen, die ich in Philadelphia und in andern Städten in den vereinigten Staaten geſehen habe, ſchienen mir die aus den ſüdlichen Gegenden eine röthliche Nüance und wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ein wärmeres Kolorit zu haben, als die Indianer aus der Gegend der Seen (im Weſten und Nordweſten): auch ſcheint mir unter den letztern nicht eine ſo große Verſchiedenheit der Farbe ſtatt zu finden als unter den erſteren.

Unter den Frauen iſt dieſer Unterſchied weit geringer als unter den Männern; ich erinnere mich nicht eine einzige geſehen zu haben; die dunkler geweſen wäre als was man ſchmuzig kupferfarben nennt.

Die Indianer haben durchgängig langes, ſchlichtes, ſchwarzes, grobes Haar, und kleine ſchwarze Augen; gewöhnlich hervorſtehende Backenknochen, kleine ſpitzige Habichtsnaſen, gute Zähne und reinen Athem; die Män=

ner ſind meiſtentheils gut gebaut, und es iſt etwas ſehr ſeltenes einen verwachſenen Menſchen unter ihnen zu ſehn; ſie ſind ſehr gerade, haben eine gewölbte Bruſt, einen feſten ungezwungenen Gang, und einen wirklich edlen Anſtand. Wenige ſind unter der mittleren Größe und keiner wird fett: man findet wohl hie und da einen robuſten Menſchen von gedrängtem Wuchs, im Ganzen aber ſind ſie alle ſchlank. Ihre Arme, Hände und Füße ſind außerordentlich ſchön geſtaltet, und viele von ihnen würden in der ganzen Welt für ſchöne Männer gelten.

Die Frauen hingegen ſind meiſtens unter mittlerer Größe, ſie haben hervorſtehendere Backenknochen, und rundere Geſichter als die Männer, ſehr ungraziöſe Manieren, einen wackelnden Gang mit den Füßen einwärts gekehrt, und werden je älter je dicker.

Ich habe niemals eine Indianerin von 30 Jahren geſehen, die nicht eingefallene Augen, eine runzlichte Stirn und welke Haut gehabt hätte, und deren ganze Perſon überhaupt nicht höchſt widrig geweſen wäre; dennoch haben ſie angenehme, ja oft reizende Geſichter wenn ſie jung ſind. Es iſt kaum glaublich, daß wenige Jahre die Geſtalt eines Menſchen ſo durchaus verändern können, als dies bei den Indianerinnen der Fall iſt; und dieſes kann von nichts anderem herrühren, als von der ſchweren Arbeit, welche ihnen, wenn ſie ein gewiſſes Alter erreicht haben, die Männer auflegen, imgleichen von dem Einfluß der Sonnenhitze, dem Rauche in welchem ſie beſtändig ſitzen und der durchgängig eingeführten allzufrühen Vermiſchung mit dem andern Geſchlecht.

Obſchon die Indianer ſtarkes Haupthaar haben, ſo iſt doch auf dem ganzen übrigen Körper keine Spur davon, bei alten Männern ausgenommen, wo man zuweilen einige am Kinn ſtehen ſieht. Einige haben behauptet, daß dieſer Mangel natürlich ſei; Andere im Gegentheil ſagen, daß die Natur eben ſo freigebig gegen ſie als gegen uns geweſen, daß ſie das Haar aber mit der Wurzel ausriſſen, ſo

bald es hervorkeimte. Ich bin für die letztere Meinung, denn es iſt ausgemacht, daß ſie einen großen Widerwillen gegen Haar haben; ja die Elégants unter ihnen treiben es ſo weit, daß ſie ſich ſogar die Augenbraunen, die Augenwimpern und das Haupthaar ausrupfen, bis auf eine kleine Stelle am Hinterhaupt, wo ſie eine lange Locke ſtehen laſſen. Bei alten Männern findet man zwar hin und wieder im Geſicht einzelne Haare, doch iſt das wohl mehr der dem Alter eigenthümlichen Nachläſſigkeit beizumeſſen, als für eine Ausnahme von der allgemeinen Regel anzuſehen.

Die Indianer, welche mit Kaufleuten in Verbindung ſtehen, bedienen ſich zum Haarausrupfen eines ſpiralförmig gewundenen platten Eiſendrats; dieſes Inſtrument wird an der Stelle angelegt, wo das Haar fortgenommen werden ſoll, dann wird es zwiſchen den Fingern zuſammengedrückt; ſehr viele Haare werden auf einmal zwiſchen den Windungen des Drates gefaßt, und durch eine einzige drehende Bewegung mit Einem Zuge herausgeriſſen. Eine alte Indianerin würde Ihnen in wenigen Minuten Ihren ganzen Bart auf dieſe Weiſe ausreißen, und wenn Sie ſich dies binnen einem Jahre vielleicht zwei oder dreimal wollten gefallen laſſen, ſo würden Sie alsdann Ihr ganzes Leben lang alles Raſirens überhoben ſein. In der Gegend von Malden und Detroit haben mehrere Weiße dieſe Operation mit ſich vornehmen laſſen, und ich wundre mich in der That daß ſie nicht allgemeiner angewandt wird, da ſie zwar ſchmerzhaft iſt, aber doch nicht lange währt und vieler Unbequemlichkeit überhebt.

Aus der langen Haarlocke oben am Scheitel und der Haut, woran ſie feſt ſitzt, beſteht der ſogenannte Skalp; wenn ein geübter Krieger ein Haupt voller Haare ſkalpirt, ſo wird er gewiß nie mehr Haut mit wegnehmen, als etwa eine Krone groß, und gerade von dem Theil des Scheitels, wo dieſe Locke gewöhnlich ſtehen bleibt. Sie ſchmücken dieſe einzelne Locke mit Korallen, ſilbernen

Zierrathen und, an feſtlichen Tagen, mit Federn. Die Frauen reißen ſich das Haupthaar nicht aus, ſondern ſie hegen und pflegen es, und ſind ſtolz darauf es ſo lang als möglich zu haben. Sie ſchlagen es hinten auf eine eigene hübſche Art auf, und auf der Stirn ſcheiteln ſie es. Wenn ſie ſich mehr als gewöhnlich putzen, ſo malen ſie den ſchmalen Streifen Haut, den man zwiſchen den geſcheitelten Haaren ſieht, roth, und wenn dies gut gemacht iſt, giebt es einen angenehmen Kontraſt mit dem ſchwarzen glänzenden Haar.

Alle Indianer, welche mit engliſchen oder amerikaniſchen Kaufleuten zu thun haben, das heißt, alle diejenigen welche öſtlich vom Miſſiſippi und nordweſtwärts von den Seen wohnen, gebrauchen weder Pelze noch Felle zu ihrer Bekleidung, ausgenommen zu Schuhen oder Mokkaſins, und bisweilen auch zu Beinkleidern, weil ſie das Pelzwerk ſehr vortheilhaft gegen Decken, wollene Zeuge und dergleichen vertauſchen können, die ſie bequemer finden und lieber tragen. Die Mokkaſins ſind von Elends- Hirſch- oder Büffelleder gemacht, das im Rauch dunkelbraun gefärbt wird. Sie beſtehen aus einem einzigen Stück Leder; Eine Nath geht von der Spitze des Fußes nach dem Spann, und die andere iſt, wie bei unſern Schuhen, hinten; ſie werden mit einem Riemen um den Spann unter dem Knöchel feſtgebunden, und ſchließen ſehr genau an; über dieſen Riemen hängt eine ſchmale Klappe ein oder zwei Zoll breit herunter, und dieſe iſt, ſo wie die Näthe, geſchmackvoll mit Stacheln vom Stachelſchwein und mit Korallen oder mit Bändern verziert. Dieſe zierlichen Mokkaſins werden bloß bei feſtlichen Gelegenheiten getragen, weil die Verzierungen koſtbar ſind, und das Leder nicht dauerhaft iſt; zum gewöhnlichen Gebrauch hat man ſie ganz einfach. Viele Weiße, die an den Grenzen wohnen, bedienen ſich ſolcher Schuhe; man muß aber ſehr daran gewöhnt ſein um auf unebenem Boden damit fortzukommen, weil das Leder ſo weich und

nachgebend iſt, daß man jeden Tritt fühlt; im Zimmer iſt es dagegen eine ſehr angenehme Tracht. Die Indianer tragen ſie allgemein.

Von den Mokkaſins aufwärts tragen ſie eine Art von Beinkleider, die vom Schuh an bis auf die Mitte des Schenkels reichen: ſie ſind gewöhnlich von blauem oder rothem Tuche, und ſchließen feſt an. Das Zeug wird an der Nath nicht eingeſchlagen, ſondern das Ende, welches wir einſchlagen, ſieht nach außen zu gekehrt heraus und wird, wenn ſie ſich putzen, mit Korallen, Bändern und dergleichen verziert. Viele der jungen Krieger laſſen ſich die Beinkleider, damit ſie ihnen recht eng ſitzen, von den Squaws, welche hier die Schneider ſind — und zwar recht gute — am Leibe nähen, ſo daß ſie ſie gar nicht ausziehen können und ſie tragen müſſen bis ſie zu Lumpen zerriſſen ſind. Damit die Beinkleider nicht herabfallen werden ſie an der Außenſeite jeder Lende durch eine ſenkrecht heraufgehende Schnur an eine dritte Schnur befeſtigt, die wie ein Gürtel um den Bauch gebunden iſt.

An einer zweiten Schnur, die ebenfalls um den Leib gebunden iſt, hangen zwei kleine Schürzen, etwa über einen Fuß ins Gevierte, eine hinten die andere vorn, und ein Stück Tuch geht von einer zur andern dicht am Leibe zwiſchen den Beinen durch; es iſt an beiden Schürzen befeſtiget, und heißt, ſamt den Schürzen, das Hoſentuch. Die Squaws wenden alle ihre Kunſt an um dieſe Schürzen recht geſchmackvoll mit Bändern und Korallen zu verzieren.

Wenn ſie zu Felde ziehn ſo beſteht ihr ganzer Anzug bloß aus den Mokkaſins, den Beinkleidern und dem Hoſentuch; doch legen ſie auch noch eine Art von Gürtel um, woran der Tabaksbeutel, das Skalpiermeſſer und dergleichen kleine Bedürfniſſe hangen. Wenn es warm iſt tragen ſie außer dieſen kein anderes Kleidungsſtück, iſt es aber kalt oder machen ſie einen Beſuch, ſo werfen ſie ſich ein kurzes Hemde mit weiten Ermeln über, was

gewöhnlich aus grobem Kattun oder Zitz gemacht iſt, von ſo grell bunten und altmodigen Muſtern, wie man ſie in den gemeinen Wirthshäuſern an Fenſter- und Bettvorhängen findet. Ueber dieſes Hemde tragen ſie eine Decke oder ein großes breites Stück Tuch, oder auch eine Art von weitem Ueberrock, doch die Decken am häufigſten. Das eine Ende derſelben befeſtigen ſie vermittelſt eines Gürtels um den Leib, das andere ziehen ſie über die Schultern und machen es mit einem kleinen hölzernen Pflöckchen vorn auf der Bruſt zu, oder halten auch die Zipfel mit der linken Hand; ſo unbequem dies letztere ſcheinen mag, da es ihnen faſt immer den Gebrauch der einen Hand raubt, ſo thun ſie es doch gewöhnlich, und ſelbſt auf der Jagd; wenn ſie aber eine Flinte bei ſich führen ſo machen ſie ſich den rechten Arm völlig frei und ziehn die Decke über die linke Schulter.

Der Frauenanzug iſt faſt wie der Männeranzug, auch ſie tragen Mokkaſins, Beinkleider, ein kurzes Hemde, und ſchlagen eine Decke, noch gewöhnlicher aber ein Stück Tuch, um, und zwar binden ſie es nicht, wie die Männer, um den Leib, ſondern ſie laſſen es bis über die Beine herab hangen; anſtatt des Hoſentuches tragen ſie ein dicht gefaltetes Stück Tuch um die Mitte des Leibes, welches bis auf die Knie reicht. Dunkelblaues oder grünes Tuch ziehen beide Geſchlechter jedem andern vor; nur ſelten ſieht man einen Mann der Scharlach trägt.

Im Sommer tragen die Frauen nichts über die kurzen Hemden, nur daß ſie ſie oben am Halſe mit einem Stiftchen zumachen; zum Putz ſind dieſe Hemden mit ſilbernen Stiftchen, die gleich einem Nagel einen flachen Kopf von der Größe eines Groſchens haben, beſetzt, und das Haar, das oft bis auf die Ferſen hängt, ſchmücken ſie mit buntfarbigen Bändern. Ich ſah eine allgemein beliebte junge Squaw, die beim Tanz wohl für fünf Guineen Bänder ins Haar geflochten hatte.

Die Frauen tragen ſilberne Armbänder, wenn ſie ſie haben können, kleine ſilberne Ohrringe, und zwar nicht Ein Paar, ſondern mehrere; zu dieſem Behuf durchſtechen ſie den ganzen Saum des Ohrs. Auch die Männer tragen Ohrringe, aber von einer ganz andern Form; ſie beſtehen nehmlich meiſtens aus einem platten, dreieckigen oder auch runden Stück Silber, von der Größe eines Dollars, das nach verſchiedenen Muſtern durchlöchert iſt. Einige Stämme binden ſich an Ein Muſter und tragen kein anderes. Statt den Rand des Ohrs mit kleinen Löchern zu durchbohren, machen die Männer einen langen Schnitt in demſelben, und wenn er geheilt iſt hängen ſie ſchwere Gewichte hinein, um ihn ſo lang als möglich hinunter zu ziehen; Einigen gelingt dieſe Operation ſo gut, daß ihnen das Ohr oft bis auf die Schulter hängt und die großen Ohrringe auf der Bruſt liegen. Um das Durchreißen des Ohrs zu verhindern binden ſie es mit Kupferdrat; es hilft aber nicht viel, die leiſeſte Berührung zerreißt die dünne Haut, und es wäre zu verwundern, wenn ſie ſie ganz erhielten, da ſie in der Trunkenheit ſo häufig in Streit gerathen, und ſich auf der Jagd oft im Dickicht verwickeln.

Einige Männer, jedoch nur wenige, tragen auch Naſenringe. Die Oberhäupter, und vorzüglich tapfere Krieger tragen ein Schild vor der Bruſt, das aus großen Stücken Silber oder aus Muſcheln gemacht iſt. Silberne Ringkragen, dergleichen die Offiziere tragen, gefallen ihnen außerordentlich, und es werden den vorzüglich angeſehenen und gegen uns vorzüglich gutgeſinnten Oberhäuptern zuweilen von Seiten der Regierung ſolche Ringkragen zum Geſchenk gemacht. Ein anderer ſehr beliebter Schmuck iſt eine Schnalle oder Armband von Silber, woran ein Büſchel roth gefärbter Haare, gewöhnlich vom Knie eines Büffels, befeſtigt wird; dies tragen ſie über dem Ellbogengelenk; auch wird es als ein Ehrenzeichen angeſehen,

denn keiner trägt es als wer ſich im Kriege ausgezeichnet hat. Silber ziehn ſie jedem andern Metall vor.

Nicht nur im Kriege, wie bekannt, bemahlen ſie ſich, ſondern auch wenn ſie ſich putzen. Schwarz und roth ſind ihre Lieblingsfarben, mit denen ſie ſich oft auf die wunderlichſte Weiſe beſchmieren. Ich habe welche geſehen die ſich das ganze Geſicht ſchwarz gemacht hatten, und nur der kleine Fleck zwiſchen Naſe und Lippe war roth bemahlt; andere wieder hatten auch ein ganz ſchwarzes Geſicht, aber einen großen rothen Fleck an jedem Ohr; oder Ein rothes und ein ſchwarzes Auge, und andere ſolcher Variationen mehr. Die gewöhnlichſte Art aber ſich zu mahlen iſt die, ſich das Geſicht mit Holzkohle ſchwarz zu machen, und mit den Nägeln gleichlaufende Wellenlinien auf den Wangen zu ziehn. Sie tragen meiſtens kleine Spiegel bei ſich, um dieſen Putz recht ſtudiert mit aller möglichen Akkurateſſe einrichten zu können. Wenn ſie zu Felde ziehn, reiben ſie ſich die Farben mit Fett ein, und ſind auch viel ſonderbarer in ihrem Anzuge, weil ſie alsdann recht darauf ausgehen ſich ein ſchreckliches Anſehn zu geben. Sie bemahlen ſich dann den ganzen Körper mit Roth, Weiß und Schwarz, und in einem ſolchen Aufzuge könnte man ſie wirklich eher für Teufel als für Menſchen halten. Jeder Stamm hat ſeine eigene Art ſich zu bemahlen.

Obgleich die Indianer ſehr viel Zeit auf ihren körperlichen Putz verwenden, ſo geben ſie ſich doch nicht die geringſte Mühe ihre Wohnungen ein wenig zu verzieren, ſondern dieſe ſind größtentheils höchſt elend. Einige ſind aus Balken zuſammengeſchlagen, wie die ſchlechteren Häuſer in den vereinigten Staaten, die meiſten aber ſind transportabel, und bloß von Baumrinde gemacht. Am liebſten bedienen ſie ſich der Birkenrinde dazu, und in ſolchen Gegenden des Landes wo dieſe nicht wächſt, nehmen ſie die Rinde der Rüſter. Sie beſitzen eine eigenthümliche Geſchicklichkeit die Bäume zu ſchälen, und ziehen die Rinde oft in Einem Stück ab. Dieſe Baumrinde wird

mit Streifen von junger Baumrinde an dünne Pfähle gebunden, welche das Gerippe der Hütte ausmachen; doch ſind dergleichen Hütten nicht alle auf einerlei Art gebaut. Einige haben auf allen Seiten Wände, Thüren, und mitten zum Dache herausgehenden Schornſtein, andere ſind von kegelförmiger Geſtalt, wieder andere ſind auf Einer Seite offen und nicht beſſer als Schoppen. Von der letzten Art werden gewöhnlich vier ſo zuſammengeſtellt, daß ſie ein Viereck bilden, die offenen Seiten ſind dann nach innen gewandt, und in der Mitte wird ein gemeinſchaftliches Feuer angezündet. Im Sommer ſind dieſe Wohnungen ganz gut, im Winter aber muß es darin kaum auszuhalten ſein. Carwer erzählt daß die Nadoweſſier beſtändig unter Zelten von Häuten wohnen, und ich ſelbſt habe ganze Familien die auf Bois-Blanc kampirten, unter leinenen Zelten die ſie von St. Clairs Armee erbeutet hatten, wohnen ſehen.

Von den Indianer-Stämmen führen viele ein nomadiſches (herumziehendes) Leben, und zur Jagdzeit — die im Herbſt anfängt und bis der Schnee ſchmilzt fortdauert — verlegen ſie ihre Lager ſehr oft, ihre beweglichen Hütten oder Zelte ſind aber ſo ſchlecht, daß ſie darinn kaum vor Regen und Schnee, geſchweige denn vor noch ärgerer Witterung gehörig geſchützt ſind.

Tief im Winter, wenn der Schnee feſt gefroren iſt, ſuchen ſie unterm Schnee ſelbſt Schutz; zu dem Ende ſtützen ſie durch ein Flechtwerk von Baumzweigen den Schnee, der alsdann ein Dach über ihnen bildet. Dieſe Schneewohnungen ſind die behaglichſten die ſie ſich im Winter verſchaffen können; ſie ſchützen ſehr gut gegen den kalten Wind, und unter einem Bette von Schnee befindet man ſich gar nicht übel. Um die Truppen an eine ſolche Art zu kampiren zu gewöhnen, im Fall ſie einmal eine Winterkampagne machen müßten, pflegte der letzte Gouverneur von Quebek jährlich im Februar ein Kommando unter der Aufſicht einiger jungen Offiziere in den Wald zu

zu ſchicken, um den ganzen Monat dort zuzubringen. Man gab ihnen natürlich immer einige erfahrne Leute mit, um ihnen zu zeigen, wie ſie ſich die Hütten bauen müſſen, ſonſt hätten ſie leicht dabei umkommen können. In dieſen Lägern ſchlafen ſie, die Füße nach dem Feuer zugewandt, eben wie es die Indianer im kalten Wetter immer thun; im Sommer hingegen ſchlafen viele in den Hütten auf zwei bis vier Fuß hohen Bänken von Rinde. Die Geräthſchaften in einer Indianer-Hütte beſtehn nur aus ein Paar kupfernen oder eiſernen Keſſeln, oder bei denen, welche zu weit von unſern Kaufleuten entfernt ſind, aus einigen ſteinernen Töpfen nebſt wenigen hölzernen Löffeln und Tellern die ſie ſelbſt verfertigen. In den hintern Gegenden von Nordamerika giebt es einen ſehr weichen Stein, den man dort Seifenſtein nennt, und der gerade von der Art iſt, daß der Indianer ihn leicht bearbeiten kann. Er iſt ſo glatt und weich anzufühlen und auch wirklich ſo leicht zu zerſchneiden, wie Seife, dabei aber ſo feuerfeſt als Eiſen. In Virginien pulveriſirt man ihn, und gebraucht ihn ſtatt Fetts zu Wagenſchmier. Der Seifenſtein iſt von einer röthlich grauen Farbe; es giebt auch andere Steine von rother und ſchwarzer Farbe die faſt dieſelben Eigenſchaften beſitzen, und aus denen die Indianer gewöhnlich ihre Pfeifenköpfe machen.

Die Kanots der Indianer in dieſer Gegend ſind zwar auch von Baumrinde gemacht, aber bei weitem nicht ſo nett als die in der Gegend des St. Lorenz und nordwärts von dieſem Strom. Hier beſtehn ſie gewöhnlich aus einem einzigen Stück Baumrinde, das auf Rippen von dünnen zähen Zweigen feſt gebunden iſt, und zwar nur in der Mitte, wo man auch allein ſitzen kann, indem nur dieſer Theil das Waſſer berührt, die Enden des Fahrzeugs aber hinten und vorn ragen einige Fuß hoch über dem Waſſer empor. Dieſe aufwärts gekrümmte Form geben ſie den Kanots vermittelſt eines tiefen Einſchnittes, den ſie vorn und hinten der Länge nach faſt bis in die Mitte

hin machen, und dann die getrennten Enden über einander biegen.

Auf den erſten Anblick ſollte man denken, daß nicht Eine Perſon in einem ſolchen Rindenkahn ohne Gefahr über das ruhigſte Waſſer fahren könne, und dennoch iſt es ein ſehr ſicheres Fahrzeug, dem ſich die Indianer im rauhſten Wetter anvertrauen. Es iſt ſo leicht, daß es über jede Welle fortgleitet, und man bedarf keiner andern Vorſicht als feſt und ruhig darin zu ſitzen. Ich habe 12 Perſonen ohne allen Unfall in einem Kanot fahren ſehen, das ein einziger robuſter Menſch hätte tragen können. Wenn ein Indianer mit ſeiner Familie eine einigermaßen bedeutende Fahrt in einem ſolchen Kanot unternimmt; ſo müſſen Weiber und Kinder tüchtig rudern, er ſelbſt lenkt nur das Steuer.

Die Indianer, welche mit Kaufleuten in Verbindung ſtehn, bedienen ſich der Armbruſt faſt gar nicht mehr, höchſtens ein Paar Stunden, wenn Pulver und Schrot verſchoſſen iſt, doch mehr zum Zeitvertreib als wirklich zur Jagd. Unter den Knaben hingegen iſt ſie ganz allgemein, und viele ſchießen damit mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit. Ich ſah den zehnjährigen Sohn eines Anführers von den Schaneſe-Indianern ein Eichhörnchen auf dem Gipfel eines ſehr hohen Baums mit 3 Pfeilen durchbohren; ich begleitete ihn wohl zwei Stunden lang im Walde, und dieſe ganze Zeit über hat er gewiß nicht mehr als ſechsmal fehl geſchoſſen. Es iſt zum Erſtaunen, mit welcher Beſtimmtheit und Fertigkeit ſie den Ort wiſſen, wo ein abgeſchoſſener Pfeil niederfallen muß. Sie ſchießen oft 12 Pfeile nach verſchiedenen Richtungen ab, und ſcheinen gar nicht darauf zu achten wohin ſie fliegen, nachher aber finden ſie jeden im Augenblick auf. Die ſüdlichen Indianer ſind noch geſchicktere Bogenſchützen als die an den Seen, weil ſie ſich dieſes Gewehres häufiger bedienen. Mit der Flinte hingegen ſind die Indianer bei weitem nicht ſo gute Schützen als wir. Ich habe ſelbſt oft mit

ihnen in Geſellſchaft geſchoſſen, aber immer gefunden, daß ſie ſich aufs Zielen nicht ſonderlich verſtehen, und wenn ſie auch ein Objekt das in Ruhe war trafen, ſo gelang es ihnen doch ſelten mit einem Vogel im Fluge, oder einem Eichhörnchen das auf den Bäumen herumſprang.

Die Geſchicklichkeit der Indianer das Tomahawk (die Streitaxt) zu werfen iſt bekannt; ſie treffen mit der Schärfe deſſelben ihren Gegenſtand auf 30 Fuß weit faſt unfehlbar. Im Gefecht ſollen ſie es jedoch nicht gern aus der Hand laſſen, und es nur dann ſchleudern, wenn ſie auf dem Punkt ſind einen fliehenden Feind einzuholen, oder ſonſt ſicher es wieder zu bekommen. Einige befeſtigen an dem Griff des Tomahawks eine mehrere Fuß lange Schnur, ſchleudern es ſo mit großer Geſchicklichkeit und ziehen es dann wieder zurück; eben ſo geſchickt pariren ſie den Hieb oder Stich eines Degens damit.

Das gewöhnliche Tomahawk iſt nur ein leichtes Beil, aber die beliebteſte Art ſind die, bei welchen an der Rückſeite, aus Einem Stück mit dem Beile ſelbſt, ein Pfeifenkopf angebracht iſt, ſo daß, wenn der Griff ausgehöhlet iſt, es zugleich als Tabakspfeife gebraucht werden kann, und die Indianer rauchen viel lieber daraus als aus einer gewöhnlichen Pfeife. Die Tomahawks, welche die Indianer ſonſt von den franzöſiſchen Kaufleuten bekamen, hatten ſtatt der Pfeife auf der Rückſeite eine lange Spitze, man findet dieſe Art nur noch ſehr ſelten, ich habe nur ein einziges geſehen. Für die wichtigſten Anführer werden ſehr elegante mit Silber ausgelegte Pfeifentomahawks von den Waffenſchmieden des Indianer-Departements verfertigt. Dieſe Leute werden hier auf Unkoſten der Regierung gehalten, um den Indianern die Waffen zu repariren, die ſehr oft ſchadhaft werden. Kapitän E... hatte mir ein ſolches Pfeifentomahawk geſchenkt, das er für ſich ſelbſt hatte machen laſſen, und wenn die Indianer es bei mir ſahen, baten ſie mich, wie Kinder um ein Spielzeug bitten, ich möchte

es ihnen doch nur auf eine Stunde leihen, um daraus zu rauchen, ſie gaben es mir aber immer pünktlich wieder.

Sobald ein Indianer-Kind zur Welt kommt, wird es in Tücher oder Häute gewickelt und auf ein dickes Brett, das etwas breiter und länger als das Kind ſelbſt und mit weichem Mooſe bedeckt iſt, feſtgebunden. Ueber dem Geſicht des Kindes werden, um es zu beſchützen, kleine reifenförmig gebogene Hölzer an das Brett befeſtigt, ſo daß das Kind ſchwerlich zu Schaden kommen kann, wenn auch die Maſchine einmal fällt. So auf ein Brett gebunden tragen die Frauen, wenn ſie ausgehn, das Kind auf dem Rücken, indem das Brett an einem breiten Bande, das ſie ſich um die Stirne binden, herabhängt. Wenn ſie häusliche Geſchäfte haben, hängen ſie es an den erſten beſten Baum, wenn einer in der Nähe iſt und laſſen es hin und her ſchwingen, wie einen Pendul. Oft binden ſie auch das Kind los, legen es in eine Art von Hangematte, befeſtigen ſie zwiſchen zwei Bäumen und ſchaukeln es. Sobald das Kind Kräfte genug hat, um auf allen Vieren zu kriechen, bekommt es ſeine völlige Freiheit und darf, wie ein junger Hund, ganz nakt überall herumkriechen, im Schnee, im Koth, im Waſſer, kurz wo es ihm beliebt. Daher bekommen ſie die ſehr robuſte Leibesbeſchaffenheit, die ſie in den Stand ſetzt die größten Fatiguen zu ertragen und gegen jede Witterung ſo gleichgültig zu ſein, als es die Thiere nur immer ſein können. Die Mädchen werden, wenn ſie fünf Jahre alt ſind, mit einem loſen Gewand bedeckt, die Knaben gehen viel länger nakt.

Die Indianer ſind, wie ich ſchon geſagt habe, ſehr ſchlank, und man ſollte ihnen, nach ihrem Ausſehn zu urtheilen, mehr Gewandheit und Schnelligkeit als eigentliche Stärke zutrauen; auch ſind die meiſten, welche über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben, dieſer Meinung. Eigene Beobachtung aber und mehrere eingezogene Nachrichten beſtimmen mich zu glauben, daß ſie ſich weit mehr

durch ihre Muskelkraft auszeichnen als durch ihre Gewandheit. Auf verſchiedenen militäriſchen Grenzſtädten, wo darüber geſtritten ward, hat man oft zum Verſuch Wettrennen zwiſchen den dortigen Soldaten und den Indianern angeſtellt, und bei einer kurzen Bahn ſiegten gewöhnlich die Erſten, in einer größeren Entfernung aber, wo es auf die Kräfte ankommt, allemal die Letzten. Auch im Springen thaten es ihnen Soldaten von ſehr mittelmäßiger Gelenkigkeit zuvor; die Hauptſtärke der Indianer aber beſteht im Tragen großer Laſten. Es iſt ihnen gar nichts, mit einer Laſt von acht Stein auf dem Rücken, mehrere Tage hintereinander 30 Meilen täglich zu gehen; und ſo gehen ſie ohne den ganzen Tag hindurch irgend etwas zu ſich zu nehmen. Sie bedienen ſich dabei eines Geſtelles, ungefehr von der Art wie das, worin bei uns der Glaſer die Glasſcheiben trägt, wenn er außer ſeiner Wohnung auf Arbeit geht. Dieſes Geſtell wird mit Stricken, Riemen oder Streifen von zäher Baumrinde um die Schultern gehängt, die Laſt auf den breiten Leiſten am Boden des Geſtells befeſtigt, und dann um das Ganze noch zwei andere Bänder gezogen, davon eins über die Stirn, das andere über die Bruſt geht: und ſo iſt die Laſt unterſtützt. Wie weit aber ein Indianer unbeladen in einem Tage gehen kann iſt unglaublich. Ein junger Wiandot, der, als der Friede zwiſchen den Indianern und dem General Wayne verhandelt ward, als Bote von jenen nach dem amerikaniſchen Lager geſchickt war, machte in einem Tage nicht viel weniger als achtzig Meilen, und einer der Adjutanten verſicherte mich, daß er bei der Ankunft nicht einmal ermüdet geſchienen habe.

Der Pater Charlevoix giebt den Indianern in Rückſicht vieler körperlichen Eigenſchaften den Vorzug vor uns und findet beſonders ihre Sinnwerkzeuge viel ſchärfer als die unſrigen. In der That haben ſie ein ſehr ſchnelles und ſcharfes Geſicht, welches ſie nur in ſehr hohem Alter verlieren, ohnerachtet ſie die Wintermonate hindurch dem

blendenden Schnee und dem ſcharfen beißenden Rauch ausgeſetzt ſind. Von Augenkrankheiten wiſſen ſie nichts, auch findet man nie den kleinſten Fehler an ihren Augen, er müßte dann von einem äußern Zufall herrühren. Sie haben ein ſehr ſcharfes Gehör, und ihr Geruch iſt ſo äußerſt fein, daß ſie ein Feuer lange vorher riechen können, ehe ſie es ſehen.

Sie haben ein vorzüglich gutes Gedächtniß. Einen Ort durch den ſie Einmal gegangen, ein Geſicht das ſie nur wenige Sekunden aufmerkſam betrachtet, vergeſſen ſie in ihrem Leben nicht, und nach vielen Jahren wiederholen ſie Ihnen noch jede Sentenz aus den verſchiedenen Reden, die in öffentlichen Verſammlungen gehalten werden. Iſt in einer ſolchen Rathsverſammlung irgend einmal eine vorzüglich merkwürdige Rede gehalten worden; ſo überliefert ſie eine Generation der andern mit der größten Genauigkeit, ob ſie gleich von Hieroglyphen oder von Buchſtabenſchrift nicht das geringſte wiſſen. Das einzige Hülfsmittel für ihr Gedächtniß ſind bei geringfügigen Dingen kleine Stäbchen von der Art wie ſie, bei Vertheilung der Geſchenke (Seite 301), dem Kapitän C... brachten; bei wichtigern und feierlichen Gelegenheiten aber Gürtel aus Schnüren von Wampum.

Wenn eine Konferenz, oder, wie ſie es nennen, ein Sprechen mit einem benachbarten Stamm angeſetzt iſt, oder wenn irgend eine allgemeine Verhandlung oder Vertrag geſchloſſen werden ſoll, wird ſogleich eine ſolche Schnur, die von jeder bereits vorhandenen in etwas verſchieden ſein muß, verfertigt. Ein jeder in der Verſammlung hält dieſe Schnur, während er redet, in der Hand, und wenn er geendigt hat überreicht er ſie dem der, um zu reden, aufſtehet. Durch dieſe Zeremonie wird jeder erinnert bedachtſam in ſeiner Rede zu ſein, weil ſie durch den Wampum treulich aufbewahrt wird. Wenn die Verſammlung auseinander geht wird die Schnur dem vornehmſten Oberhaupt übergeben.

Bei der Ratifikation eines Traktats beſchenken ſich die kontrahirenden Parteien gegenſeitig mit breiten prächtigen Schnüren dieſer Art, die dann bei den übrigen, der Nation zugehörigen, aufbewahrt werden. Zu gewiſſen beſtimmten Zeiten werden ſie der Nation vorgelegt und die Veranlaſſung in Erinnerung gebracht, bei welcher ſie gemacht worden. War es ein Sprechen, ſo wiederholt einer der Anführer das Weſentliche aus den damals geſprochenen Reden, war es ein Traktat, ſo rekapitulirt er die Artikel. Gewiſſen Squaws werden auch die Schnüre anvertraut und es iſt ihre Pflicht die Geſchichte eines jeden den jüngern Zweigen des Stammes zu erzählen, was ſie denn auch mit großer Pünktlichkeit thun, und ſo wird das Andenken jeder merkwürdigen Verhandlung erhalten.

Die Wampum werden von der innern Seite der Clam Shell *) gemacht, einer großen Seemuſchel, die einige Aehnlichkeit von der Kamm- oder Jakobsmuſchel hat, und an den Küſten von Neu England und Virginien gefunden wird. Sie wird im rohen Zuſtand nach England geſchickt und dort in kleine Stücke in Geſtalt und Größe der gewöhnlichen Glaskorallen geſchnitten, und dies ſind die Wampum; es giebt deren zweierlei, weiße und rothe, die letzten ſchätzen die Indianer am höchſten, und ſie ſtehen mit dem Silber in gleichem Preiſe. Dieſe Wampum werden auf dünne lederne Riemen gezogen und eine Schnur beſteht dann aus zehn bis zwölf auch mehrern Reihen, je nachdem die Gelegenheit feierlich iſt, bei der ſie gemacht worden, zuweilen nähen ſie ſie auch in verſchiedenen Muſtern auf breite lederne Riemen.

Der Gebrauch des Wampum ſcheint jetzt unter den Indianern ganz allgemein zu ſein, die Geſchichte deſſelben iſt aber ſehr dunkel: denn da dieſes Volk bekanntlich ſehr an alten Gewohnheiten hängt, kann man nicht glauben, daß es ſich gerade bei großen und feierlichen Gelegenheiten

*) Venus mercenaria.

einer Sache bedienen ſollte, die ihnen urſprünglich von Fremden zugeführt worden und vorher gar nicht bekannt geweſen wäre. Dennoch ſcheint es auf der andern Seite unmöglich, daß ſie je im Stande geweſen ſein ſollten ſich Wampum aus der Clam Shell ſelbſt zu verfertigen, weil man zu Bearbeitung dieſer ſehr harten Muſchel vorzüglich gute Inſtrumente braucht, und die Indianer nichts als ihre gewöhnlichen Meſſer haben, womit ſie freilich aus dem weichen Seifenſtein ihre Pfeifenköpfe künſtlich und nett genug ſchnitzen. Wahrſcheinlich haben ſie ſchon vor der Bekanntſchaft mit den Europäern mit ihren ſchlechten Werkzeugen die Wampums ſo gut gemacht als es eben ging; hernach aber, als ſie von uns viel beſſere und künſtlichere erhielten, die ihrigen bei Seite gelegt, und ſich dieſer bedient. Carver ſagt, daß er die tief im Lande wohnende Indianer, die gewiß nie ſelbſt an der Seeküſte waren, Muſcheln hätte tragen ſehen, die ſie ſich mit Mühe und Unkoſten von andern Nationen müßten verſchafft haben.

Die Indianer ſind ſehr aufmerkſam auf alles was ſie umgiebt, und erwerben ſich dadurch Fertigkeiten, die uns völlig fremd ſind. So gehn ſie ohne ſich zu verirren durch einen unwegſamen Wald von mehrern hundert Meilen, und erreichen unfehlbar den Ort ihrer Beſtimmung; mit eben der Geſchicklichkeit befahren ſie in ihren Kanots die größten Seen, und landen, wenn ſie ſchon Tagelang die Ufer aus dem Geſicht verloren, doch immer da, wo ſie landen wollten. Einige von denf ranzöſiſchen Miſſionären haben den Indianern einen beſondern Inſtinkt beigelegt, und behauptet, daß die Kinder ſich ſchon eben ſo gut als die Erwachſenen durch die Wälder zurecht fänden. Wie abgeſchmackt dieſe Behauptung iſt leuchtet von ſelbſt ein.

Unſtreitig iſt es ihre Aufmerkſamkeit auf den Wuchs der Bäume und den Lauf der Sonne, was ſie ſo richtig führt; daß die Nordſeite der Bäume mehr mit Moos bewachſen iſt als die andern, daß die Rinde hier etwas

eigenthümliches und die Zweige, welche nach Süden gewandt ſind, einen üppigern Wuchs haben, und andere kleine dem Anſcheine nach unbedeutende Umſtände, die dem gemeinen Beobachter entgehn, bemerkt der Indianer, der von zarter Kindheit an zur Aufmerkſamkeit gewöhnt iſt. Eben ſo genau machen ſie ſich von Jugend an den ſcheinbaren Lauf der Sonne bekannt, und ein Indianer kann Ihnen zu jeder Zeit am Tage, wenn auch die Luft nebelig, und der Himmel mit Wolken bedeckt iſt, genau die Stelle anzeigen, wo die Sonne in dieſem Augenblicke ſtehn muß.

Als ich in Staunton in Virginien war, ereignete ſich eben ein merkwürdiges Beiſpiel von ihrer Geſchicklichkeit, ſelbſt in einem ihnen unbekannten Lande ihren Weg nicht zu verfehlen.

Eine Geſellſchaft von der Nation der Creeks war auf ihrem Wege nach Philadelphia, wohin ſie wichtiger Geſchäfte halber ging, in Staunton angekommen und blieb daſelbſt über Nacht. Den andern Morgen brach, ich weiß nicht warum, ein Theil von ihnen einige Stunden früher auf als der andere, und mehrere Leute aus der Stadt begleiteten die ſpäter fortgehenden ein Stück Weges zu Pferde. Einige Meilen weit gingen ſie auf der Landſtraße fort, plötzlich aber wandten ſie ſich ſeitwärts in den Wald hinein, ohne einen Fußſteig vor ſich zu haben. Ihre Begleiter wunderten ſich über den ſonderbaren Einfall ins Dickicht hinein zu gehn; man ſagte ihnen daß ſie die Straße nach Philadelphia verließen, und äußerte Beſorgniß, daß ſie ihre Gefährten verfehlen würden. Sie antworteten aber daß, ſie das beſſer wüßten, daß dieſer Weg durch den Wald der kürzeſte nach Philadelphia wäre, und daß gewiß auch ihre Gefährten gerade hier in den Wald hinein gegangen wären. Einige von den Reutern trieb die Neugier an ihnen zu folgen, und ſie waren nicht wenig erſtaunt, als ſie die andern Indianer mitten im dickſten Walde einholten; am allerſonder-

barſten aber iſt, daß, als man auf der Karte die Richtung, die ſie nahmen, verfolgte, dies wirklich die geradeſte Linie nach Philadelphia war, ſo genau als ob ſie ſie vermittelſt des Kompaſſes gefunden hätten. Wahrſcheinlich haben ſie ſich von andern ihrer Nation, die ehedem in Philadelphia geweſen waren, genau die Richtung beſchreiben laſſen, in der dieſe Stadt von ihrem Dorfe aus liegt, und dieſe nie aus den Augen verloren, obſchon ſie bereits 300 Meilen durch die Wälder gereiſet waren und noch 400 Meilen zu machen hatten, ehe ſie den Ort ihrer Beſtimmung erreichen konnten.

Wo ich nicht irre, ſteht in Jefferſons Nachrichten von den indianiſchen Gräbern in Virginien ein merkwürdiges Beiſpiel, wie richtig die Indianer einen Ort auffinden, der ihnen von ihren Landsleuten bezeichnet worden iſt. Dieſe Gräber ſind nichts als große Erddämme im Walde, in denen man aufrecht ſtehende Skelette findet: doch die Art wie die Indianer ihre Todten begraben iſt zu oft beſchrieben, als daß ſie Ihnen unbekannt ſein könnte; zu meiner Geſchichte alſo. Eine Geſellſchaft von Indianern, die in Geſchäften nach irgend einem Hafen am atlantiſchen Meer zogen, verließ plötzlich die Landſtraße, ſtreifte durch den Wald und ging in gerader Linie auf ein ſolches Grab zu, das mehrere Meilen von der Landſtraße entfernt lag. Dieſe Menſchen waren nie zuvor in dieſer Gegend geweſen, und mehr als ein Jahrhundert war verfloſſen, ſeitdem dieſer Theil von Virginien nicht mehr von Indianern bewohnt worden; ſie konnten den Weg alſo nur vermittelſt einer Bezeichnung finden, die ihnen durch Tradition überliefert worden war.

Die Indianer ſind meiſtens mit der Geographie ihres Landes ſehr wohl bekannt. Fragen Sie ſie über die Lage eines einzelnen Orts, und ſie zeichnen Ihnen ſogleich, wenn es ſich thun läßt, mit einem Stöckchen eine Karte von dem Ort nebſt der umliegenden Gegend und dem Lauf der Flüſſe; dabei zeigen ſie auf die Sonne und bezeichnen

dadurch die Lage der Oerter nach den Himmelsgegenden. Als ich an dem weſtlichen Ufer des Erie=Sees von widrigen Winden aufgehalten wurde, ſaß ich einſt in einem Hauſe und hatte eine Karte von Neu=York vor mir, als ein junger Seneka Krieger hereintrat. Die Karte zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, er ſchien ſehr bald zu begreifen was eigentlich damit gemeint ſei, nur wußte er nicht welchen Theil des Landes ſie vorſtellen ſollte. Ich gab ihm aber ſehr bald den Schlüſſel zu allem, indem ich mit meinem Finger auf den Ort hinwies, wo wir in dieſem Augenblicke waren, und ihm den Buffalo Creek, woran ſein Dorf lag, zeigte. Er überſah hierauf ſchnell die Karte und zeigte und benannte mir mit der größten Genauigkeit alle Seen und Flüſſe, die an 200 Meilen von ſeinem Dorfe entfernt lagen, und da in dieſen Gegenden die Indianiſchen Namen auch unter den Europäern noch die gewöhnlichſten ſind, hätte ich ihn auf jeder falſchen Angabe unfehlbar ertappen müſſen. Er hatte eine ſo herzliche Freude über dieſe genaue Karte von ſeinem Lande, daß er ſeine Gefährten, die vor der Thür lagen, herein rief, um ſie ihnen zu zeigen. Sie gaben mir durch Zeichen zu verſtehen, daß ich ihnen die Karte doch leihen möchte; ich that es gern, ſie legten ſie auf den Tiſch und betrachteten ſie wohl eine halbe Stunde. Die Jüngern äußerten ihre Freude darüber, daß gewiſſe ihnen bekannte Orte ſo genau aufgezeichnet wären, indeß die Aelteren, wie es ſchien, Abentheuer erzählten, die ihnen in entfernten Gegenden zugeſtoßen waren, und die ſie jetzt vermittelſt der Karte erläuterten.

Wenn die Regierung ein Stück Land von den Indianern kaufen will — und Privatleuten iſt dies durch ein Provinzialgeſetz verboten — ſo wird eine genaue Karte von der Gegend aufgenommen, und das Stück, um welches gehandelt wird, beſonders bezeichnet. Haben dieſe Karten einen Fehler, ſo finden ihn die Indianer ſogleich aus, und wenn der Handel geſchloſſen iſt, bezeich=

nen ſie genau nach der Karte die Grenze des von ihnen abgetretenen Stück Landes, indem ſie entweder Bäume einkerben, wenn gerade welche da ſind, oder Pfähle oder Steine längs der Grenzlinien hinſetzen. Bei ſolchem Kauf werden förmliche Kaufbriefe, an denen die genaue Karte der Gegend befeſtiget iſt, ausgefertigt, und von beiden Theilen unterzeichnet. Unſer Freund der Kapitän E.. zeigte mir mehrere dergleichen, und die indianiſchen Unterzeichnungen ſehen ſonderbar genug aus. Die meiſten von ihnen geben ſich nehmlich den Namen eines Thiers, als: die blaue Schlange, der kleine türkiſche Hahn, der große Bär, der tolle Hund u. ſ. w. und ihre Unterſchrift beſteht aus den mit der Feder gezogenen Contours desjenigen Thiers, deſſen Namen ſie angenommen haben. Einige ſind ſogar ganz artig ausgeführt und ſtellen die Thiere recht lebendig dar.

Die Indianer ſind im allgemeinen ſehr geſchickt in Handarbeiten. Ihr hölzernes Hausgeräth, ihre Bogen, Pfeile, andere Waffen u. dergl. ſind gewöhnlich recht ſauber gearbeitet, und an den Griffen ihrer Tomahawks, auf ihren Pulverhörnern und Pfeifenköpfen findet man oft ſehr richtig gezeichnete Figuren ungemein künſtlich ausgeſchnitzt, was um ſo mehr zu bewundern iſt, da ſie kein anderes Werkzeug als ihre Meſſer und Tomahawks haben. Die Stickereien auf den Mokkaſins und auf den andern Kleidern beweiſen daß die Frauen in ihrer Art eben ſo geſchickt ſind als die Männer. Die Arbeit welche ſie von Schweineſtacheln machen würde in Europa überall Bewunderung erregen. Sie färben dieſe Stacheln mit den ſchönſten glänzenden Farben. Mehrere ihrer Farben ſind bereits entdeckt, viele aber noch eben ſo unbekannt als ihre Arzneien, mit denen ſie oft erſtaunenswürdige Kuren machen. Beide ſind aus dem Pflanzenreiche genommen.

Ohnerachtet des Kunſtſinns, der aus den Arbeiten der Indianer hervorleuchtet, gefällt ihnen doch ſelten etwas, wie ſchön und künſtlich es auch gearbeitet ſei,

was mit ihren Sachen keine Aehnlichkeit hat, und von ihrem eigenthümlichen Geſchmack, von dem ſie auch ſeitdem Umgang mit den Europäern nicht im geringſten abgegangen ſind, völlig abweicht. Auch bewundern ſie kein mechaniſches Kunſtwerk, deſſen Nutzen ſie nicht einſehen. So zog unter allem, was ich bei mir hatte, nichts ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, als eine leichte doppelläufige Flinte, die ich gewöhnlich mitnahm wenn ich ihre Läger durchſtreifte; das war ſo recht etwas für ſie! Der Vortheil, der dem Jäger daraus entſtehen mußte, war ihnen einleuchtend, und die Erfindung gefiel ihnen gar ſehr. Auch ließen ſie das vorzüglich gute Schloß nicht unbemerkt.

Nicht alles Neue erregt daher ihre Verwunderung, wie man glauben ſollte. So erzählt ein franzöſiſcher Schriftſteller, ich weiß nicht welcher, von einigen Irokeſen, die durch die ſchönſten und lebhafteſten Straßen von Paris gingen, daß ſie vor allem, was ſie ſahen, kalt vorüber gingen, bis ſie zu einer Kochbude kamen; dabei wurden ſie warm. Ein Ort wo man alles bekommen kann um den Hunger zu ſtillen, ohne die Mühe und Arbeit des Jagens und Fiſchens zu haben, erregte ihre höchſte Bewunderung; hätte man ihnen aber geſagt, daß man für das, was man ißt, bezahlen muß, ſo hätte es vielleicht ihren Unwillen in eben dem Maaße erregt; denn ſie haben keinen Begriff davon, wie man Jemand, der als Freund kommt, Speiſe abſchlagen könne, wenn er ſie verlangt.

Die Indianer, welche Neugier oder Geſchäfte nach Philadelphia oder ſonſt einer großen Stadt in den vereinigten Staaten führt, finden auch, wie jene Irokeſen, nichts eben Merkwürdiges darin, und auch nicht einer würde das prächtigſte Gebäude das er ſieht ſeiner Wigwam vorziehen. Aber die Schiffarth in Philadelphia oder den andern Seehäfen zieht ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, weil ſie den Vorzug der großen Schiffe vor ihren Canots ein=

ſehn. Der junge Wiandot deſſen ich oben erwähnte, war gerade in Philadelphia als ich dort war, und hatte ſeine größte Freude an dem mit Schiffen aller Art bedeckten Fluß; vorzüglich merkwürdig aber war ihm die Fluth. Als er zum erſtenmal an den Strom kam, ſah er nach der Sonne, um ſich die Richtung deſſelben und die Lage des Orts überhaupt genau zu merken, wie es denn die Indianer immer an einem neuen merkwürdigen Ort zu thun pflegen. Als er das zweitemal hinkam, fand er zu ſeinem Erſtaunen, daß der Fluß in einer entgegengeſetzten Richtung ſtrömte, als den Tag zuvor. Im erſten Augenblick glaubte er, er ſtünde auf einer andern Seite, er orientirte ſich aber bald, und konnte jetzt, da er gewiß war ſich auf dem nehmlichen Fleck zu befinden, die Sache gar nicht begreifen. Er lief ſogleich zu einem Adjutanten des General Wayne der ihn mitgebracht hatte, und bat um Belehrung wegen dieſer ſonderbaren Erſcheinung. Dieſer gab ihm aber eine noch geheimnißvollere Erklärung derſelben, indem er ihm ſagte, daß der große Geiſt zur Bequemlichkeit der Weißen, die ſeine beſondern Lieblinge wären, die Flüſſe in ihrem Lande nach zwei Richtungen ſtrömen ließe. Der gute Wiandot glaubte es und antwortete: Lieber Freund, wenn der große Geiſt um unſerthalben auch den Ohio nach zwei Richtungen ſtrömen ließe, ſo würden wir Euch oft in Pittsburgh beſuchen: dieſe Stadt liegt nehmlich hart an der Quelle des Ohio.

Unter den öffentlichen Vergnügungen in Philadelphia gefällt ihnen nichts ſo ſehr als die Reitkünſtler und andere Gaukler. Sie haben eine ſo hohe Meinung von denen die ſich durch Gelenkigkeit und Geſchicklichkeit auszeichnen, daß ſie ſie unter die fähigſten Leute der Nation zählen. Wirklich macht den Indianern nichts ſo viele Freude, als wenn ſie einen Menſchen von außerordentlicher körperlicher Stärke ſehen: und wenn man ihnen von Jemand erzählt der ſich durch ſeine Stärke, oder als ein großer Läufer

oder vorzüglicher Schütze ausgezeichnet hat, oder beſonders kühn und muthig im Felde war, ſo hören ſie mit innigem Vergnügen zu und ſtimmen gern in das Lob des Helden mit ein.

Beim erſten Anblick ſcheinen die Indianer kalt und phlegmatiſch und man muß ſie länger kennen, um vom Gegentheil überzeugt zu werden. Zeigt man ihnen irgend etwas das ihnen gefällt, ſo ſagen ſie mit anſcheinender Gleichgültigkeit: das iſt hübſch, das gefällt uns, das iſt eine gute Erfindung; und ſelbſt bei Dingen die ſie mehr afficiren — als zum Beiſpiel ein überraſchendes Schauſpiel, oder die Erzählung eines klugausgeführten Streiches — äußern ſie ihre Zufriedenheit eben auch nicht ſtärker. So können die oben erwähnten Reiterkünſte, die wirklich das höchſte Intereſſe für ſie haben, ihnen doch nur höchſtens ein Lächeln ablocken, das von einer Bemerkung, die dem nahe ſitzenden Freund mitgetheilt wird, begleitet iſt. Mit eben dieſer Gleichgültigkeit können ſie den ſchrecklichſten Anblick aushalten, oder die ſchauerlichen Erzählungen von unglücklichen Kataſtrophen ihrer Familien oder ihrer Nation mit anhören. Dieſe Apathie iſt aber bloß angenommen und entſpringt gewiß nicht aus einem wirklichen Mangel an Gefühl. Denn kein Volk auf Erden iſt wohl einer wärmern Freundſchaft fähig, keines hat ſo viel zärtliche Anhänglichkeit an ſeine Kinder, und iſt empfindlicher gegen Beleidigungen. Das kleinſte beleidigende Wort zündet eine Flamme in ihrem Buſen an, die nur durch das Blut des Beleidigers gelöſcht werden kann, und ſie gehen Hunderte von Meilen durch die unwegſamſten Wälder, der rauheſten Witterung, dem nagendſten Hunger ausgeſetzt, um ihre Rache zu befriedigen. Keiner von ihnen wird es verſäumen, täglich ſtill und traurend das Grab ſeines verſtorbenen Kindes zu beſuchen; ſie wagen ihr Leben, und opfern alles was ſie beſitzen auf, um einem Freund in der Noth beizuſtehn. Der Grund dieſer anſcheinenden Gleichgültigkeit aber iſt die Idee, daß es keinem tapfern Krieger

oder ſonſt würdigen Menſchen anſtehe, heftige Gemüths-bewegungen, bei welcher Gelegenheit es auch ſei, zu äu-ßern. Von ihrer frühen Jugend an werden ſie zu dieſer Zurückhaltung gewöhnt, und es iſt erſtaunlich, welche Ge-walt ſie über ſich haben. Es iſt bekannt, daß ſie am Pfal gebunden, unter den ſchrecklichſten Schmerzen die das Meſſer und die Flamme ihnen verurſachen, unbewegt blei-ben und ihre Henker verlachen.

Dieſe angenommene Gleichgültigkeit macht ſie natür-lich unter Fremden, ernſt und zurückhaltend, in ihren ei-genen kleinen Zirkeln aber ſind ſie aufgeweckt, luſtig, und wie man ſagt, ſogar witzig. Wenn ſie in einer großen Stadt ſind, und ausſehen als ob nichts von allem ſie af-ficire, ſo ſitzen ſie oft des Nachts Stundenlang zuſam-men, und lachen, und ſprechen über das was ſie den Tag über geſehen haben. Mir ſagte Jemand, der ihre Spra-che verſteht, daß er ſie bei einer ſolchen Gelegenheit be-lauſcht, und ihre Bemerkungen ſehr treffend gefunden habe, ja daß ſie ſich über viele Dinge ſo ſcherzhaft und muthwillig ausgelaſſen hätten, daß er ſich des Lachens kaum enthalten konnte. Indeſſen artet auch die Zurück-haltung, welche ſie ſich in Gegenwart von Fremden auf-legen, niemals in Verlegenheit aus, und ſie würden ſich mit eben ſo viel Unbefangenheit in einem Pallaſt mit dem erſten gekrönten Haupt an Tafel ſetzen als zur einfachen Mahlzeit in ihren Hütten. Sie finden, daß es einem Krieger wohl anſtehe, ſich nach den Sitten derjenigen zu bequemen, bei denen er grade iſt, und da ſie auf alles ſehr aufmerkſam ſind, ſo ſieht man ſelten etwas Linkes oder Gemeines in ihrem Benehmen unter Fremden. Ich ſah in Philadelphia einen Indianer, der von ſeiner zarten Kind-heit an in den Wäldern gelebt hatte, mit eben der Leichtig-keit und Artigkeit in eine Geſellſchaft von Damen hereintre-ten, als hätte er beſtändig in der Stadt gelebt, und man hatte ihm bloß ehe er hineinging etwas über die Art ge-ſagt, mit der man ſich bei ſolchen Gelegenheiten zu be-

nehmen pflegt. Hören Sie folgende Anekdote für die ich als Augenzeuge bürgen kann.

Unſer Freund Nekig, die kleine Otter, war mit uns zum Mittageſſen in Detroit eingeladen, und hatte ſeinen Sohn, einen Knaben von 9 bis 10 Jahren, mitgebracht. Nach dem Eſſen wurden Früchte herumgegeben, unter andern auch Pfirſchen; man reichte dem jungen Indianer einen Teller davon, er nahm ſich eine davon recht artig, biß ſie aber hernach ſogleich an. Sein Vater warf ihm einen zornigen Blick zu, und verwies ihm leiſe, daß er ſo unachtſam geweſen, ſeine Pfirſche nicht zu ſchälen, wie er doch den Herrn ihm gegenüber hätte thun ſehn. Der Knabe war ſehr beſchämt, machte aber ſeinen Fehler ſogleich wieder gut, indem er einen Teller vor ſich nahm und die Pfirſche ganz zierlich ſchälte.

Nachher gab man ihn Portwein, und der arme Junge, dem er gar nicht behagte, machte ein ſchiefes Geſicht dazu. Der Vater ſagte ihm hierauf, er verzweifelte, daß je ein tüchtiger Mann oder ein guter Krieger aus ihm werden würde, da er das nicht gut fände, was ihm ſo freundſchaftlich gegeben würde. Der Knabe trank das Uebrige mit anſcheinendem Vergnügen.

Die Indianer ſchlagen ihre Kinder faſt niemals, zuweilen aber, wenn mit Worten nichts auszurichten iſt, ſpritzen ſie ihnen ein wenig Waſſer ins Geſicht; eine Strafe, wovor die Kinder die ſchrecklichſte Furcht haben, und die von unmittelbarer Wirkung iſt. Ein franzöſiſcher Miſſionär erzählt, daß einmal eine Mutter in ſeiner Gegenwart, ihrer erwachſenen Tochter, wie einem kleinen Kinde, Waſſer ins Geſicht geſpritzt habe; und dies habe das Mädchen ſo tief gekränkt, daß ſie hinausgegangen ſei, und ſich ums Leben gebracht habe. Als Kinder ſind die Indianer ſehr folgſam gegen ihre Eltern; ſind ſie aber ſo weit erwachſen, daß ſie für ſich ſelbſt ſorgen können, ſo fällt alle Ehrfurcht vor ihnen weg, und ſie folgen, trotz allen Vorſtellungen, bloß ihrem eigenen Sinne,

die Eltern müßten denn ſehr alt ſein; denn für das hohe Alter haben ſie durchgängig eine tiefe Verehrung.

Man findet nicht leicht bei einem Volke ſo viel natürliche Höflichkeit als bei den Indianern; wenn man ihnen zum Beiſpiel etwas ſagt das ſie für unwahr halten, ſo widerſprechen ſie nie geradezu, höchſtens ſagen ſie: Sieh, lieber Bruder, wir glauben wohl, daß Du ſelbſt für wahr hältſt was Du uns ſagſt, uns kommt es aber ſo unwahrſcheinlich vor, daß wir es nicht glauben können.

Sie leben ſehr einträchtig und freundſchaftlich mit einander, und nie hört man bei ihnen, wie bei unſerm gemeinen Volk, Lärmen und lauten Zank, auch haben ſie in ihrem ganzen Betragen nichts von den groben gemeinen Sitten des Europäiſchen Pöbels; im Gegentheil, ſie betragen ſich durchaus wie anſtändige Leute, und hätte man nicht ſo ſprechende Beweiſe dafür, ſo würde man kaum glauben, daß eben dieſe Menſchen im Kriege ſo fürchterlich wild und grauſam ſein könnten, als ſie doch wirklich ſind. Doch findet ihr gutes Betragen nur im Zuſtande der Nüchternheit Statt: wenn ſie betrunken ſind, was leider nur zu oft der Fall iſt, gleichen ſie mehr eingefleiſchten Teufeln als menſchlichen Weſen. Es kommt dann bald von Lärm und Zank zu Schlägereien; ſie zerhauen einander und begehen jede Art von Grauſamkeit, ſind ſich aber auch ihrer Schwäche in dieſem Punkt ſo ſehr bewußt, daß wenn eine Geſellſchaft ſich betrinken will, ſie ihre Meſſer, Tomahawks und dergleichen einem unter ihnen geben, der bei ſeiner Ehre verſprechen muß, nüchtern zu bleiben, und dieſes Verſprechen auch in der Regel hält. Wann es ſich trift, daß ſie ſich betrinken ohne dieſe Vorſicht gebraucht zu haben, ſo ergreifen ihre Squaws die erſte beſte Gelegenheit um ihnen die Waffen zu entwenden.

Brantwein und Rum ziehn die Indianer jedem andern geiſtigen Getränk vor, und lieben ihn nicht ſowohl des Geſchmacks als vielmehr ganz eigentlich des Rauſches wegen. Man findet nicht einen unter hundert der ſich

mäßigen kann, wenn er Gelegenheit hat ſich zu berauſchen; und nun ſie einmal Geſchmack an ſtarken Getränken gefunden haben, erlauben ſie ſich auch alles um ſich dieſen Genuß zu verſchaffen. Dies macht ſie kriechend, hinterliſtig, niedrig, und im wahren Sinn des Worts zu ſchlechten Menſchen. Nichts kann das Unheil wieder gut machen, das durch die Einführung berauſchender Getränke bei dieſem unglücklichen Volke angerichtet worden iſt. Ehe ſie ſie kannten, zeichneten ſie ſich vor allen andern Nationen durch ihre Mäßigkeit in Eſſen und Trinken aus, und in Rückſicht des Eſſens gebührt ihnen dieſes Lob noch immer. Sie halten es zum Beiſpiel für un- unſchicklich ſehr hungrig zu ſcheinen, und wenn ſie nach ihren Dörfern zurückkommen, nachdem ſie vielleicht mehrere Tage gefaſtet haben, ſo warten ſie dennoch eine ganze Weile ehe ſie zu eſſen fordern, und eſſen auch dann ſo mäßig und langſam, als hätten ſie vor wenig Stunden die beſte Mahlzeit gemacht.

Die Indianer ſind ſehr freigebig und gaſtfrei, wenn nicht beſondere Umſtände das Gegentheil bewirken, und ſelbſt wenn ihre Rachſucht mit ins Spiel kommt, kann doch nichts in der Welt ſie verleiten gegen einen Fremden dem ſie Freundſchaft, Schutz und Sicherheit verſprochen haben, ihr Wort zu brechen. Ich ſelbſt habe unzählige Beweiſe ihrer Freigebigkeit erhalten, und obſchon ſie für ihre Geſchenke allerdings Gegengeſchenke erwarten, ſo hat mich doch die Art, mit der ſie mir dieſe Kleinigkeiten gaben, überzeugt, daß dabei kein Eigennutz, ſondern reines Wohlwollen zum Grunde lag. Es iſt bekannt wie freigebig ſie gegen einander ſind, und wie bereitwillig ſie dem Mangel des Nachbarn mit dem was ſie ſelbſt übrig haben, abhelfen. Sie haben keinen Begriff davon wie man für ſich allein Reichthümer ſammeln, und wie es in der Geſellſchaft Menſchen geben könne, die ſich ohne alles Gefühl von Großmuth auf Unkoſten anderer bereichern, in Behaglichkeit und Ueberfluß leben, und es ru-

hig mit anſehen, wenn ihre Mitmenſchen in Mangel und Elend umkommen. Kleider, Hausgeräth und Waffen ſind bei ihnen das einzige perſönliche Eigenthum, alles Andere iſt Gemeingut des ganzen Stammes, deſſen Wohlergehn das höchſte Intereſſe für jeden einzelnen iſt. Die Häupter und Anführer der Stämme ſind von demſelben Geiſt beſeelt, und ſind oft die ärmſten Leute in der ganzen Gemeinheit, weil ſie ihre Zeit den öffentlichen Geſchäften widmen müßen, indeß andere auf die Jagd gehen oder ſonſt für ſich ſorgen.

Die indianiſchen Nationen ſcheinen größtentheils zweierlei Häupter oder Anführer zu haben, Anführer in den Rathsverſammlungen und Anführer im Kriege. Letzterer hat kein anderes Geſchäft als die Krieger ins Feld zu führen und wird allemal aus denen gewählt, die ſich im Kriege am meiſten ausgezeichnet haben, daher denn oft der erſtere, deſſen Amt erblich iſt, auch zum Heerführer gewählt wird. Keiner von beiden hat indeß Mittel in Händen ſich Gehorſam zu erzwingen, auch befehlen ſie eigentlich nie, ſie rathen nur, denn hier fühlt ein jeder, daß er frei gebohren iſt, und verachtet jeden Zwang, außer den ſeine eigene Vernunft ihm auflegt. Da aber die Wohlfahrt der Nation Allen über alles geht, und ſie wohl wiſſen, daß ihre Oberhäupter von demſelben Geiſte beſeelt ſind, ſo werden gewöhnlich die Maaßregeln, welche dieſe anrathen, allgemein gebilligt und befolgt. Ich fürchte faſt, daß man bei keinen civiliſirten Volke auf Erden ſo viel Gemeingeiſt, ſo viel Uneigennützigkeit und unerzwungene Ordnungsliebe finden wird, als bei dieſen ſogenannten Wilden.

Die Indianer empfinden die tiefſte Verachtung gegen ein Volk das gutwillig ſeiner Freiheit entſagt, ja ſelbſt diejenigen, welche tapfer darum kämpfen, halten ſie doch für alte Weiber, wenn ſie ſich am Ende ihren Verluſt gefallen laſſen. Daher ihr allgemeiner Haß gegen die Neger, deſſen Grund wol nicht bloß in der Verſchiedenheit der Farbe und Geſtalt zu ſuchen iſt. Man kann einen India-

ner nicht ſchwerer beleidigen, als wenn man ihm ſagt, er habe Aehnlichkeit von einem Neger, oder es fließe Negerblut in ſeinen Adern; denn ſie ſehen dieſe Unglücklichen geradezu wie unvernünftige Thiere an, und tödten ſie auch mit eben der Kaltblütigkeit wie einen Hund oder eine Katze.

Ein amerikaniſcher Offizier, der während des Krieges mit Großbritannien an eine Indianer-Nation, die an den weſtlichen Grenzen der vereinigten Staaten wohnt, abgeſchickt ward, um ſie zur Neutralität zu überreden, erzählte mir, daß gerade bei ſeiner Anweſenheit einige Abgeordnete nach dem Dorfe gekommen wären, um die Auslieferung einiger Negerſklaven zu negociren, welche die Indianer aus einer amerikaniſchen Niederlaſſung mit fortgenommen hatten. Dieſe Unglücklichen waren, wie ſie es gewöhnlich mit ihren Gefangenen machen, vertheilt worden, und der Größte und Schönſte ward einer vornehmen Indianerin zu Theil. Die Leute wandten alles an, um ihn auszulöſen. Die Frau hörte ſie gelaſſen an, um aber ihrer Anmuthungen deſto eher los zu werden, holte ſie aus einem Winkel ihrer Hütte ein großes Meſſer hervor, durchſtach den Neger damit, und ſagte ganz kalt zu den Abgeordneten: nun könnt ihr euren Neger nehmen. Der Unglückliche rang lange mit dem Tode, bis einer von den Kriegern ſich ſeiner erbarmte, und mit dem Tomahawk ſeinen Leiden ein Ende machte.

Zu Detroit, Niagara und an einigen andern Orten in Oberkanada werden noch einige Negerſklaven, jedoch nur in geringer Anzahl, gehalten. Zwei dieſer armen Menſchen verſuchten, während wir in Malden waren, aus Detroit zu entkommen; ſie ſtahlen ein kleines Boot und fuhren in der Nacht den Fluß hinunter. Da der Wind ihnen aber zur Ueberfahrt über den See nicht günſtig war, glaubte man daß ſie ſich an der Küſte halten würden, bis ſie einen ſichern Ort erreichten; in der Hoffnung nun ſie noch wieder zu bekommen kam, der Eigenthümer nach

Waldern und wurde mit ein Paar zuverläſſigen Indianern eins, daß ſie ſie aufſuchen ſollten. Man bezeichnete ihnen die Perſonen genau, und ſie gingen fort, waren aber kaum einige hundert Schritte entfernt, als der eine, der etwas Engliſch ſprechen konnte, zurückkam, und den Eigenthümer fragte, ob er ihm die Erlaubniß geben wollte die Neger zu ſkalpiren, falls ſie nicht mit ihnen umkehren wollten? dies wurde natürlich abgeſchlagen, denn ſonſt hätten ſie ſie gewiß auf jeden Fall getödtet, um nicht die Mühe zu haben ſie zurückzubringen. Gut, ſagte der Indianer, wenn du ſie nicht beide willſt ſkalpiren laſſen, ſo ſei nur nicht böſe wenn ich einen ſkalpire. Der Mann beſtand aber darauf daß er beide lebendig zurückbringen ſollte, und dies ſchien dem Indianer ſehr verdrüßlich, ſo daß er ſich beſann ob er gehen ſollte, worauf denn, wie ich leider ſagen muß, der Eigenthümer die letzte Forderung bewilligte, aus Furcht daß die Neger ihm beide entkommen möchten, und nur bat, doch lieber keinen zu tödten, wenn es möglich wäre. Ich weiß den Verfolg der Sache nicht, die ſichtbare Freude des Indianers aber ließ mich nichts gutes ahnen.

Dieſe Gleichgültigkeit, mit der die Indianer einen Menſchen umbringen können, wirft, ich muß es geſtehen, ein ſehr nachtheiliges Licht auf ſie, auch fürchte ich, daß alle gute Eigenſchaften, welche ſie beſitzen, nicht hinreichen werden, um im Urtheil der meiſten Menſchen ihre wüthende Rachſucht und die Grauſamkeit aufzuwiegen, mit der ſie ihre Kriegsgefangenen öfters behandeln. Die franzöſiſchen und engliſchen Miſſionäre haben ſich ſchon unendliche Mühe gegeben, ihnen begreiflich zu machen wie abſcheulich es wäre, daß ſie ihre Gefangenen ſo martern, und dies iſt auch nicht ganz vergeblich geweſen; denn ob ſich gleich immer noch Fälle genug ereignen, welche ſattſam beweiſen, daß dieſer ſchreckliche Gebrauch keinesweges ganz abgeſchafft iſt, ſo kann ich doch nach allem was ich geſehen und gehört habe, zuverſichtlich behaup-

haupten, daß er jeżt nicht den zwanzigſten Theil ſo vielen Menſchen das Leben koſtet als vor 100 Jahren. Aller Nachfrage ohnerachtet, habe ich nicht erfahren, daß ein einziger von denen, welche die Indianer bei ihrem Siege über den General St. Clair gefangen nahmen, an den Pfal gebunden worden wäre. Sobald der Ausgang des Gefechts bekannt wurde, boten engliſche Offiziere und andere Männer die Einfluß auf die Indianer haben, anſehnliche Belohnungen aus, wenn ſie ihre Gefangenen lebendig zurückgeben wollten, und der größte Theil derſelben wurde wirklich wohlbehalten zurückgebracht. Indeß hat es bis jeżt noch nicht gelingen wollen, ſie von dieſer Rachſucht gänzlich zurückzubringen. Wie wenig in dieſer Rückſicht ſelbſt Erziehung auf dieſe Menſchen wirkt, werden Ihnen folgende Anekdoten, den Kapitän Joſeph Brandt, einen Anführer der Mohawks betreffend, hinlänglich zeigen.

Dieſer Brandt wurde in ſeiner frühen Jugend auf eine Schule nach Neu-England geſchickt; er hatte viel Fähigkeit, und machte anſehnliche Fortſchritte im Lateiniſchen und Griechiſchen. Man gab ſich ungemein viel Mühe ihm die Wahrheiten der Religion einzuprägen; er zeigte ſich auch als einen warmen Verehrer und Anhänger des Chriſtenthums, und in der Hoffnung ſeine Nation einſt zu bekehren, überſeżte er das Evangelium Matthäi und die Liturgie der engliſchen Kirche ins Mohawkſche. Ehe aber Brandt ſeine Studien beendigt hatte, brach der amerikaniſche Krieg aus; entbrannt von Ruhmbegierde, die den Gemüthern der Indianer ſo tief eingepflanzt iſt, verließ er augenblicklich ſeine Schule, eilte nach ſeinem Dorfe, und ſtieß bald mit einem anſehnlichen Trupp von ſeiner Nation zu dem brittiſchen Korps, unter dem Kommando des Sir John Johnſton. Hier zeichnete er ſich in mehreren Affären durch Tapferkeit aus, ward bald Anführer ſeiner Nation und Kapitän in königlichen Dienſten.

Sehr bald aber befleckte Brandt ſeinen Ruhm in der engliſchen Armee. Es fiel ein Scharmützel vor; das Gefecht ward hitzig, und Brandt bekam einen Flintenſchuß in die Ferſe; die Amerikaner wurden indeß geſchlagen, und ein Offizier nebſt 60 Mann gefangen genommen. Dieſer Offizier war, nachdem er ſeinen Degen übergeben hatte, in einer ganz freundſchaftlichen Unterredung mit dem Oberſt Johnſton, der die brittiſchen Truppen kommandirte, begriffen; als Brandt unbemerkt hinter ihn ſchlich und ihn mit einem Schlag ſeines Tomahawks todt zu Boden ſtreckte. Sir John war, wie man leicht denken kann, über eine ſolche Verrätherei ſehr aufgebracht, und äußerte ſich in darüber den heftigſten Ausdrücken. Brandt aber hörte ihn ruhig an, und antwortete ihm ganz kaltblütig: es ſei ihm leid, daß er ihm mißfallen habe, allein ſeine Wunde habe ihn in dem Augenblick ſo heftig geſchmerzt, daß er ſich nicht hätte enthalten können, an dieſem einzigen gefangenen Anführer ſeine Rache zu nehmen; auch hätten in der That ſeitdem ſeine Schmerzen nachgelaſſen.

Beim Ausbruch des Kriegs wohnten die Mohawks an dem Mohawk=Fluß im Neu=Yorkſchen Staate; nach dem Frieden zogen ſie nach Ober=Kanada, und ihr größtes Dorf liegt jetzt an dem Grand River, der ſich von Norden her in den Erie ergießt, etwa 60 Meilen von Newark oder Niagara; da wohnt Brandt jetzt. Er hat ſich ein bequemes Haus gebaut, und jeder Fremde der ihn beſucht iſt ſicher gut aufgenommen zu werden, und einen wohlbeſetzten Tiſch zu finden. Er hat nicht weniger als 30 bis 40 Neger die ihm ſeine Pferde beſorgen und ſein Land bauen. Dieſe armen Menſchen werden in dem härteſten Druck gehalten, und wagen es doch nicht den geringſten Verſuch zur Flucht zu machen, denn er hat ſie verſichert, daß wenn ſie entliefen, er ihnen ſelbſt, ſollte es auch bis an die äußerſte Grenze von Georgien ſein,

nachſetzen, und ſie tomahawken würde, wo er ſie immer fände. Sie kennen ihn zu gut, und wiſſen daß er Wort hält.

Brandt erhält von der Regierung halben Kapitäns-Sold, der mit Inbegriff der Geſchenke jährlich an 500 Pfund Sterling beträgt. Sie können denken, daß wir nicht wenig neugierig waren dieſen Brandt zu ſehen, auch verſchafften wir uns Empfehlungsſchreiben an ihn vom Sekretär des Gouverneurs, von Offizieren und andern die mit ihm bekannt waren, in der Idee von Newark aus nach ſeinem Dorfe zu gehn; wir hörten aber zu unſerm Leidweſen, daß er ſich gerade den Tag vor unſerer Ankunft in Newark nach Kingſton, am andern Ende des Sees eingeſchifft habe. Ein Advokat aus Niagara, der von Kingſton aus, wo ihn widrige Winde aufgehalten hatten, mit uns über den Ontario fuhr, verſicherte uns den Tag nach unſerer Ankunft in Niagara, er verliere wenigſtens 100 Pfund Sterling, weil er nicht zeitig genug gekommen wäre, um ein Geſchäft für Brandt zu machen, welches dieſer nun einem andern übertragen habe. Sie können daraus abnehmen, was für eine wichtige Perſon dieſer Brandt hier iſt.

Brandt wurde bald gewahr wie die Indianer von allen Mächten, die Fuß in Amerika gefaßt haben, hintergangen würden; und hätte er noch einige Zweifel darüber gehabt, ſo hätten ſie verſchwinden müſſen, als er ſah, wie die Engländer, nachdem ſie die Indianer um Beiſtand gegen die Amerikaner gebeten, und dieſe ihn auch treulich geleiſtet hatten, ſo ungerecht und ungroßmüthig waren, das ganze oſtwärts vom Miſſiſippi und ſüdwärts von den Seen liegende Indianer-Gebiet den vereinigten Staaten zu übergeben, und ſie ſo einem Volke in die Hände zu liefern, das ſie ſich bloß um der Engländer willen zum Feinde gemacht hatten. Er ſah mit Bekümmerniß wie die Indianer ſich ſchwächten, indem ſie ſich in die Streitigkeiten der Weißen miſchten, und ſich ein

Stamm zu dieſer, der andere zu jener Partei, ſchlugen, da ſie im Gegentheil, wenn ſie zuſammengehalten hätten, bald furchtbar geworden wären, und ſich mehr Achtung verſchafft hätten. Er entwarf daher den kühnen Plan, alle Indianer zu einer großen Konföderation zu vereinigen, und brachte eine Hauptverſammlung der Anführer aller Stämme in Vorſchlag, um dieſe Sache in Ueberlegung zu ziehn; viele Stämme aber trauten ihm nicht, ſie beſorgten er wollte nur ſich ſelbſt eine große Macht verſchaffen, und widerſetzten ſich der Ausführung des Plans aus allen Kräften. Brandt iſt dadurch wieder den kriegeriſcheſten Stämmen verdächtig geworden, und ſie ſehn ihn mit ſo neidiſchen Augen an, daß er ſich nicht mit Sicherheit in das Oberland wagen kann.

Er hat die Geſchäfte ſeiner Nation mit vielem Verſtande verwaltet, und ſehr weislich ihr überflüſſiges Land für ſie auf viele Jahre hinaus verpachtet, wodurch der Nation wahrſcheinlich, ſo lange ſie beſtehen wird, eine jährliche Einnahme geſichert iſt. Dagegen wenn die Mohawks, wie die andern Stämme, ihr Land an Einzelne verkauft hätten, die dafür erhaltenen Summen jedesmal bald verſchwendet geweſen wären.

Sobald die öffentlichen Geſchäfte es ihm erlauben, will Brandt ſich wieder recht ernſtlich dem Studium der griechiſchen Sprache, die er vorzüglich liebt, widmen, und noch mehr vom neuen Teſtament ins Mohawkſche überſetzen; dieſer nemliche Menſch aber hat kurz zuvor ehe wir nach Niagara kamen, ſeinen einzigen Sohn mit eigener Hand ermordet. Der Sohn war, wie es heißt, ein dem Trunk ergebener Taugenichts, der ſchon oft den Vorſatz geäußert hatte, ſeinen Vater zu tödten. Eines Abends drang er mit Gewalt in des Vaters Zimmer, und fing Streit mit ihm an, wahrſcheinlich um ſeine unnatürlichen Drohungen in Ausführung zu bringen. Brandt aber zog ſeinen Degen und ſtreckte ihn zu Boden. Er ſpricht freilich nicht ohne Schmerz von dieſer Begebenheit, aber

doch nicht mit der Empfindung, die jeder andere als ein Indianer dabei haben würde. Er tröſtet ſich darüber mit dem Gedanken, er habe ſeiner Nation einen Dienſt geleiſtet, indem er ſie von einem Schurken befreiet habe.

Er geht ganz nach indianiſcher Weiſe gekleidet, trägt aber ſtatt der Decke ſo ein kurzes Hemde wie ich oben beſchrieben habe.

Sowohl die franzöſiſchen römiſch-katholiſchen Miſſionäre, als auch andere von mehreren Kirchen, haben ſich viel Mühe gegeben, das Evangelium unter den Indianern zu verbreiten; mehrere Stämme haben ſich auch taufen laſſen, man kann aber doch nicht ſagen, daß die chriſtliche Religion von weſentlichem Einfluß auf ſie geweſen wäre; ſie beobachten die äußern Ceremonien, haben einige Gebete auswendig gelernt, laſſen ſich aber nach wie vor von den wüthendſten Leidenſchaften beherrſchen, und der wahre Geiſt des Chriſtenthums hat ihre Gemüther nicht ergriffen.

Am meiſten haben noch die herrnhutiſchen Miſſionäre auf ſie gewirkt, und in der That viele dahin vermocht, der unſtäten Lebensart und dem Kriege zu entſagen und das Land zu bauen. Bei den Munſies, einem kleinen Stamme der ſich an der Oſtſeite des St. Clair See aufhält, iſt es ihnen am meiſten gelungen; aber die Anzahl ihrer Bekehrten iſt überhaupt nur ſehr gering. Die Katholiken haben eigentlich die meiſten Anhänger, weil die Ceremonien und das Gepränge dieſer Religion ihr einen eigenen Reiz geben, und weil ihre Miſſionäre den Neubekehrten eben nicht viel Zwang auflegen. Den Quäkern iſt es am wenigſten bei ihnen gelungen. Die Ergebung die ſie predigen, ſtreitet gar zu ſehr gegen die Denkungsart der Indianer, und ihre Miſſionäre ſind bei einigen Stämmen, wo ſie verſucht haben ihre Lehre zu verbreiten, vorzüglich bei den Schawneſen, einem der kriegeriſcheſten

Stämme nordwärts vom Ohio, in der größten Gefahr geweſen*).

Auch die Indianer, welche noch nichts von der Offenbarung wiſſen, glauben faſt allgemein an das Daſein eines höchſten, wohlthätigen, weiſen, über alles mächtigen Geiſtes, und auch an untergeordnete gute und böſe Geiſter. Den Erſtern, glauben ſie, läge das Wohl der Menſchheit am Herzen und man brauche ihnen nicht zu huldigen; den Böſen aber, vor denen ſie eine gewaltige Furcht haben, bezeigen ſie ihre Verehrung, um ſie abzuhalten, daß ſie ihnen nicht ſchaden. Einige entfernte Stämme ſollen Prieſter haben, es ſcheint aber doch nicht als ob ſie einen förmlichen Gottesdienſt hätten. Jeder Einzelne betet und opfert dem böſen Geiſt, wenn die Furcht ihn dazu antreibt. Sie glauben allgemein an eine Zukunft, in der ſie alle Freuden dieſer Welt zu genießen hoffen, ohne Schmerzen leiden oder mühſam ihre Nahrung herbeiſchaffen zu müſſen. Einige Stämme haben indeß weniger Religion als andere, und die Schawneſen, ein kühnes kriegeriſches Volk, kümmern ſich wenig um die böſen Geiſter, und haben daher faſt gar keine Religion. Keiner von ihnen hat, ſo viel ich weiß, zum Chriſtenthum bekehrt werden können.

*) Daß es ſo ſchwer hält die Indianer zum Chriſtenthum zu bekehren, rührt nicht ſowohl von einer zu großen Anhänglichkeit an ihre eigene Religion her — wenn ſie anders eine haben — ſondern von gewiſſen Gefühlen die ſie mit der Muttermilch eingeſogen zu haben ſcheinen.

Ein franzöſiſcher Miſſionär erzählt, daß er einſt mit einem Indianer von den Belohnuugen und Strafen in der andern Welt geſprochen habe; der Indianer, dem kurz vorher ein Freund geſtorben war, habe ihn unterbrochen und gefragt: wo wohl ſein Freund jetzt ſein möchte, im Himmel oder in der Hölle? der Miſſionär antwortete, er hoffe, daß er im Himmel ſei. Gut, ſagte der Indianer, ſo will ich auch ein recht frommes Leben führen, denn ich möchte gar zu gern an den Ort kommen, wo mein Freund iſt. Hätte er ihm das Gegentheil geſagt, ſo hätte der ehrwürdige Vater gut predigen gehabt von Hölle und Fegfeuer, der Indianer hätte vorſätzlich ein wüſtes böſes Leben geführt, um zu ſeinem Freunde zu kommen und mit ihm zu leiden.

Es iſt höchſt ſonderbar, daß ungeachtet die verſchiedenen indianiſchen Stämme auf dem feſten Lande von Nordamerika, in ihrem Körperbau, ihren Sitten, Gebräuchen, Fähigkeiten und Religionsmeinungen ſo ſehr mit einander übereinſtimmen, daß über ihren gemeinſchaftlichen Urſprung gar kein Zweifel übrig bleiben kann, dennoch ihre Sprachen ſo weſentlich von einander abweichen. Es giebt nicht zwei Stämme, welche die nehmliche Sprache reden, und viele die nicht eben weit von einander wohnen, können ſich einander gar nicht verſtehen. Man ſagte mir, daß die Chippeway=Sprache die allgemeinſte ſei, und daß wenn man dieſe recht inne hätte, man leicht alle andern erlernen könnte, welche zwiſchen dem Ohio und dem Oberen=See geſprochen werden. Einige Perſonen, welche die indianiſchen Sprachen ſtudiert haben, behaupten, daß die Sprachen aller uns bekannten Stämme nur verſchiedene Dialekte von drei Urſprachen wären, nehmlich von den Sprachen der Huronen, Algonquins und Sioux, und wer beſonders die beiden erſten wüßte, könne gar bald dahin kommen, ſich iedem indianiſchen Stamm in Kanada und den vereinigten Staaten verſtändlich zu machen. Alle Nationen die von den Sioux abſtammen, ſollen eine ziſchende Ausſprache, die von den Huronen viel Kehlbuchſtaben, die von den Algonquins aber vielmehr Sanftes und Liebliches haben als die beiden andern. Ich kann nicht beſtimmen ob dieſe Unterſchiede ganz richtig ſind; mir iſt bei allen Indianern die ich geſehn habe, und die dieſem zu Folge theils von den Huronen, theils von den Algonquins abſtammen, die Seltenheit der Lippenbuchſtaben aufgefallen, und daß ſie die Worte ſo tief aus der Kehle hervor holen. Sie ſtocken ein wenig im Reden und artikuliren ſchwer, wie Jemand thun würde, deſſen Bruſt eben durch einen heftigen Schlag erſchüttert worden iſt. Die Frauen hingegen ſprechen mit der äußerſten Leichtigtigkeit, und in ihrem Munde klingen ihre Sprachen ſo weich und zart wie das Italieniſche; überhaupt haben ſie

ohne Ausnahme eine ſehr angenehme wohlklingende Stimme, und das gefälligſte lieblichſte Lächeln das man ſich denken kann. Ich habe oft Stundenlang unter ihnen geſeſſen, bloß um ſie mit einander ſprechen zu hören, ſo ungemein ſanft und anziehend iſt der Ton ihrer Stimme: Männer und Frauen ſprechen ſehr überdacht und geordnet, und es fehlt ihnen nie an dem rechten Ausdruck für ihre Gedanken.

Die Nationalmuſik der Indianer iſt rauh, unmelodiſch und einförmig. Ihr berühmtes Kriegslied iſt nichts als ein elendes Recitativ. In der Entfernung macht ihr Geſang, der aus einigen wilden Tönen beſteht, von ihren Pfeifen und Trommeln begleitet, keine ganz unangenehme Wirkung, aber auch nur in der Entfernung iſt ihre Muſik erträglich. Geſang und Tanz iſt bei ihnen immer vereint.

In der erſten Nacht, die wir in Malden zubrachten, wurden wir um Mitternacht ſehr angenehm durch ihre Muſik die ſie auf Bois Blanc machten, unterhalten. Wir waren neugierig ihre Tänze zu ſehn, nahmen uns daher ein Boot und gingen über den Fluß nach dem Ort wo ſie verſammelt waren. Drei ältliche Männer, welche die vorzüglichſten Muſici waren, ſaßen unter einem Baum, der eine ſchlug eine kleine Trommel, die aus einem Stück von einem holen Baume beſtand, das mit einem Fell überzogen war, die beiden andern klapperten mit trocknen mit Erbſen gefüllten Kürbiſſen; ſie hielten Takt mit der Trommel und ſangen die Melodie dazu, wonach getanzt ward. Die Tänzer waren ungefehr 20 Squaws die ſich in einen Zirkel ſtellten, die Arme einer um des andern Nacken geſchlungen, und ſo zuſammengekettet ſich mit kleinen engen Seitenſchritten um ein Feuer bewegten. Männer und Frauen tanzen nie zuſammen, wenn nicht etwa ein junger Mann eine ſchöne Squaw in die Männertänze einführt, was immer als eine Gunſt angeſehn wird. Dieſe Sonderbarkeit hängt mit den indianiſchen Sitten überhaupt zuſammen. Die Frauen werden hier mit ganz

andern Augen angeſehen als in Europa; ſie werden wie Sklaven behandelt, und müſſen wie dieſe alle ſchweren Arbeiten verrichten. Ich ſah, daß einem jungen angeſehenen Mann, der ſich das Vergnügen machte Eichhörnchen zu ſchießen, drei Frauen folgten, um ſeinen Pfeilen nachzulaufen; ſo habe ich oft geſehen, daß Indianer, wenn es galt nur einen Weg von wenigen Meilen zu machen, ſich zu Pferde ſetzten, und recht behaglich fortſchlenderten, indeß ihre Frauen ihnen mit ſchweren Laſten auf dem Rücken zu Fuß folgen mußten.

Als die Frauen getanzt hatten ward ein größeres Feuer angezündet, und 50 bis 60 Männer verſammelten ſich nun zum Tanz, der übrigens von dem der Frauen nicht viel verſchieden war. Zuerſt ging einer dicht hinter dem andern mit kleinen Schritten im Zirkel ums Feuer; der beſte Tänzer führte auf und gab den Schritt an, er war auch zugleich der beſte Sänger. Als ſie ſo einmal die Runde gemacht hatten, nahmen ſie größere Schritte und ſtampften heftig mit den Füßen; zwiſchen jeder dritten oder vierten Runde ſprangen ſie mit beiden Füßen zugleich, kehrten ſich dem Feuer zu, bückten ſich und gingen mit Seitenſchritten um daſſelbe herum. Endlich nachdem ſie wohl vier und zwanzig mal ſo die Runde gemacht hatten, ſtampften ſie alle, beſonders aber der Haupttänzer, mit unbeſchreiblicher Wuth auf den Boden, ſtießen einen lauten Schrei aus und der Tanz war zu Ende. In zwei oder drei Minuten fing ein neuer dem vorigen ſehr ähnlicher Tanz an, der ſich auch eben ſo endigte; überhaupt iſt in den Bewegungen bei den verſchiedenen Tänzen wenig Abänderung; der Hauptunterſchied beſteht im Geſang, indem bei einigen alle Tänzer die ganze Melodie ſingen, bei andern nur die alten Männer unter dem Baume, da dann die übrigen nur mit Refrains einfallen. Sie winkten uns Theil an ihren Tänzen zu nehmen; wir thaten es, weil ſie es gern zu ſehn ſchienen, und blieben wohl bis drei Uhr Morgens bei ihnen. Der

Anblick hat etwas ſehr Fürchterliches, ſo eine Anzahl Indianer, im dicken Walde, in tiefer Nacht rund um ein Feuer tanzen zu ſehn, und ſchreklicher wird die ganze Scene durch das entſetzliche Geſchrei zu Ende jedes Tanzes.

Es vergeht kaum eine Nacht, wo nicht auf dieſe Weiſe auf der Inſel getanzt würde. Sie fangen erſt gegen Mitternacht an und tanzen bis der Tag anbricht. Den Tag über liegen ſie in der Sonne und ſchlafen, oder rauchen Tabak, wenn ſie nehmlich zu Hauſe ſind. Ueberhaupt ſo unermüdet und ausdauernd thätig ſie ſind, wenn es darauf ankommt, ſo unbeſchreiblich träge und unthätig ſind ſie wenn ſie Frieden mit den Nachbarn und guten Vorrath zu Hauſe haben.

Dieſe oben beſchriebenen Tänze ſind die alltäglichen, bei feſtlichen Gelegenheiten haben ſie andere und für den Zuſchauer viel intereſſantere. Auch ſollen ſchon die gewöhnlichen Tänze der Schawneſen und einiger andern Stämme weit unterhaltender ſein, als die, welche wir hier ſahen. Es kampierten einige Schawneſiſche Familien auf Bois Blanc als wir da waren, es waren ihrer aber zu wenig zum Tanz, und wir mußten das Vergnügen entbehren ſie tanzen zu ſehn.

Unter ihren großen Tänzen iſt der Kriegstanz, den ich zwar auch nur aus Beſchreibung kenne, wohl der merkwürdigſte. Sie tanzen ihn wenn ſie zu Felde ziehn und wenn ſie zurückkommen, zuweilen aber auch bei andern feierlichen Gelegenheiten. Die Anführer und Krieger, welche Theil an dem Tanz nehmen, ſind ſo bemalt und gekleidet, als ſollten ſie wirklich zu Felde ziehn und führen auch ihre Waffen bei ſich. Wenn ſie verſammelt ſind hucken ſie ſich rund um ein großes Feuer, in deſſen Nähe ein hoher Pfal ſteht. Nachdem ſie eine kurze Zeit ſo geſeſſen haben, ſteht einer der Hauptanführer auf, ſtellt ſich in die Mitte des Kreiſes und erzählt in einer Art von Recitativ alle tapfern Thaten, die er je

vollbracht hat, vorzüglich lange hält er ſich bei der Herzählung der von ihm getödteten Feinde auf, und indem er die Art beſchreibt, wie er ſie ſkalpirt hat, ſchwingt er ſeine Waffen und macht ſolche Bewegungen, als wäre er eben mit dieſer fürchterlichen Operation beſchäftigt. Am Ende jeder merkwürdigen Erzählung ſchlägt er mit entſetzlicher Heftigkeit mit ſeiner Keule an den Pfal. Jeder Anführer und Krieger erzählt dann der Reihe nach ſeine Thaten. Die Erzählungen eines Kriegers dauern oft mehrere Stunden, und der ganze Tanz dauert wohl einige Tage hindurch, während deſſen Niemand ſchlafen darf; außerhalb des Zirkels wird einer hingeſtellt der Acht geben und jeden, der einſchlafen will, ſogleich wecken muß. Ein Bär, oder ſonſt ein großes Stück Wild, wird zu Anfang des Tanzes zum Röſten ans Feuer gelegt, und jeder Krieger kann nach Belieben ein Stück davon nehmen. Wenn nun jeder ſeine Thaten erzählt hat, ſtehn ſie auf und beginnen einen wirklich ſchrecklichen Tanz; ſie nehmen verſchiedene Stellungen an, ſpringen wie raſend umher, ſchwingen ihre Meſſer und andere Waffen, und machen ein fürchterliches Geheul. So endigt der Tanz.

Die indianiſche Flöte oder Pfeife iſt von ſtarkem Rohr gemacht, wie man es an den Ufern des Miſſiſippi und in den ſüdlichen Gegenden der vereinigten Staaten findet. Dies Inſtrument iſt etwas über zwei Fuß lang und hat acht bis neun Löcher in gerader Linie. Man hält es wie das Hautbois oder Klarinet, und der Ton wird vermöge eines Mundſtücks, faſt wie das an unſerer gewöhnlichen Pfeife, hervorgebracht. Die Töne des Inſtruments ſind nichts weniger als unharmoniſch, und es wäre allerdings einer angenehmen Modulation fähig; ich habe aber nie einen Indianer geſehen, der auch nur eins von ihren gewöhnlichen Liedern ordentlich hätte darauf blaſen können, obſchon viele von ihnen ſich Stunden lang damit beluſtigen auf der Aſche ihrer Hüttenfeuer zu ſitzen

und einige wenige melancholiſche Töne ewig darauf zu wiederholen. Jeder Indianer, der nur einen Ton darauf hervorbringen und die Löcher zuhalten kann, hält ſich für Meiſter darauf; und die Folge der Töne iſt ſo regellos und ohne Bedeutung, wie ſie ein Kind auf einer Dreierpfeiſe hervorbringt.

Ein ſo gaſtfreies, freundliches Volk die Indianer auch ſind, ſo glaube ich dennoch nicht daß Jemand der die Ruhe und Freude eines geſitteten Lebens kennt, Luſt bekommen könnte unter ihnen zu leben, wenn er ihre Art und Weiſe genauer kennen gelernt hat. Der Schmutz und die Armſeligkeit ihrer Wohnungen, das Ekelhafte ihrer gewöhnlichen Speiſen, und ihre allgemeine Unreinlichkeit würden ſchon allein hinreichend ſein, jeden davon abzuhalten. Ich kam mit dem feſten Vorſatz nach Amerika es nicht eher wieder zu verlaſſen, bis ich eine ganze Zeitlang mit den Indianern im Innern des Landes gelebt hätte, um ihre Gebräuche und Sitten in ihrer ganzen Reinigkeit kennen zu lernen. Aber alles was ich in dieſer Gegend von ihnen geſehen habe, hat mir zwar im Allgemeinen eine ſehr vortheilhafte Meinung von ihnen beigebracht, mich aber dennoch beſtimmt, meinen Vorſatz aufzugeben. Zufrieden mit dem was ich ſelbſt geſehen und von andern gehört habe, werde ich mir keine weitere Mühe geben, genauer mit ihnen bekannt zu werden, wenn mich nicht etwa mein Weg nach den vereinigten Staaten von ſelbſt wieder in ihre Nähe bringt.

Drei und dreißigſter Brief.

Abreiſe von Malden. — Sturm auf dem Erie-See. — Fußreiſe durch die Wälder. — Beſchreibung der Gegend jenſeit des Buffalo Creek. — Ankunft in den Niederlaſſungen am Geneſee River. — Allgemeiner Charakter der erſten Koloniſten daſelbſt. — Fernere Fußreiſe nach Bath.

Bath, November.

Gegen Ende Oktobers erſchien der Schooner mit dem wir nach Presqu-isle gehen wollten, vor Malden, mußte aber, da der Wind nicht günſtig genug war, um den Fluß weiter hinunter zu fahren, drei Tage vor Anker liegen. Jetzt drehete ſich der Wind, wir gingen an Bord, nachdem wir einen langen Abſchied von unſerm Freunde dem Kapitän E. genommen, der wirklich über alles gütig gegen uns war, und von uns gewiß doppelten Dank verdiente, da wir ihm ganz fremd waren, und nicht einmahl Empfehlungsſchreiben an ihn gehabt hatten.

Der Wind war am Morgen unſerer Abreiſe zwar günſtig aber ſehr ſchwach, der Strom indeß ſo ſtark, daß wir bald in den See kamen. Nachmittags ſegelten wir die Inſeln vorbei, die einen unendlich ſchönen Anblick gewährten. Die prächtigen Wälder, mit denen die Ufer bedeckt ſind, ſtellten mit ihren herbſtlichen Farben geſchmückt, dem Auge eine reizendere Mannigfaltigkeit dar, als wenn ſie noch mit ihrem lieblichſten vollſten Grün bekleidet geweſen wären, und die ſpiegelglatte Oberfläche des ſie umgebenden Sees ſtrahlte ihre reichen glänzenden Farben mit dem dunkeln Schatten der Felſen vermiſcht, zurück. Am andern Morgen hatten wir das Land aus dem Geſicht verloren, ſtatt des klaren Himmels aber und des ſanften Windes, den wir den vorigen Tag hatten, war die Luft dick und neblicht und alle Anzeigen da, daß wir in wenigen Stunden mit einem von jenen gefährlichen Stürmen

würden zu kämpfen haben, die auf dem Erie ſo häufig ſind. Es dauerte nicht lange, ſo erhob ſich ein ſtarker Wind, die Wellen thürmten ſich auf eine ungeheure Weiſe, und wir hatten bald die ganze verwirrte und unangenehme Scene, die ein Sturm jedesmal in einem kleinen Schiff, das voll von Paſſagieren iſt, verurſacht. Eine Menge alter franzöſiſcher Damen, die ihre Enkel in Unter-Kanada beſuchen wollten, und zum erſtenmal in ihrem Leben zu Waſſer fuhren, hatten die Kajütte inne. Der Raum, der von einem Ende bis zum andern gedielt und nur durch ein ausgebreitetes Segeltuch, das an einer von den Segelſtangen hing, getheilt war, war auf einer Seite voll Paſſagieren, unter denen viel Frauen und Kinder waren; auf der andern Seite wären wir und andere die Kajüttenpreis bezahlt hatten, aber keinen beſſern Platz bekommen konnten. Wir hatten nur ein Schiff von 70 Tonnen, und waren alle Mittag 26 Perſonen zu Tiſche, die Paſſagiere im Steuermannsraum und die alten Damen in der Kajütte nicht mitgerechnet. Sie können daraus abrechnen, wie eng wir uns behelfen mußten. Der größte Theil der Paſſagiere war ſeekrank, und bat den Kapitän um Gotteswillen umzukehren; er war aber taub gegen ihre Bitten, da er Befehl hatte, ſeine Reiſe ſo ſchnell als möglich zu beendigen, und bei der ſpäten Jahreszeit beſorgen mußte auf dem Rückweg einzufrieren. Wozu ihn ernſtliche Bitten nicht bewegen konnten, dazu zwang ihn bald der Sturm. Man fand für nöthig Schutz zu ſuchen, um ſeiner ſteigenden Wuth zu entgehen, und wir eilten ſo ſchnell als möglich zu den Inſeln zurück, zwiſchen zwei von welchen wir in einer Bay Anker warfen. Dieſe Bay liegt zwiſchen den Baſs-Islands, welche mit unter die größten in der Inſelgruppe gehören, und heißt, weil Schiffe ſo oft ihre Zuflucht zu ihr nehmen müſſen, Put-in-Bay, woraus die Matroſen Puddingbay machen. Wir lagen hier ſicher, vom Lande geſchützt, als um 4 Uhr Morgens die Wache auf dem Verdeck Lärm machte, daß das Schiff

vom Anker losgeriſſen wäre und ſchnell nach dem Ufer getrieben würde. Der Kapitän erſchrak, er ſah daß der Wind ſich gedreht hatte, ſo daß die Inſeln uns nicht länger ſchützen konnten, und gab Befehl daß Ankertau abzuhauen und den Boegſpriet aufzuſpannen, um das Schiff zu wenden und ſo wo möglich vom Ufer wegzukommen. In der Eil und Verwirrung, worin das Schiffsvolk war, das aus dem tiefſten Schlaf geweckt wurde, ward das Schönfahrſegel zugleich mit dem Boegſpriet aufgeſpannt, das Schiff alſo zurückgetrieben, und hätten wir nicht ſogleich noch einen Anker geworfen, ſo wären wir unvermeidlich ans Ufer getrieben worden.

Die Morgendämmerung zeigte uns die ganze Größe der Gefahr in der wir ſchwebten. Wir lagen ungefehr 300 Schritt vom felſigen, dem Winde gegenüber liegenden Ufer, nur an einem einzigen Anker haltend, der, wie der Kapitän fürchtete, bei zunehmendem Sturm auch nicht aushalten würde. Die Luft war feucht und neblicht, und der Anblick des trüben Himmels ließ uns vermuthen, daß das Wetter noch ſtürmiſcher werden würde, als es bis jetzt geweſen. Die Hoffnung aber verließ uns nicht, und wir nahmen recht gutes Muthes, die über uns ſchwebende Gefahr nicht achtend, unſer Frühſtück ein, und ſpielten dann Karten; kaum aber hatten wir eine Stunde geſpielt, als das fürchterliche Geſchrei erſcholl: Alle Hände zur Arbeit, indem das Schiff wieder ans Ufer getrieben ward. Es war ein kalter Tag, und ich hatte mir nach Art der Indianer eine Decke umgeworfen und ſie mit einem Gürtel um den Leib befeſtigt; da ich ſie aber nicht wie dieſe handhaben konnte, wollte ich ſie abwerfen ehe ich nach dem Verdeck ging, und ſo war ich der letzte Mann unten. Der kürzeſte Weg nach dem Verdeck war durch die Luken, und ich hatte eben meinen Fuß auf die Leiter geſetzt um hinauf zu ſteigen, als das Schiff ſehr heftig an den Fels anſtieß. Die heulenden, ſchreienden Frauen drängten ſich jetzt um mich herum und baten

mich um des Himmels willen ſie nicht zu verlaſſen, indeß meine Gefährten mir von oben zuriefen, daß ich mich ſputen möchte hinaufzukommen. So lange ich lebe wird mir das Gefühl dieſes Augenblickes gegenwärtig ſein! Unten bei den Frauen konnte ich nichts nützen, ich riß mich alſo von den armen Geſchöpfen los, die ſich feſt an mich anklammerten, und ſchlug mich durch nach dem Verdeck. Die Oeffnungen der Luken wurden über den Unglücklichen zugemacht, deren durchdringendes Geſchrei man trotz des entſetzlichen Lärmens des Schiffvolks und des fürchterlichen Tobens der Brandungen am nahen Felſen durchs ganze Schiff hörte. Zwei Minuten darauf ſtieß das Schiff zum zweitenmal und viel heftiger auf, und nach einer Viertelſtunde, während welcher es dem Ufer allmählich näher getrieben wurde, ſtieß es faſt mit jeder Welle auf.

Man war nun allgemein der Meinung daß man die Maſte abhauen müſſe, um das Schiff leichter zu machen, und ſchon wollte man zu Werke ſchreiten, als einer meiner Gefährten, der ein erfahrner Seemann war, ſich dieſem Vorſchlag widerſetzte. Er meinte nehmlich, da die Pumpen noch alle in gutem Stande wären und das Schiff noch nicht mehr Waſſer zöge als man wieder hinausſchaffen könne: ſo würden wir uns durch das Abhauen der Maſte des einzigen Mittels berauben, wodurch wir, wenn der Wind ſich drehen ſollte, von dem Felſen abkommen könnten, und er rieth, lieber die Raa und die Bramſtange weghauen zu laſſen. Die Maſte blieben alſo und man folgte überall ſeinem Rath. Unglücklicher Weiſe aber drehete ſich der Wind nicht, und ward immer heftiger und heftiger. Die Wellen wurden immer ungeſtümer je mehr der Sturm zunahm, und brachen ſich mit einer ſolchen Gewalt an den Bogen des Schiffs, daß ich und noch ſechs Perſonen, die wir uns aufs Vorderdeck poſtirt hatten, uns nur mit der größten Anſtrengung feſthalten konnten. Vier Stunden blieben wir in dieſer Lage und erwarteten jeden

Au-

Augenblick, daß das Schiff von der fürchterlichen Brandung zertrümmert werden würde. Oft thürmten ſich die Wellen faſt ſo hoch als der Untermaſt, und brachen ſich mit einer ſolchen Heftigkeit über uns, daß uns von der Erſchütterung beinahe der Athem verging. Wir beſchloſſen endlich wieder hinunter zu gehen, bis die Wellen uns auch von da vertreiben würden; denn wir waren faſt erſtarrt von Kälte, und hätten, wenn das Schiff geſcheitert wäre, uns nicht einmal durch Schwimmen retten können.

Einige von den Paſſagieren ſchrieben jetzt ihr Teſtament auf kleine Stückchen Papier, und wickelten es in Dinge ein, von denen ſie glaubten, daß ſie ſich am längſten auf dem Waſſer halten würden; andere ſteckten das was ihnen am liebſten war zu ſich, und einer war ſinnlos genug ſich von oben bis unten mit Dollars zu bepacken, ſo, daß er im Waſſer den Augenblick hätte unterſinken müſſen.

Als die Nacht einbrach ſah man überall nichts als verſtörte Geſichter; es war nehmlich nur allzuſehr zu befürchten, daß noch vor Anbruch des Morgens das Schiff in Stücken gehen würde, und deshalb murreten Viele, daß man das Ankertau nicht ſchon früher abgeſchnitten und ſo das Schiff, wenigſtens weil es noch hell war, habe ans Ufer treiben laſſen. Dieß wurde auch wirklich einige Stunden zuvor, ehe das Schiff auf die Klippen ſtieß, vorgeſchlagen, von dem Kapitän aber gänzlich verworfen, der natürlich ſo lange noch ein Funken von Hoffnung zur Rettung blieb, keine Maaßregel ergreifen wollte, wodurch das Schiff unfehlbar gleich verlohren gegangen wäre.

Bis 9 Uhr Abends wurde das Schiff jede Minute an den Felſen geſtoßen, und wir waren in der quälendſten Ungewißheit über unſer Schickſal; dann drehte ſich der Wind etwas weniges zu unſerm Vortheil, ſo daß das Schiff nicht mehr aufſtieß. Um Mitternacht legte ſich der Sturm etwas, und um 3 Uhr Morgens war er ſo gelinde, daß man

die Anker lichten und das Schiff aus aller Gefahr ins hohe Waſſer bringen konnte.

Sie können denken wie groß die Freude war, als dieſe frohe Nachricht den Paſſagieren mitgetheilt wurde, und jeder nach der großen Ermüdung und Angſt des vorigen Tages die Ausſicht hatte ſich mit Sicherheit zur Ruhe legen zu können.

Am Morgen trat die Sonne in ihrer ganzen Pracht hinter den entfernten Inſeln hervor. Kein Wölkchen verdunkelte den ſchönen blauen Himmel, die Luft war rein und mild, und in den nahen Wäldern ließen die Vögel ihre frohen Lieder ertönen, als ob auch ſie ſich freuten, daß der Sturm vorüber ſei. Kurz, hätten wir nicht an unſerm Schiff und an allem was uns umgab zu deutliche Spuren vom Vergangenen gehabt, ſo hätten wir die eben überſtandene Gefahr für einen bloßen Traum halten müſſen.

Zuerſt wurde nun das Steuer unterſucht. Der Griff war in kleine Stücke zerbrochen, und die Schiffsleute die das Hintertheil des Schiffs unterſuchten, berichteten, daß von den vier Ringen oder Haken, woran das Steuer hing, nur ein einziger ganz geblieben, und einer ſehr krumm gebogen ſei. Als das Schiff ausgeladen wurde, fand ſich, daß der Boden ganz zerſplittert war; man hatte alle Urſach zu vermuthen, daß der Kiel in nicht viel beſſerm Zuſtand ſein würde, und doch zog das Schiff zum allgemeinen Erſtaunen nicht viel Waſſer. Wäre es halb ſo gebrechlich geweſen als das königliche, mit dem wir den See hinauf fuhren, ſo wäre es wohl ohne Rettung verlohren geweſen. Man berathſchlagte was nun zu thun ſei. Die Reiſe fortzuſetzen, daran war nicht zu denken. Die Frage war nur, wie man am ſchnellſten und beſten nach Malden zurück kommen könne. Ein amerikaniſcher Officier hatte den Einfall, aus einem großen eiſernen Riegel neue Haken zu ſchmieden; man machte eine Art von Ambos aus übereinander gelegten Beilen, und zündete ein großes Feuer an; dann übernahmen wir einer nach dem andern die Rolle des Schmidts, und brachten in drei Stun-

den einen tüchtigen Haken zu Stande: Andere machten einen neuen Griff für das Steuerruder, indeß noch andere nach dem Tau und Anker fiſchten das vorher abgeſchnitten worden; und vor Abend war unſer Schiff wieder in ſo gutem Stande, daß wir ohne alle Gefahr damit nach Malden ſegeln konnten: einige Paſſagiere äußerten ſogar den Wunſch weiter zu gehen, der Kapitän meinte aber, daß das Wetter am andern Tage erſt darüber entſcheiden müße.

Früh am andern Morgen als wir noch in guter Ruhe lagen, hörten wir oben auf dem Verdeck fremde Stimmen, und waren nicht wenig erſtaunt bald in ihnen die Stimmen zweier jungen Freunde zu erkennen, die, ſo wie wir, eine Reiſe nach Nordamerika unternommen, und die wir von Philadelphia aus auf ihrer Reiſe nach den ſüdlichen Staaten einige Meilen weit begleitet hatten. Sie waren von Philadelphia nach Virginien, dann nach Kentucki gegangen und hatten den Weg vom Ohio nach Detroit mit unendlichen Schwierigkeiten zu Pferde gemacht. Sie hatten ſich den Tag zuvor in einer kleinen Schaluppe, dem letzten Schiff was in dieſem Jahre noch abging, nach Fort Erie eingeſchifft, und waren in der Nacht widriger Winde halber in eben der Bay eingelaufen, wo wir einen Tag früher Schutz geſucht hatten. Der Befehlshaber der Schaluppe bot ſich an, bei uns zu bleiben, und uns in allem beizuſtehen, wenn unſer Kapitän mit ihnen den See hinunterfahren wollte. Dies Anerbieten wurde mit Dank angenommen.

Nach dem Frühſtück gingen unſere jungen Freunde und wir in einem kleinen Boote nach jenem Theil der Inſel, wo wir in ſo großer Gefahr geweſen waren. Wir fanden hier Ruder, Stangen, und allerhand Dinge die über Bord geſchwemmt waren, in tauſend kleine Stücke zerbrochen, und es iſt wohl außer allem Zweifel, daß wenn unſer Schiff hier geſcheitert wäre, wenigſtens zwei Drittheile von uns in der ungeheuren Brandungen zwiſchen den

Klippen hätten umkommen müſſen. Wir ſtreiſten den Tag über in den Wäldern umher, und erzählten einander unſere Begebenheiten; gegen Abend gingen wir nach unſern Schiffen, und um Mitternacht ſtachen wir in See.

Alle Hoffnung an Presqu = isle zu landen war nun verſchwunden; der Kapitän wollte es mit ſeinem beſchädigten Schiffe nicht wagen die Schaluppe aus den Augen zu verlieren, und wir mußten uns gefallen laſſen nach Fort Erie zurückzugehn, wo wir nach einer viertägigen ſehr unangenehmen und oft beunruhigenden Reiſe endlich glücklich landeten.

Unſere Freunde gingen gleich nach Newark, von wo ſie, wenn es die Jahreszeit noch zuließ, nach Kingſton ſegeln, und von da nach Unter=Kanada gehn wollten. Wir aber wollten auf einem andern Wege zurückgehen, als den wir gekommen waren, und ließen uns nach dem Buffalo=Creek überſetzen, in der Hoffnung dort in dem indianiſchen Dorfe Pferde zu bekommen, um durch die Geneſee=Gegend zu gehen; zu unſerm Verdruß aber fanden wir, daß alle Indianer welche Pferde beſaßen, ſchon ihre Jagdreiſen angetreten hatten. Unſer Dolmetſcher ſagte uns nun, wenn wir uns dazu bequemen wollten durch die Wälder bis nach den Niederlaſſungen der Weißen, von denen die nächſte etwa 90 Meilen entfernt wäre, zu Fuß zu reiſen, ſich gewiß hier einige Indianer dazu verſtehen würden unſere Bagage bis dorthin zu tragen, und wären wir in den hinteren Niederlaſſungen, ſo würden wir ohne Schwierigkeit Pferde bekommen. Wir gingen den Vorſchlag ein, und er wählte fünf Indianer die uns führen ſollten, von denen einer ein Kriegsanführer war, auf den wir, wie er ſagte, das unbegrenzteſte Zutrauen ſetzen könnten, da er ein Mann von vorzüglich gutem Karakter wäre. Es wurde ausgemacht, daß jeder Indianer 5 Dollars nebſt Koſt und Branntwein erhalten ſollte; und der Dolmetſcher, der ein Weißer war, rieth uns, ihnen

von dem letzteren nie zu viel, ſondern ſo oft wir ſelbſt tränken, ein wenig zu geben, auch mit ihnen zu eſſen, und ſie ganz als unſeres Gleichen zu behandeln; ein Rath, den wir, nach allem was wir von den Indianern wußten, ſehr gut fanden. Nachdem alles in Richtigkeit gebracht war, kehrten wir nach Fort Erie zurück, befreiten uns von aller überflüſſigen Bagage, vermehrten den Vorrath, den der Kapitän E . . . als wir ſein gaſtfreies Dach verließen, uns gegeben hatte, und gingen den Abend wieder nach dem Dorfe am Buffalo Creek, wo wir die Nacht bleiben wollten um den andern Morgen recht früh aufbrechen zu können.

Die Indianer waren bei Tagesanbruch da, ſie vertheilten die Bagage unter ſich, befeſtigten ſie in ihren Rahmen, und da ſie ganz reiſefertig waren, trat der Anführer hervor, und bat uns durch den Dolmetſcher, daß wir ihnen doch, ehe ſie den Weg anträten, etwas von dem köſtlichen Waſſer geben möchten, welches wir bei uns hätten, um ſich die Augen damit zu waſchen und den Nebel des Schlafs zu vertreiben, der ſie noch verdunkele, damit ſie uns mit Sicherheit den ſchwierigen Pfad durch die Wälder führen könnten, den wir jetzt gehen müßten. In ſo figürlichen Ausdrücken fordern die Indianer immer Branntwein. Wir gaben jedem, auch ihren Squaws und Kindern die ſie mitgebracht hatten, um Theil an unſerer Güte zu nehmen, ein Glas voll, und gingen dann auf einem ſchmalen Fußſteig, den man des vielen welken Laubes wegen womit der Boden bedeckt war, kaum unterſcheiden konnte, in den Wald hinein. Nachdem wir einige Meilen gemacht hatten, hielten wir an einem kleinen klaren Bächlein an und frühſtückten, an einem andern aßen wir Mittagbrodt, und an einem dritten lagerten wir uns die Nacht. Die Indianer wollten uns nach ihrer Weiſe ein Nachtlager bereiten; als wir aber unſer Zelt herausſuchten, wußten ſie auch damit Beſcheid; ſie ſchnitten Pfäle und Pflöcke mit ihren Tomahawks, und da wir alle Hand anlegten, war das Zelt in 5 Minuten aufgeſchla-

gen. Einer unſerer Begleiter bat um einen Sack, lief damit ins Dickicht und kam bald mit einer Menge der ſchönſten Cran-berries *), die ich je geſehn habe, zurück, und ein anderer brachte aus eigenem Antrieb einen Haufen dürrer Blätter ins Zelt, über die wir unſere Büffelhäute ausbreiteten, und das war für uns Arme, die wir einen ganzen Monat auf harten Brettern gelegen hatten, ein köſtliches Lager. Es iſt im Oberlande ſo allgemeine Sitte, daß jeder Reiſende ſein Bett bei ſich führt, daß wir ſelbſt im Hauſe unſeres Freundes E ... Nachts keine andere Schlafſtäte hatten als den Boden eines geräumigen Zimmers, wo wir unſere Häute ausbreiteten. Die Indianer lagerten ſich am Feuer, und ſchliefen auf der bloßen Erde ohne alle Bedeckung. Mit Tages Anbruch brachen wir auf, und hielten den Tag über wieder an ſchönen klaren Wäſſerchen unſere Mahlzeiten.

Vom Buffalo-Creek bis zu dem Orte wo wir die erſte Nacht kampirten, 25 Meilen ohngefähr, iſt der Boden flach und der Wald ſo dicht, daß man nach keiner Seite volle 100 Schritt vor ſich ſehen kann; unſere erſte Tagereiſe ward daher bald langweilig, reichlichen Erſatz aber gab uns der zweite Tag, denn nichts gleicht der Schönheit der Anſichten die wir den ganzen Weg über hatten. Wir kamen hie und da an große offene Ebenen, von denen manche wol 20 bis 25 Meilen im Umkreis hielt. Die Bäume am Rande, die ungehindert ihre Zweige ausbreiten konnten, hatten ganz den reichen üppigen Wuchs und das maleriſche Anſehn der unſrigen. Hier ſpringt der Wald in das offene Land vor, dort zieht ſich dieſes in den Wald hinein, ſo daß man Buchten und Vorgebirge zu ſehen glaubt, und einzelne Baumgruppen die hie und da zerſtreut ſtanden, glichen ſchönen Inſeln. Wer das unendlich mannigfaltige Farbenſpiel der amerikaniſchen Wälder in dieſer Jahreszeit nicht ſelbſt geſehen, kann ſich in der That keinen Begriff davon machen, und wenn ein Mahler ſeine Land-

*) Eine Art großer Heidelbeeren, Vaccinium macrocarpon.

ſchaft auf dieſe Art koloriren wollte, würde man es in Europa für unnatürlich halten.

Dieſe Ebenen ſind mit langem ſtarken Graſe bedeckt, das hoffentlich einſt großen Heerden zur Nahrung dienen wird; jetzt ſteht es ganz ungenützt da. Durch das ganze nordweſtliche Gebiet der vereinigten Staaten und ſelbſt oberhalb der Quellen des Miſſiſippi findet man ſolche Ebenen, und je weiter nach Weſten deſto größer ſind ſie. In dieſen weſtlichen giebt es ganze Heerden von Büffeln, Elendthieren und andern wilden grasfreſſenden Thieren; ehedem fand man ſie auch im Gebiet von Neu-York auf dieſen Ebenen, ſie ſind aber ſchon ſeit langer Zeit aus dieſer Gegend verſchwunden, wahrſcheinlich weil ſie von Indianern und Weißen zu ſehr verfolgt worden ſind.

Man iſt über die Urſach warum auf ſo großen Strekken Landes, in einer ſo waldreichen Gegend keine Bäume gefunden werden, ſehr verſchiedener Meinung. Einige ſchreiben es der ſchlechten Beſchaffenheit des Bodens zu; andere behaupten, daß dieſe Ebenen ehedem eben ſo wie der andere Boden mit Holz bedeckt geweſen wären, welches nur entweder verbrannt, oder von Büffeln, Biebern und andern Thieren zerſtört worden wäre.

Es iſt bekannt, daß die Büffel die Rinde der Bäume abnagen, und daß ſie nicht nur die jungen Bäumchen die aus dem Samen aufſchießen, ſondern auch die Sprößlinge, die aus den Wurzeln alter Bäume ausſchlagen, ſehr gern freſſen. Auf dieſe Art können freilich auf großen Strecken alle Bäume abſterben, und da abgeſtorbenes Holz in Amerika im Freien ſehr bald fault, ſo kann es geſchehen, daß in wenigen Jahren keine Spur eines ſolchen Waldes übrig iſt. Ich für mein Theil pflichte aber doch der Meinung bei, daß der Mangel an Bäumen auf dieſen Ebenen der Unfruchtbarkeit des Bodens zuzuſchreiben ſei, der zwar oben durchaus aus einer lockeren ſchwarzen Erde beſteht; gräbt man aber einige Zoll tief, ſo kommt man auf einen kalten feſten Lehm. Auf Long Island in

Neu-York ſind auch ſolche Ebenen wie im Hinterlande, und die holländiſchen Bauern, die verſchiedene Verſuche mit dem Boden angeſtellt haben, behaupten, daß er weder Waizen oder ſonſt eine Kornart, noch irgend etwas brauchbares tragen könne, als grobes langes Gras. Ich bin gewiß, daß es der nehmliche Fall mit dem Boden in den weſtlichen Ebenen iſt.

Nachdem wir mehrere ſolcher Ebenen von verſchiedener Größe durchſchnitten hatten, kamen wir wieder in dichten Wald, nur daß kleine Hügel hier der Gegend mehr Mannigfaltigkeit gaben. Als wir gegen das Ende unſerer zweiten Tagereiſe im dickſten Walde auf den Gipfel eines ſolchen Hügels kamen, winkte uns unſer indianiſcher Anführer, China-Bruſtplatte, (ein Name, den er im amerikaniſchen Kriege deshalb bekommen, weil er eine Platte von Chinarinde als Zierrath auf der Bruſt trug) ihm etwas linker Hand vom Fußſteige ab zu folgen, und als wir einige Schritte gemacht hatten, befanden wir uns plözlich am Rande einer großen tiefen Grube, die wie ein erſchöpfter Steinbruch ausſah, der ſchon ſeit vielen Jahren nicht bearbeitet worden. Die Grundfläche enthielt ungefehr zwei Morgen, und hatte eine zirkelförmige Geſtalt, die Seitenwände waren ſehr ſteil, und überall wenigſtens 40 Fuß hoch, an manchen Stellen aber viel höher; ziemlich in der Mitte der Grundfläche war ein großes ſtehendes Waſſer, an deſſen Rand ſo wie rund um die Grundfläche herum mehrere hohe Fichten ſtanden. Die Wände der Grube beſtanden aus einer weißlichen Subſtanz, die faſt wie halb gebrannter Kalkſtein ausſah, und oben am Rande lagen große Haufen einer lockern Materie wie Kalkſchutt. China-Bruſtplatte ſtand am Rande der Grube, und erzählte uns eine lange Geſchichte, und ſprach, indem er weit in die Ferne zeigte, ſehr oft das Wort Niagara aus. Ob nun dieſe Erzählung die Grube ſelbſt oder den Niagarafall, deſſen Nebel man zu Zeiten wohl von der erhöhten Stelle wo er ſtand, mag ſehen

können, oder beides betraf, konnten wir nicht erfahren, da wir mit ſeiner Sprache eben ſo unbekannt waren als er mit der unſrigen, und obſchon wir ihm durch Zeichen zu verſtehn gaben, daß wir kein Wort von allem was er ſagte verſtünden, ſo ließ er ſich doch nicht ſtören, ſondern ſprach wohl eine Viertelſtunde ununterbrochen fort. Die Indianer hörten ihm mit vieler Aufmerkſamkeit zu, und ſeine Erzählung ſchien ihnen äußerſt intereſſant zu ſein. Ich hätte ſchon eher bemerken ſollen, daß die Indianer ſowol als die weißen Amerikaner das Wort Niagara ganz anders ausſprechen als wir. Die erſtern legen den Ton auf die zweite Silbe, und ſprechen das ganze Wort ſehr voll und breit aus, etwa ſo: Ni=ahg=ärä. Die Amerikaner legen zwar auch den Accent auf die zweite Silbe, ziehn ſie aber nicht lang, und ſprechen übrigens das i wie ei und das a dumpf aus wie wir.

Am zweiten Abend ſchlugen wir unſer Lager auf einer kleinen Anhöhe auf, von wo wir eine ſehr romantiſche Ausſicht auf einen nicht ganz kleinen Fluß hatten, der ſich um den Fuß des Hügels wand, und ſo weit unſer Auge reichte, kleine Waſſerfälle bildete, indem er über größere und kleinere Felſenſtücke rollte. Als wir unſer Zelt wie gewöhnlich aufgeſchlagen hatten, zündeten unſere Indianer ein großes Feuer an, und bereiteten einige Eichhörnchen zu, welche wir am Rande der Ebenen getödtet hatten. Die Indianer hatten ſie auf dem Gipfel einer großen hohlen Eiche bemerkt, den Baum ſogleich mit ihren Tomahawks gefällt, und diejenigen von den kleinen Thieren, die ihren Hunden entkamen, wurden von unſern Büchſen getroffen. Die indianiſchen Hunde ſind langgeſtreckt, kurzbeinig, haben große aufrecht ſtehende Ohren und lange krauſe Schwänze, und unterſcheiden ſich von unſern gemeinen Schäferhunden vornehmlich dadurch, daß ſie ſehr ſelten bellen. Sie ſind ſehr klug, und verſtehn ſelbſt ein Paar leiſe geſprochene Worte ihres Herren, ohne daß er ein Zeichen mit der Hand oder dem Kopf zu machen braucht.

Während die Eichhörnchen zubereitet wurden lief ein Indianer in den Wald, und brachte einige kleine Zweige, die einem Baum von der Weidengattung anzugehören ſchienen, ſchabte die Rinde davon ſorgfältig ab, trocknete dieſe auf einem Roſt, den er aus denſelben Zweigen verfertigte, über dem Feuer, zerrieb ſie dann mit den Händen und rauchte ſie ſtatt Taback. Ueberhaupt rauchen die Indianer außer dem Taback die getrocknete Rinde mehrerer Bäume, und vielerlei Arten von Blättern und Kräutern, unter denen die angenehmſten die Blätter des Sumachbaums (rhus toxicodendron) ſind. Dies iſt ein ſchönes Strauchwerk, deſſen Blätter denen der Eſche gleichen. Zu Ende des Herbſtes bekommen ſie eine hellrothe Farbe, dann werden ſie zum Gebrauch abgepflückt und an der Sonne getrocknet. Dieſe Blätter werden am häufigſten, mit Taback vermiſcht, von den weißen Einwohnern geraucht. Unvermiſcht ſollen ſie der Lunge ſchädlich ſein. Sie geben, ſo lange ſie brennen, einen ſehr angenehmen Geruch. Die Blüthe des Baums iſt ein Büſchel dunkelrother Blümchen, die, wenn man ſie einige Minuten in eine Bole Punſch hält, demſelben eine ſehr angenehme Säure geben. In den ſüdlichen Staaten bedient man ſich ihrer zu dieſem Behufe gewöhnlich; es iſt aber eine gefährliche Sache damit, da die Säure zwar ſehr angenehm für den Gaumen aber doch von giftiger Beſchaffenheit iſt, und, wenn man ein wenig zu viel davon nimmt, die heftigſten Schmerzen in den Eingeweiden verurſacht.

Es fror die Nacht ziemlich ſtark und mit Tages Anbruch fingen wir unſere Reiſe damit an, daß wir durch den oben erwähnten Fluß wateten, was eben keine angenehme Sache war da uns das Waſſer bis zum Gürtel reichte; dieſen und den folgenden Tag mußten wir auf eben die Weiſe durch mehr anſehnliche Flüſſe waten.

Einige wenige Eichhörnchen waren die einzigen lebenden Weſen, die wir an dieſem Tage in den Wäldern ſahen; es herrſchte die größtmöglichſte Stille um uns her,

nichts war zu hören als der Baumhacker, der mit ſeinem Schnabel an den hohlen Bäumen pickte. Ueberhaupt halten ſich die Vögel mehr in bewohnten Gegenden auf, nur ſelten trifft man deren im tiefen Walde.

Den dritten Abend kampirten wir wie gewöhnlich. Als wir an unſerm Ruheplatz ankamen, warfen die Indianer die Kleider von ſich, und wälzten ſich wie Pferde im Graſe, um ſich zu erfriſchen, denn der Tag war trotz des vorhergegangenen Nachtfroſtes ſehr heiß. Es ſtieß hier ein Trupp Seneka-Indianer zu uns, die nach einem Dorfe am Geneſee-River gingen. Frühmorgens brachen wir mit einander auf. Wir kamen wieder an offene Ebenen, die aber nicht ſo groß als die vorigen waren, und am Rande der einen ſahen wir endlich die erſte Hütte von Baumrinde, und vermutheten mit Recht daß ſie bewohnt ſei. Wir gingen darauf zu, und waren nicht wenig erſtaunt zwei Männer darin zu finden, denen man gleich anſehen konnte, daß ſie keine Amerikaner wären. Aus der Unterredung ergab ſich, daß es zwei Engländer waren, die ſich in London als Kammerdiener eine Summe Geld zuſammengeſpart hatten, und damit nach Neu-York gegangen waren, wo ſie große Herren zu werden hofften; ſie fanden aber bald, daß es in dieſer Stadt zu theuer für ſie wäre, und beſchloſſen ſich im Hinterlande niederzulaſſen. Land zu bekommen hatte keine Schwierigkeit: ſie geriethen aber leider an einen Wucherer, dem einige von dieſen Ebenen gehörten, und der ihnen den Vortheil, bereits gelichtetes Land zu kaufen, mit ſo anziehenden Farben mahlte, daß ſie ihm ſogleich ein großes Stück für eine runde Summe abkauften. Aus den nächſten Niederlaſſungen, die übrigens zehn Meilen entfernt ſind, nahmen ſie zwei Leute mit, die ihnen die kleine Hütte erbauen halfen, und ſie mit dem Verſprechen verließen ſehr bald zurück zu kommen und ein Blockhaus für ſie zu bauen. Sie hielten aber nicht Wort, und dieſe Unglücklichen, die nicht verſtanden

die Axt zu führen oder das geringſte mit eigenen Händen zu verrichten, ſaßen nun betrübt in ihrer Hütte und zehrten von einem kleinen Vorrath, den ſie mitgenommen hatten, und mit dem es bereits gar ſehr auf die Neige ging. Die Leute in den Niederlaſſungen, mit denen wir davon ſprachen, lachten ſie wegen ihres Unverſtandes gewaltig aus; und wirklich gaben ſie einen ſprechenden Beweis, wie thöricht es iſt ſich in Amerika niederlaſſen zu wollen, ohne vorher mit dieſem Lande bekannt zu ſein, und alle ländliche Arbeiten ſelbſt verrichten zu können.

Bald nachdem wir die Hütte verlaſſen hatten bemerkten wir mit Schrecken an einem unſerer Indianer deutliche Zeichen der Trunkenheit. Wir unterſuchten unſer Brantweinfaß und fanden es ganz ausgeleert. Die ganze Reiſe hindurch hatten wir ein wachſames Auge darauf gehabt; da wir aber nun beinahe am Ende und überdem mit der Aufführung der Indianer ſehr zufrieden waren, hatten wir nicht ſo genau darauf geachtet; indeß hatten wir es kaum fünf Minuten aus den Augen gelaſſen und doch war es in dieſer Zeit aufgebrochen und bis auf den letzten Tropfen geleert worden. Der betrunkene Indianer war voraus gegangen, er taumelte von einer Seite zur andern, ſtand dann ſtill, zog ſein Skalpiermeſſer, was ſie immer an der Seite tragen, und ſchwang es mit drohenden Gebehrden. Man muß bei ſolchen Gelegenheiten nur Muth und Entſchloſſenheit zeigen, denn das geringſte Zeichen von Furcht macht einen betrunknen Indianer nur noch wilder und wüthender; ich ging alſo auf den Menſchen zu, faßte ihn bei der Schulter, ſtieß ihn vorwärts und gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß wenn er ſich nicht ordentlich aufführte, ich ihn vor den Kopf ſchießen würde. Meine Gefährten unterſuchten den Zuſtand der andern Indianer, und zum Glück hatte der Brantwein auf dieſe nicht ſo ſtark gewirkt; doch fing einer an widerſpenſtig zu werden, warf ſein Bündel ab und wollte

nicht weiter gehen. Ein Paar Worte des Anführers aber brachten ihn wieder zur Ordnung. Als ſie den betrunknen Indianer ſahen, riefen ſie alle: „Kein guter Indianer! kein guter Indianer!“ und gaben durch Zeichen zu verſtehen, daß er allein allen Brantwein getrunken habe: ein anderer aber, der das Faß trug, und auch wohl alle übrigen hatten mehr oder weniger Theil an dem Raube genommen. Am meiſten mochte aber freilich der eine getrunken haben, der auch bald ſprachlos unter ſeiner Laſt niederfiel. Die andern nahmen ſie ihm ab, vertheilten ſie unter ſich, und ſchleppten ihn abſeits in den Buſch, wo ſie ihn ſeinem Schickſal überließen.

Gegen Mittag erreichten wir den Geneſee-Strom an deſſen entgegengeſetztem Ufer das Dorf lag, wo wir Pferde zu bekommen hofften. Wir gingen in Kanots über den Fluß, und quartierten uns vorſätzlich in einem Hauſe am äußerſten Ende des Dorfes ein, wo nicht Platz genug war um die Indianer auch aufzunehmen, indem wir wohl wußten, daß ſie für das Geld, welches ſie von uns bekamen, Brantwein kaufen, und dann ſehr unangenehme Geſellſchafter ſein würden. Wir entließen ſie hier und zahlten ihnen ihren verſprochenen Lohn. Sie nahmen ſehr herzlich Abſchied von uns, nicht wie gemiethete Laſtträger von ihren Herren, ſondern wie Freunde, die uns beigeſtanden hatten und ſich ungern von uns trennten. Gegen Abend hörten wir ſchon, daß ſie alle tüchtig betrunken wären, ſich einander prügelten und mit ihren Meſſern ſchrecklich zurichteten. Sonderbar iſt es, daß ſie die Beleidigungen und den Schaden, den ein wirklich Betrunkener ihnen zufügt, nie rächen, ſondern alles Unheil dem Branntwein zuſchreiben und gegen ihn ſich in Flüchen ergießen.

Das Dorf, wo wir anhielten, beſtand aus acht bis neun zerſtreuten Häuſern; im beſten wohnten wir, es gehörte einer Familie aus Neu-England, welche vor ohngefähr ſechs Jahren ſich an dieſem Ort niedergelaſſen hatte, der damals noch ganz mit Waldung bedeckt und

150 Meilen von der nächſten bewohnten Gegend entfernt war; jezt ſind mehrere Niederlaſſungen in der Gegend. Das Haus iſt bequem und gut gebaut, die Leute höflich und anſtändig und von gutem Ruf. Dies iſt bei den erſten die ſich irgendwo an der Grenze niederlaſſen etwas ſehr ſeltnes; gewöhnlich ſind es mürriſche rohe Menſchen, der Auswurf der Geſellſchaft, die ſich in den Wäldern vergraben, als wollten ſie ihren Mitmenſchen entfliehen; da bauen ſie ſich dann ſchlechte Wohnungen, machen gerade ſo viel Land urbar, als ſie und ihre Familie brauchen, und verſchaffen ſich den größten Theil ihrer Nahrung mit der Flinte. Dieſen kauft nach einiger Zeit gewöhnlich eine andere ſchon etwas weniger rohe Klaſſe von Koloniſten aus, welche mehr Land urbar machen und ſchon mehr vom Ackerbau als von der Jagd leben; die dritten Beſitzer bauen dann beſſere Häuſer und betreiben auch den Ackerbau beſſer. Sobald auf dieſe Art jene erſten Koloniſten ihre elenden Wohnungen mit Vortheil verkauft haben, ziehn ſie ſich noch tiefer in den Wald, um ſich wiederum einen eben ſo wilden unfreundlichen Aufenthalt zu ſuchen, als ſie ſelbſt ſind, und dieſe zügelloſen Menſchen ſind es eben, die in das Gebiet der Indianer eindringen, und an allen Feindſeligkeiten zwiſchen dieſen und den Weißen Schuld ſind. Ich fand daß in dieſem Theile des Landes die Leute ihren Wohnort ſehr oft verändern, und kaum habe ich einen Menſchen hier angetroffen, der nicht ſieben bis achtmal in dieſem Falle geweſen wäre.

Wir fanden in dieſem Dorfe am Geneſee-Strom nur ſehr elende Pferde, und da uns die Fußreiſe durch die Wälder ſchon Geſchmack am Gehen beigebracht hatte, beſchloſſen wir auf eben die Art weiter zu reiſen und nur für unſere Bagage Pferde zu miethen. Wir mietheten deren zwei, und einen Jungen, um ſie zu führen, und brachen, am zweiten Morgen nach unſerer Ankunft in dieſem Dorfe, nach Bath auf.

Die Gegend zwiſchen beiden Orten iſt eine beſtändige Abwechſelung von Thälern und Hügeln, und von den Gipfeln der Letztern hat man große maleriſche Anſichten des Geneſee Fluſſes und der anliegenden Ebenen. Vorzüglich ſchön iſt die Ausſicht in dem ſchönen großen Hauſe des Major Wadſworth, das auf einem dieſer Hügel gebaut iſt. Man ſieht den Fluß, deſſen Ufer mit dem ſchönſten Gehölz bewachſen ſind, auf mehrere Meilen weit ſich durch eine ſchöne fruchtbare Ebene ſchlängeln; jenſeits derſelben zu beiden Seiten des Fluſſes erheben ſich blaue ſehr maleriſch übereinander gethürmte Hügel; dies alles zuſammen genommen macht eine gar ſchöne Landſchaft. In der Nähe des Hauſes ſelbſt aber hat man ſich alle Mühe gegeben die Schönheit der Anſichten zu vermindern. Die Bäume umher ſind gefällt, und ſtatt eines ſchönen Raſenplatzes, wozu der Boden vorzüglich gut geartet zu ſein ſcheint, liegt gerade vor dem Hauſe ein Weizenfeld, und am Fuße des Hügels, ohngefähr 600 Fuß weit vom Hauſe, hat der Major angefangen eine Stadt zu bauen, die ihm, wenn ſie fertig ſein wird, alle Ausſicht benehmen muß. Das iſt ſo recht im amerikaniſchen Sinn, wo Naturſchönheiten nichts gelten, und man nur den Fleck bewundert, der dem Eigenthümer am meiſten einbringt.

Die Ebenen am Geneſee haben den beſten Boden, den ich in Nordamerika öſtlich vom Ohio gefunden habe. Weizen wächſt nicht darauf, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, der Boden iſt aber auch durch die häufigen Ernten von Mais und Hanf, die Jahr vor Jahr darauf gewonnen werden, gar nicht erſchöpft. Man ſchreibt dieſe große Fruchtbarkeit den jährlichen regelmäßigen Ueberſchwemmungen des Geneſee zu, deſſen Waſſer bei ſeinem Abfluß eine große Menge Schlamm zurückläßt. Dieſer Fluß hat ſeinen Namen von einem hohen Hügel im Indianer Gebiet, den die Indianer Geneſee nennen, was in ihrer Sprache ſo viel bedeutet als: eine große weite Ausſicht. Er ergießt ſich in den Ontario, iſt etwas über 100 Meilen

lang, aber beim gewöhnlichen Waſſerſtande nur die letzten 40 Meilen ſchiffbar; doch kann man auch dann nicht ununterbrochen bis in den See hinunterfahren, weil der Fluß 10 Meilen oberhalb ſeiner Mündung drei anſehnliche Waſſerfälle bildet, von denen der größte 90 Fuß ſenkrechte Höhe haben ſoll. Die Hügel in der Gegend des Fluſſes ſind alle ſteinicht und unfruchtbar, die Thäler hingegen durchaus ſehr fruchtbar und mit den ſchönſten großen Bäumen bewachſen.

Ungeachtet das Land hügelicht, und weder der Sommer ſo heiß noch der Winter ſo ſtreng iſt, als nach dem Meere zu, indem der Schnee ſelten länger als ſechs bis ſieben Wochen liegen bleibt; ſo iſt doch die ganze Gegend hier ſehr ungeſund, und kaum bleibt Eine Familie von den bösartigen Fiebern verſchont, die im Herbſte wüthen. Die Einwohner ſagten mir, daß die Fieber überhaupt, beſonders aber die Bösartigkeit derſelben in den letzten Jahren ſehr abgenommen hätten, und dies ſchreiben ſie dem Lichten der Wälder zu. Es iſt bekannt daß viele Gegenden, welche ſehr geſund waren ehe die Wälder gelichtet worden, und die es auch wieder wurden, nachdem ſie ganz gelichtet und bewohnt worden ſind, anfänglich, als zuerſt der Wald ausgehauen wurde, ſehr ungeſund waren; und dies leitet man von den Dünſten her, die aus dem Boden aufſtiegen, als er zuerſt den heißen Sonnenſtrahlen ausgeſetzt wurde, die ſich aber, aus Mangel eines freien Luftzuges, nicht gehörig zerſtreuen konnten. Soviel indeß hier auch für die Geſundheit zu beſorgen ſein mag, ſo hält dies doch die Menſchen nicht ab, ſich in großer Anzahl hier niederzulaſſen, und wenig Theile von Nordamerika können ſich einer ſo ſchnellen Aufnahme rühmen, als die Gegend am Geneſee ſeit den letzten vier Jahren.

Auf unſerm Wege nach Bath kamen wir durch mehrere neu angelegte kleine Städte, die aus recht niedlichen und bequemen Häuſern beſtanden. Die Wohnungen der Landleute aber

wa=

waren größtentheils ſo elend als möglich; diejenige wo wir die Nacht zubrachten hatte weder Fenſter noch Schornſtein, ſondern ein großes Loch an einer Seite des Dachs vertrat die Stelle von beiden — wenn man die Thür ausnimmt, die in einem ſolchen Zuſtand war, daß Luft und Licht hindurchdringen konnte. Wir hatten uns auf unſere Häute am Feuer gelagert, und wurden von dem hineindringenden Schnee, der gerade ſehr ſtark fiel, über und über bedeckt.

In einigen Häuſern bekamen wir unterweges viel Wildpret, gute Butter, Milch und Brod, in andern dagegen war gar nichts zu haben. In einem Dorfe von drei oder vier Häuſern verſicherten uns die Leute, daß ſie kaum Milch und Brod genug für ſich ſelbſt hätten; wirklich bewies auch die kärgliche Mahlzeit, zu der ſie ſich hinſetzten, ihre Ausſage zur Genüge, und wir mußten neun Meilen weiter gehn, ehe wir unſern Hunger ſtillen konnten.

Der tiefe Schnee verzögerte am andern Morgen unſere Reiſe durch den Wald, aber vor Abend noch war er ganz verſchwunden, und wir erreichten am dritten Tage, nachdem wir das Ufer des Geneſee verlaſſen hatten, den Ort unſerer Beſtimmung.

Vier und dreißigſter Brief.

Bath. — Spekulanten. — Reiſe zu Waſſer. — Beſchreibung des öſtlichen Arms des Susquehannah. — Nachrichten von der herrenhutiſchen Niederlaſſung zu Bethlehem. — Rückkehr nach Philadelphia.

Philadelphia; im November.

Bath iſt eine Stadt mit einem Militär-Poſten und der vorzüglichſte Ort im weſtlichen Gebiet von Neu-York. Dieſer Ort iſt erſt ſeit drei Jahren angelegt, nimmt ſich aber

ſehr ſchnell auf. Es giebt dort mehrere wohlverſehene Magazine und Waarenlager und ein Wirthshaus ſo gut als eins in ganz Amerika. Die Stadt iſt von einem Manne, der ehemals Kapitän in engliſchen Dienſten war, gegründet, demſelben, der auch Williamsburgh und Falkners-Town angelegt hat, und dem nebſt noch einigen Andern dieſe ganze Gegend, die unter dem Namen der Geneſeegegend oder des Seen-Diſtrikts (von den vielen kleinen Seen die darin liegen) bekannt iſt, ihre Kultur verdankt.

Dieſer Mann hatte nicht weniger als 6 Millionen Morgen Landes in Kommiſſion, die größtentheils einem Manne in England gehörten. Bei Veräußerung derſelben ging er ſo zu Werke, daß er ſolchen Leuten, welche ſich anbauen und das Land ſelbſt urbar machen wollten, kleine Stücken Landes auf langen Kredit gab, denen hingegen, die bloß auf Spekulation kauften, größere Strecken auf kürzern Kredit; in beiden Fällen ließ er ſich das Land ſelbſt zur Sicherſtellung des Kaufgeldes verpfänden, ſo daß wenn das Geld nicht zur beſtimmten Zeit ausgezahlt ward, er dennoch keinen Verluſt haben konnte, ſondern vielmehr in dem wahrſcheinlicheren Falle, daß es ſchon urbar gemacht war, beträchtlich gewinnen mußte. Ferner, wenn es Jemand, der ſich anſetzen wollte, an Geld zum Bau des Hauſes und zu den erſten Wirthſchaftsbedürfniſſen fehlte; ſo ſchoß er ihm, da er ein großes Kapital in Händen hatte, das Nöthige vor, oder ließ ihm ſein Haus von ſeinen Handwerkern bauen, denn es ſtanden immer eine große Anzahl in ſeinem Lohne, und ließ ſich darüber eine zinstragende Verſchreibung auf drei, vier und mehrere Jahre ausſtellen. War der Schuldner zur Verfallzeit nicht im Stande zu bezahlen, ſo fiel das Haus, welches eben ſo wie das Grundſtück ſelbſt verpfändet war, an ihn zurück, und dies mit dem, wenigſtens zum Theil, urbar gemachten Lande, war gewiß immer mehr werth als die darauf vorgeſchoſſene Summe: allein wer auf dieſe Art in Amerika Land zu einem mäßigen Preiſe annimmt, iſt bei einigem Fleiß

gewiß im Stande, ſein Grundſtück und ſein Haus zur beſtimmten Zeit zu bezahlen. Man ſagte mir, daß der Kapitän in ſolchen Verſchreibungen von Perſonen denen er Land verkauft hat, das ungeheure Kapital von zwei Millionen Dollars beſitze; und da die erſte Auslage für den Morgen Landes nicht mehr als einige Groſchen betragen kann, ſo muß der Gewinn außerordentlich ſein.

Es iſt zum Erſtaunen wie viele Menſchen durch dieſe vortheilhafte Bedingungen, die ſonſt nirgends in den vereinigten Staaten angeboten werden, bewogen worden ſind, ſich am Geneſee niederzulaſſen, und noch jährlich laſſen ſich viele hier nieder, da noch nicht der dritte Theil des Bodens verkauft iſt.

Sie können denken, daß die billigen Preiſe eine Menge Spekulanten, die man übrigens in Amerika überall ſehr häufig antrifft, nach dieſer Gegend zieht. Wirklich kommt man durch keine noch ſo kleine Stadt, ja durch kein Dorf, wo man nicht mehrere von ihnen anträfe; und jeder etwas anſehnliche Ort wird durch ſie ein Sitz des Müßiggangs und der Zerſtreuung. Folgenden Brief, der im Namen eines Landmanns geſchrieben iſt, und in einer Zeitung ſtand, die in Wilkesbarré am Susquehannah herauskommt, theile ich Ihnen hier wörtlich mit; er wird Ihnen eine genauere Schilderung von den erwähnten Spekulanten machen, als ich es kann.

An die Herausgeber der Wilkesbarrer-Zeitung.

Meine Herren!

„Es iſt ſchrecklich anzuſehn, mit welcher Gewalt der Spekulationsgeiſt um ſich greift, und wie der ehrliche Fleiß, mit allen ſtillen Tugenden die ihn begleiten, unterdrückt wird und aus der Mode kommt. Eben ſo ſehr iſt es zu bedauern, daß in den neuen Niederlaſſungen Zerſtreuungen und Müßiggang früher eingeführt werden als

Betriebſamkeit und Wirthſchaftlichkeit. Mein Sohn, der ſo eben von den Seen oder dem Geneſee (obſchon er beides nicht geſehen hat) zurückkommt, giebt mir zu dieſen Betrachtungen Anlaß. Er war in Bath, in dem berühmten Bath, und iſt jetzt als ein Spekulant und ein großer Herr zurückgekommen, nachdem er ſein Geld durchgebracht, mein Pferd vertauſcht, und ſich das Fieber und, was noch ärger iſt, die Landwuth geholt hat.

Wir können jetzt in ſeiner Raſerei nichts aus ihm herausbringen, als Kapitän William — Wanderungen — Townſhips — Zahlen — Tauſend Morgen — Hundert Morgen — Bath — Meſſe — Börſen — Fieber u. d. gl. Mein Sohn hat Theil an einer Townſhip, und es iſt ſpashaft genug anzuhören, wie er ſie beſchreibt. Kurz dieſe Townſhip liegt nahe an Bath, ſie gehörte dem Kapitän, der ſie lange Zeit für ſich behalten hat, mein Sohn hat den Morgen nur mit fünf Dollars bezahlt; er konnte eine Minute nachher ſechs und einen halben bekommen, aber er beſteht auf acht. Etwas hat mein Sohn für ſich, daß er nehmlich auf ſechs Jahr Kredit hat, und noch etwas — daß er nehmlich keinen Groſchen im Vermögen hat und auch wohl nie haben wird. Vor ſeiner letzten Reiſe war er ein fleißiger arbeitſamer Junge, und in meinem Hauſe zufrieden, jetzt iſt an keine Arbeit mehr zu denken, und ich kann ihn nicht zu Hauſe halten. Die goldnen Träume winken ihn nach Bath, wo, wie er mir ſagt, man weder arbeitet noch hungert, und wenn man auch neun Monate im Jahre das Fieber hat, man doch wenigſtens die andern drei nach der Mode leben kann."

Hannover, den 25ſten Oktober 1796. Ein Bauer.

Bath liegt in einer Ebene und iſt auf drei Seiten von mäßigen Hügeln umgeben. Die Ebene iſt faſt ganz ge-

lichtet, die Hügel ſind aber noch mit Wäldern bedeckt, was von der Stadt aus eine ſehr angenehme Anſicht gewährt. Am Fuß der Hügel fließt über ein Kieſelbett ein klarer Bach, der Conhocton-Creek heißt. Dicht oberhalb der Stadt iſt ein Waſſerfall in dieſem Bach, an dem ſehr große Mahl- nnd Sägemühlen liegen. Die größte Säge in der letzten that, als wir die Mühle beſuchten, 120 Züge in einer Minute, und durchſchnitt dadurch ſieben Quadratfuß ſtarkes Eichenholz; doch ſagte uns der Müller, daß es bei hohem Waſſer noch viel ſchneller ginge.

Der Conhocton fließt an 20 Meilen unterhalb Bath in den Tyoga, der ſich, nach einem Lauf von 30 Meilen, in den öſtlichen Arm des Susquehannah ergießt. Während der Fluth kann man in leichten Bateaux ohne Unterbrechung auf dem Conhocton, Tyoga und Susquehannah, von Bath bis nach der Cheſapeak Bay fahren, und auch im Herbſt iſt das Waſſer, ſchon von Bath aus, wenigſtens für Kanots hoch genug; dieſes Jahr aber hatte der Conhocton wegen der großen Dürre, ſelbſt für die kleinſten Kanots, nicht Waſſer genug, und wir mußten unſern Plan, von Bath aus zu Waſſer zu gehen, aufgeben, und unſere Reiſe zu Fuß längſt den Ufern des Fluſſes fortſetzen, bis wir etwa 30 Meilen von Bath an ein kleines Dorf von acht bis zehn Häuſern, Newtown genannt, kamen. Hier war das Waſſer tief genug, und die Leute ſagten uns, daß, zwei ſchmale ſeichte Stellen weiter hinunter ausgenommen, es überall tief genug für Kanots ſei. Wir beſchloſſen uns ſelbſt zu fahren, und da wir mit den Bedienten unſerer fünf waren, kauften wir ein Paar Kanots, banden ſie zuſammen, um ihnen mehr Sicherheit zu geben, und ſchifften uns ein.

Es war an einem ſchönen klaren aber kalten Tage um drei Uhr Nachmittags, als wir das Dorf verließen. Da der Strom ſehr ſtark war hofften wir noch vor Abends ein Wirthshaus zu erreichen, das ſechzig Meilen unterhalb Newtown am Ufer liegen ſollte. Die erſten zwei

Meilen ging es vortrefflich, dann aber ward der Fluß ſo ſeicht, daß wir nur mit großer Mühe vorwärts kamen. Unſere Kanots ſtießen oft auf den Grund auf, und wir brachten ſo viel Zeit damit hin ſie immer wieder flott zu machen, daß es Abend wurde, ehe wir zwei Drittel unſers Wegs zurückgelegt hatten. Das Wetter änderte ſich jemehr die Nacht herankam, es fiel ein ſtarker Hagel, der Mond war von dicken Wolken verdunkelt, und unſere Kanots, die wir dem Strom überlaſſen mußten, weil wir den Weg nicht ſehn konnten, trieben auf eine Sandbank mitten im Fluß. Wir gaben uns alle Mühe ſie wieder flott zu machen, gaben ihnen aber unglücklicherweiſe im Finſtern eine falſche Richtung, und ſie geriethen ſo tief in den Sand, daß wir ſie mit allen unſern Kräften nicht von der Stelle bringen konnten. Es blieb uns nun nichts übrig als ins Waſſer zu ſpringen und die Schultern anzuſetzen; wir banden die Kanots von einander, um ſie beſſer handhaben zu können, und es gelang uns bald das eine wieder ins tiefe Waſſer zu bringen; allein die Gewalt des Stromes riß es ſogleich fort troß aller unſerer Anſtrengung es feſt zu halten, durch die wir leider nichts ausrichteten, als daß es faſt ganz voll Waſſer wurde. So hatten wir alſo das eine von unſern Kanots nebſt einem großen Theil unſerer Bagage verloren, denn anders konnten wir doch nicht glauben, und konnten nichts thun als mit dem andern deſto vorſichtiger umgehen. Wir kehrten alſo zur Sandbank zurück, trugen alles, was in unſerm Kanot war, auf den Schultern ans Ufer, welches noch ſechzig Schritte weit entfernt war. Sie können denken, daß dies nichts leichtes, und noch weniger etwas Angenehmes war, da uns das Waſſer bis an den Gürtel reichte, und der Strom ſo ſtark war, daß wir uns kaum aufrecht halten konnten. Nachdem das Kanot ausgeleert war, zogen wir es ſo nahe als möglich nach dem Ort hin, wo der Strom das andere fortgeführt hatte, einer von uns ſetzte ſich mit einem Ruder hinein, und ſo überließen wir es dem

Strome in der Hoffnung, daß er es dem andern nachführen würde, und wir ſo vielleicht auch jenes mit ſeiner Ladung noch wiederbekommen könnten. In wenig Augenblicken war unſer Gefährte uns aus den Augen, denn der Mond ſchien nur ſchwach durch die Wolken, und wir waren nicht wenig beſorgt um ihn, da wir alle mit dieſem Fluß unbekannt waren. Zu unſerer großen Freude aber hörten wir nach einigen Minuten von fern ſeine Stimme; wir gingen ihr längs dem Ufer nach, fanden ihn mit ſeinem Kanot wohlbehalten neben dem verlornen, und waren ſehr erfreut unſere Mantelſäcke, obſchon völlig durchnäßt, noch darin zu finden. Nur die Kleidungsſtücke, die wir, ehe wir ins Waſſer gingen, abgelegt hatten, und einige andere Kleinigkeiten waren fortgeſchwemmt worden.

Es fror nun ſo ſtark, daß unſere Mantelſäcke und die naſſen Kleider in wenigen Minuten mit einer Eisrinde überzogen, und unſere Glieder faſt ganz erſtarrt waren. Wir ſehnten uns nach einem Obdach, wollten aber doch erſt unſere Bagage in Sicherheit bringen, wozu uns eine tiefe Hölung unter einigen umgefallenen Bäumen ein ſchicklicher Ort ſchien. Wir trugen alles da hinein, bedeckten es mit Blättern, und gingen nun vorwärts. In dem Walde wo wir ausſtiegen, war kein Fußſteig zu ſehen, und wir mußten uns faſt eine Meile längs dem Ufer durchs Dickicht ſchlagen, ehe wir einen Weg fanden, der uns jedoch auch nur auf ein elendes Blockhaus zuführte, wo wir auch nicht die allergeringſte Bequemlichkeit fanden, und gern weiter gingen als man uns ſagte, wenn wir den Fußſteig durch den Wald noch eine Meile verfolgten, würden wir auf einen Fahrweg kommen, wo ein Haus wäre, in welches man uns wahrſcheinlich aufnehmen würde. Wir erreichten das Haus, wurden eingelaſſen, und die wohlthätige Flamme eines großen Kaminfeuers hielt uns bald für die Unfreundlichkeit des Wetters ſchadlos. Kälte und Ermüdung hatten uns nicht

wenig hungrig gemacht, und kaum hatten wir uns etwas ausgewärmt, ſo fragten wir, ob denn wohl für den Hunger etwas zu haben wäre. Wenn Sie in England irgendwo einen ganzen Hammel oder ein Rind zum Abendbrodt verlangt hätten, hätte der Wirth nicht verlegener ſein können als den unſrigen die bloße Frage nach etwas zu eſſen machte; er meinte, die Frauen wären ſchon zu Bette, er könne die Schlüſſel nicht finden, und glaube auch überhaupt nicht, daß etwas in der Speiſekammer ſei. Lebensmittel wären hier knapp, und wenn er uns etwas gäbe, ſo hätten er und ſeine Familie den andern Morgen kein Frühſtück. Wir baten ihn aber ſo dringend, und mahlten ihm unſer Bedürfniß ſo lebhaft, daß er ſich endlich bewegen ließ; er fand die Schlüſſel, öffnete die Speiſekammer, und brachte, um 5 junge ſtarke Männer zu ſättigen, zwei Brodtkuchen, jeder wie eine Hand groß, und anderthalb Maaß Milch hervor, mit der Verſicherung, daß er uns durchaus nicht mehr geben könne, da ſeine Frau es ihm nie verzeihen würde, wenn er das Frühſtück für den andern Morgen weggäbe. Was war zu machen, wir mußten uns mit dem wenigen begnügen, und legten uns auf unſere Häute, die wir mitgebracht hatten, zur Ruhe nieder.

Da wir den andern Morgen ſahen, daß die Leute wirklich kaum für ſich ſelbſt genug zu eſſen hatten, und wir alſo leer ausgehn müßten, brachen wir auf, und gingen nach dem erſten kleinen Hauſe zurück, wo wir die Nacht vorher angepocht hatten, in der Hoffnung hier etwas zu eſſen zu finden, aber auch hier war nichts zu haben, indeß erbot ſich die Frau vom Hauſe, wenn wir eine Stunde warten wollten, uns von ihrem kleinen Mehlvorrath einen Brodtkuchen zu backen. Wir nahmen das gütige Anerbieten an, und baten nur, ihn recht groß zu machen. Unterdeſſen ſahen wir uns nach unſern Canots und der Bagage um. Wir fanden Beides noch an der alten Stelle, ſchifften uns jetzt ſchnell ein und kehrten nach dem Hauſe zurück, wo uns das Frühſtück

erwartete. Die Leute waren erſtaunlich höflich und gefällig, ſie halfen uns neue Ruder machen, und waren für die Kleinigkeit die wir ihnen über ihre Forderung gaben, gar ſehr dankbar.

Wir haben in der Folge noch oft auf der Fahrt den Susquehannah hinunter, ähnlichen Mangel an Nahrungsmitteln gefunden. An einem Morgen, nachdem wir 4 bis 5 Meilen in unſern Kanots gemacht hatten, hielten wir ſehr hungrig an einem Hauſe an, um zu frühſtücken, es war aber nichts zu haben, als einige Kartoffeln die eben am Feuer geröſtet wurden. Die Leute gaben uns zwei oder drei, und verwieſen uns nach einigen Häuſern am andern Ufer, wo wir aber eben ſo wenig fanden; und auf die Frage, wo denn wohl etwas zu bekommen ſein würde, ſagte uns eine alte Frau, daß wir 4 Meilen weiter hinunter in einem Dorfe ein Haus finden würden, wo man ſich, wie ſie glaube, „Eßwaaren hielte". Das war ihr eigener Ausdruck, der mir ſo merkwürdig ſchien, daß ich mir ihn ſogleich notirte. Wir erreichten das Haus, fanden da wirklich Proviſion aller Art, und verſahen uns nicht nur für den Augenblick, ſondern nahmen etwas anſehnliches auf den Nothfall mit, was uns auch ſehr zu Statten kam. — Doch ich lenke wieder ein.

Nach dem Frühſtück ſetzten wir unſere Reiſe auf dem Fluß fort, mußten aber auf einem Wege von 7 Meilen wohl 12 mal ausſteigen und im Waſſer waten, um die Canots über ſeichte Stellen zu ziehn, und waren, als wir den Nachmittag an einem Hauſe landeten, dieſer Waſſerfahrt ſo herzlich müde, daß wir gewiß unſere Kähne im Stich gelaſſen haben würden, wenn nicht zwei Männer ſich erboten hätten, ſie bis an die Mündung des Tyoga zu fahren, von wo an wir tieferes Waſſer zu finden hofften.

Früh am Morgen fuhren die Leute ab, wir folgten ihnen einige Stunden ſpäter längs dem Ufer, und Sie können denken wie ſchwierig die Schiffahrt war, da wir Tyoga-Point, oder Lochartsburg, einen kleinen Ort an

der Mündung des Fluſſes, mehrere Stunden früher als jene erreichten. Zu unſerm großen Leidweſen hörten wir hier, daß der Susquehannah der in dieſer Jahreszeit gewöhnlich für Boote die 4 Fuß tief gehn, ſchiffbar iſt, jetzt faſt ſo klein als der Tyoga ſei, ſo daß er an manchen Stellen, vorzüglich bei den Strudeln, kaum ſo viel Waſſer habe, daß ein flaches Kanot über die Felſenſtücke kommen könne, deren es ſo viele in dieſem Flußbett gäbe; kurz, wir erfuhren, daß es jetzt äußerſt gefährlich ſei, den Fluß zu befahren, wenn man des Weges nicht ganz kundig ſei. Zum Glück fanden wir bald einen geſchickten Schiffer, und nachdem wir auf ſein Anrathen unſere beiden Canots gegen ein ſehr großes vertauſcht hatten, machten wir uns von neuem auf die Reiſe.

Von Lochartsburg nach Wilkesbarré, oder Wyoming, an der Südoſtſeite des Susquehannah ſind ohngefähr 90 Meilen, die man, wenn das Waſſer hoch und der Strom ſtark iſt, wie er im Früh- oder Spätjahr zu ſein pflegt, gewöhnlich in Einem Tage machen kann, wir aber brauchten jetzt wegen des niedrigen Waſſers nicht weniger als 4 Tage, ob wir gleich unſer Beſtes thaten. An manchen Stellen war der Strom ſehr reißend; ſo wurden wir, zum Beiſpiel, bei den Wyaluſingfällen in einer Viertelſtunde 3 bis 4 Meilen weit getrieben, an andern dagegen, wo das Waſſer tief iſt, floß es ſo langſam, daß wir uns fortrudern mußten. Das Flußbett iſt voll Felſenſtücken, und Kies, und das Waſſer iſt an manchen Stellen, wo es wohl 20 Fuß tief iſt, ſo klar, daß man jedes Kieſelſteinchen auf dem Grunde unterſcheiden kann. Die Breite des Fluſſes beträgt abwechſelnd von 150 bis 900 Fuß, und überhaupt hat in ganz Amerika kein Strom einen ſo unregelmäßigen Lauf; denn er hat ſo ſtarke Krümmungen, daß er hie und da ſeiner eigentlichen Richtung gerade entgegen fließt. Die Gegend, welche dieſer öſtliche Arm des Susquehannah durchfließt, iſt rauh und uneben, und von Lochartsburg bis auf eine kleine Strecke von Wilkesbarré,

iſt er überall, entweder auf der einen oder auf der andern Seite von ſteilen Bergen begrenzt, an beiden Seiten zugleich aber nur da, wo der Fluß eine ſchnelle Wendung nimmt; ſonſt ſieht man immer nur auf einer Seite Gebirg und auf der andern Ebene; dies wechſelt oft auf einer Meile wohl zwölf mal mit einander ab. Hieraus können Sie abnehmen, wie ſchön die Landſchaft längs dem Fluſſe ſein muß, und gewiß hat kein Fluß in Amerika ſo viel mahleriſche Anſichten. Bei jeder Wendung iſt die Anſicht verſchieden, und jeder Fleck zwiſchen Lochartsburg und Wilkesbarré bietet dem Landſchaftsmaler einen reichen Gegenſtand für ſeinen Pinſel dar. Die Berge mit Felſenſtücken und hohen Bäumen bedeckt, machen den ſchönſten Vorgrund; die Ebenen mit reichen Kornfeldern und einzelnen Waldparthien, von dem ſchönen Fluß durchſchlängelt, den Mittelgrund und die blauen Hügel in der Entfernung begränzen das Ganze auf eine ſehr angenehme Art.

Es giebt eine Menge Rothwild in der Gegend am Susquehannah, und wir ſahen im Vorbeifahren viele Jagdgeſellſchaften. Wenn das Wild verfolgt wird, ſucht es ſogleich den Fluß, wo dann Leute am Strand im Hinterhalt ſtehn und es ſchießen, kommt es aber gerade nicht an den Ort, wo man es vermuthet, ſo verfolgen es die Jäger in Canots, und es entkommt ihnen ſelten.

Auf dem ganzen Wege zwiſchen Lochartsburg und Wilkesbarré, findet man einzelne Pflanzungen zu beiden Seiten des Fluſſes; auch ſieht man verſchiedene kleine Orte an den Ufern deſſelben, worunter der vorzüglichſte French-Town, nicht weit vom Wyaluſingfall an der Weſtſeite des Fluſſes, auf Unkoſten einiger Menſchenfreunde in Philadelphia für die unglücklichen franzöſiſchen Emigranten, die ſich nach Amerika geflüchtet hatten, angelegt ward. Der Ort enthält ungefehr 50 Blockhäuſer, und ein anſehnlicher Strich Landes in der Nähe iſt für die Einwohner angekauft und in kleine Bauerhöfe vertheilt;

die Franzoſen ſcheinen allein weder Luſt noch Geſchicklichkeit zum Ackerbau zu haben, ſie haben ihre Ländereien an Amerikaner verpachtet und beluſtigen ſich mit Vogelſtellen, Jagd und Fiſcherei. Sie haſſen die Amerikaner, und dieſe beſchuldigen ſie dagegen des Müßiggangs und der Verſchwendung. Ueberhaupt ſind die Sitten dieſer Menſchen zu verſchieden, als daß ſie ſich einander lieben könnten.

Wilkesbarré, vormals Wyoming, iſt der gröſste Ort in Luzerne County. Er liegt in einer Ebene die auf einer Seite vom Susquehannah und auf der andern von einer Gebirgskette begrenzt iſt, und enthält 150 hölzerne Häuſer, eine Kirche, ein Gerichtshaus und ein Gefängniß. Hier war es wo die Indianer im amerikaniſchen Kriege unter Befehl des Oberſt Butler das ſchreckliche Blutbad anrichteten, von dem in allen Geſchichtsbüchern dieſes Krieges erzählt wird, und das ein unauslöſchlicher Fleck in den brittiſchen Annalen bleiben wird. Mehrere von den Häuſern, in welche die unglücklichen Schlachtopfer, denen man gar kein Quartier geben wollte, ſich flüchteten und vertheidigten, ſtehn noch und ſind von Kugeln durchlöchert; eben ſo ſieht man noch Ueberbleibſel von denen die in Brand geſteckt wurden. Die Einwohner wollen ſie durchaus nicht ausbeſſern laſſen. Auch in der Gegend von Philadelphia ſind den Amerikanern ähnliche Ruinen ſehr theuer.

Wir hatten erſt die Idee auf dem Fluß bis nach Sunburg oder Harrisburg hinunter zu fahren, es war aber zu kalt zu einer Waſſerfahrt, und beſonders in einem Canot, wo man ſich ſehr ruhig verhalten muß; wir entſchloſſen uns alſo durch die blauen Gebirge nach Bethlehem in Penſylvanien zu gehn, das ohngefähr 65 Meilen ſüdoſtwärts von Wilkesbarré liegt; wir ſelbſt wollten zu Fuß gehen und mietheten Pferde für unſer Gepäck. Wir brachen am andern Tage Nachmittags auf, und vor Abend noch waren wir durch die Gebirgskette, welche Wilkesbarré begrenzt. Dieſe Gebirge ſind ſehr ſchroff und ſteinig, ſie enthalten viel Eiſenerz und Steinkohlen; zum Behuf des erſteren ſind ſchon

mehrere Hütten im Gange, die letztern aber benutzt man gar nicht, weil noch ſo ſehr viel Holz in der Gegend iſt, welches man lieber brennt. Vom Gipfel der Berge hat man eine weite Ausſicht auf die Ebene in welcher Wilkesbarré liegt, und auf den Susquehannah, deſſen Lauf man mehrere Meilen weit jenſeits der Stadt zwiſchen den Hügeln durch mit den Augen verfolgen kann.

Jenſeit der Gebirge iſt die Gegend ſehr wild und wenig bewohnt, die wenigen Menſchen aber, die ſich darin niedergelaſſen haben, leben viel beſſer, als ichs von andern Bewohnern der vereinigten Staaten geſehn habe. Wir fanden zum Beiſpiel in jedem Hauſe Brodt, Butter, Kaffe, Thee, Schokolade und Wildpret im Ueberfluß, und wir lebten hier, im Vergleich mit der Koſt womit wir uns ſeit mehreren Wochen hatten behelfen müßen, ganz prächtig.

Die Wälder beſtehn hier meiſtens aus Schierlingstannen (hemlock), die nur in ſchlechtem Boden wachſen. Viele waren ungewöhnlich hoch, und die Zweige an den Gipfeln ſo dicht in einander geflochten, daß man nur an wenigen Stellen den Himmel durchſehn konnte, und das Strauchwerk unter den Bäumen war auch von jedem andern, was ich bisjetzt geſehen hatte, verſchieden; es beſtand meiſtens aus Oleander und Lorbeerroſe (kalmia laurel), deren dunkles Grün den Wald noch düſterer machte. Das Ganze ſchien hier den Beſchreibungen der Dichter von den heiligen Hainen zu entſprechen; und wirklich wurde man von einem Schauer ergriffen wenn man hineintrat.

Zwanzig Meilen ohngefähr ehe man von Wilkesbarré aus nach Bethlehem kommt, geht man durch die blauen Gebirge an einer Stelle, welche der Wind-Gap (Windſpalt) heißt; woher ſich dieſer Name ſchreibt, habe ich nicht erfahren können. Dieſe Oeffnung iſt beinahe eine Meile breit und eine der wildeſten rauhſten Gegenden die ich geſehn habe. Der Weg gehet nicht ganz unten, ſondern am Abhang des ſüdlichen Berges etwa den

dritten Theil von ſeinem Gipfel entfernt. Rechts über ſich ſieht man nichts als zertrümmerte Felſen und Bäume, und links ſieht man in einen ſteilen tiefen Abgrund hinein. Die Felſen am Fuß des Abgrundes ſollen, (denn wir ſelbſt ſind nicht hinabgeſtiegen) ganz das Anſehn haben, als wären ſie viele Jahre lang vom Waſſer beſpühlt worden, und man muthmaßt daher, daß hier das urſprünglich Bette des Delaware geweſen iſt, der jetzt an einer andern Stelle, 15 Meilen weiter nordweſtwärts, durch die Bergkette fließt. Ob dies ſich wirklich ſo verhält, läßt ſich jetzt nicht mehr beſtimmen, aber das Anſehen der Gegend auf beiden Seiten des Delaware beweiſet deutlich, daß einſt eine große Ueberſchwemmung hier beträchtliche Veränderungen hervorgebracht hat. Auf der Seeſeite der Gebirge iſt die Gegend weniger wild und viel bewohnter; die Einwohner ſind meiſtens von deutſcher Abkunft.

Bethlehem iſt der Hauptſitz der Herrnhuther in Nordamerika. Es liegt ſehr angenehm zwiſchen dem Leheigh-River der ſich in den Delaware ergießt, und einem andern Bach der auch ein ſehr ſtarkes Gefäll hat und viele große Mühlen treibt, ohnerachtet der Ort ziemlich hoch liegt; er iſt regelmäßig angelegt, und enthält an 80 gut gebauete ſteinerne Häuſer und eine große Kirche. Die Chorhäuſer der ledigen Brüder, ledigen Schweſtern und Wittwen ſind ſehr anſehnliche Gebäude. In dieſen Häuſern werden verſchiedene Handwerke getrieben, und die Einwohner derſelben ſind einer Art von klöſterlicher Disciplin unterworfen. Sie eſſen alle zuſammen in Einem Speiſeſaal, und ſchlafen eben ſo in Einem Schlafſaal, verſammeln ſich Morgens und Abends zum Gottesdienſt wieder in einem eigenen Saal, arbeiten beſtimmte Stunden am Tage, und haben beſtimmte Freiſtunden. Selten gehn ſie weiter als in ihre Gärten und Spaziergänge, es müßte denn ſein um einen Freund in der Stadt zu beſuchen; obgleich ihre Geſetze ihnen das Ausgehen eigentlich nicht verbieten.

Die Eheloſigkeit iſt zwar nicht geboten, wird aber doch für verdienſtlich gehalten, und die jungen Leute von verſchiedenen Geſchlechtern haben ſehr wenig Umgang mit einander. In ihren Chorhäuſern beſuchen ſie ſich nie, und auch in der Kirche ſitzen ſie getrennt ſo daß ein junger Mann das Mädchen, um welches er anhält, vielleicht nur von Ferne geſehen hat; auch darf er ihr den Antrag gar nicht ſelbſt machen, ſondern ſie erfährt ihn durch ihre Vorſteherin, wenn die Gemeinpfleger und Aelteſten nehmlich glauben, daß der junge Mann im Stande iſt eine Frau zu ernähren. Giebt das Mädchen ihre Einwilligung, ſo wird die Verbindung ohne weiteres vollzogen; ſchlägt ſie ihn aus, ſo wählt die Pflegerin ein anderes Mädchen, das ſie für den jungen Mann paſſend glaubt, und ſind beide Theile dann zufrieden, ſo wird die Heirath ſehr bald vollzogen. So ſchnell es mit dieſen Ehen auch geht, ſo ſind ſie doch nie unglücklich, denn dieſe Menſchen werden von ihrer frühen Kindheit an gewöhnt die Leidenſchaften zu bezähmen, die in der Welt ſo oft Unheil anrichten, ſie werden zu regelmäßigem Fleiß und einem ſtillen mäßigen Leben angehalten, und da ihre friedlichen und abgelegenen Niederlaſſungen weit entfernt von allen den Verſuchungen ſind, denen der Menſch im Weltgetümmel ausgeſetzt iſt, ſo wird ihre häusliche Ruhe durch nichts geſtört.

In der Nähe der Bruder- und Schweſternhäuſer ſind Penſionsanſtalten für Mädchen und Knaben errichtet, deren Lehrer und Aufſeher ebenfalls unter der Aelteſten-Konferenz der Gemeinde ſtehn. Dieſe Schulen ſtehn in großem Ruf, und nicht nur Herrnhuter-Kinder, ſondern auch andere aus Philadelphia, Neu-York, und andern Orten in den benachbarten Staaten, von ganz verſchiedenen Sekten werden hier erzogen. Die Knaben werden in alten und neuen Sprachen, Rechnen, Muſik, Zeichnen u. d. g. unterrichtet, die Mädchen lernen ebenfalls verſchiedene Sprachen, und werden in Allem unterrichtet, was ſonſt in Penſionsanſtalten gewöhnlich iſt, jedoch mit

Ausſchlüß des Tanzens. Wenn die jungen Mädchen die zur Brüdergemeinde gehören, das Alter und die Fähigkeiten erreicht haben, ſich ihren Unterhalt ſelbſt verſchaffen zu können, ſo kommen ſie ins Schweſternhaus, wo alle mögliche weibliche Handarbeiten betrieben werden. Für jede Arbeit iſt ein eigenes Zimmer beſtimmt, und eine etwas ältere Schweſter hat die Aufſicht darin. Zum Verkauf der im Hauſe verfertigten Waaren, ſind auch eigene Perſonen beſtimmt, und das dafür eingenommene Geld wird, nach einigem Abzug für die Unterhaltung des Hauſes, unter die Arbeiterinnen vertheilt.

Wenn die Knaben ihre Schulſtudien geendigt haben, ſo werden ſie Lehrlinge in irgend einem Gewerbe, zu welchem ſie am meiſten Luſt haben; iſt es ein ſolches, welches im Brüderhauſe ſelbſt betrieben wird, ſo lernen ſie es da; wo nicht, ſo lernen ſie es im Ort, ſchlafen und eſſen aber im Chorhauſe. Wollen ſie die Landwirthſchaft lernen, ſo thut man ſie zu einem Landmann von der Gemeinde. Die ledigen Brüder und die Wittwen tragen eben ſo zum Unterhalt ihres Chorhauſes und zu den öffentlichen Fonds bei. Auch jeder Einwohner der Stadt giebt zu letzterem wöchentlich einen kleinen Beitrag.

An dem Bach der den Ort begränzt, liegt eine Mahl- Walk- Oel- und Lohmühle, desgleichen eine Loh- und Weiß-Gärberei; an dem Leleigh iſt eine große Brauerei, wo ſehr gutes Bier gebraut wird. Dieſe Anſtalten gehören ſämmtlich der Gemeinde, und der Gewinn davon fließt, nachdem die Arbeiter reichlich bezahlt worden, zum öffentlichen Fond. Eben dies gilt von dem ſehr gut angebauten Lande mehrere Meilen um den Ort, und von dem Gaſthofe, deſſen Inhaber ſo wie die, welche den Landbau treiben, nur Verwalter der Gemeinde ſind. Der Fond, welchem dies alles zufließt, dient zur Unterſtützung unglücklicher Brüder in entfernten Welttheilen, zur Anlegung neuer Gemein-

mein=Orte, und zur Unterhaltung der Miſſionen unter den Heiden.

Das Wirthshaus in Bethlehem iſt das Beſte das ich in Amerika gefunden habe. Als wir gegen unſern Wirth den Wunſch äuſſerten, die öffentlichen Anſtalten zu beſehen, ſchickte er ſogleich nach einem von den Aelteſten, und in einer Viertelſtunde kam Bruder Thomas, ein lebhafter kleiner rothbäckiger Mann von ohngefähr 50 Jahren. Er trug einen einfachen blauen Rock, braune Unterkleider und einen großen runden Hut; es war etwas ſo Gutmüthiges und Unſchuldiges in ſeinem Blick, ſo viel Freies und Offenes in ſeinem ganzen Weſen, daß man im Augenblick mit ihm bekannt war. Er führte uns zuerſt in das Schweſternhaus, wo wir in einem ſehr netten Vorzimmer abtraten, indeß Bruder Thomas für uns um die Erlaubniß bat, das Haus beſehen zu dürfen. Nach wenigen Minuten kam die Vorſteherin ſelbſt; Bruder Thomas ſtellte uns ihr vor, und von beiden begleitet beſahen wir die verſchiedenen Zimmer.

Das Haus iſt ſehr geräumig, die Gänge und Treppen ſind hell und luftig, die Arbeitszimmer aber klein, und gerade als wir da waren ſo ſtark geheizt, daß uns faſt der Athem verging als wir hineintraten. Sie bedienen ſich deutſcher Oefen, und verbreiten durch Röhren eine gleichmäßige Wärme im Zimmer. Zwölf oder auch mehrere Mädchen arbeiteten in einem Zimmer. Dieſe ließen ſich durch unſern Eintritt nicht im mindeſten ſtören, ſondern arbeiteten immer fort. Nur die Aufſeherin eines jeden Zimmers ſtand allemal auf, grüßte höflich und ſprach mit uns, die andern aber nahmen gar keine Notiz von uns.

Die Schweſtern haben zwar keine beſtimmte Kleidung, tragen ſich aber doch ſehr gleichförmig, alle hatten einfache kattunene oder leinene Kleider, Schürzen, und eng anſchließende leinene Häubchen mit einer Spitze daran und mit einer Bandſchleife unterm Kinn zugebunden.

Man ſagte mir, daß nur die, welche zum Heirathen Luſt hätten, roſenfarbenes Band trügen, die Mädchen hatten aber alle dergleichen, ſelbſt die, welche ihr Alter und ihre Geſtalt von dem heiligen Eheſtand auf immer auszuſchließen ſchienen.

Der Schlafſaal im Schweſternhaus iſt ein ſehr großes geräumiges Zimmer im obern Stockwerk mit einem großen Luftzug in der Decke. Es ſtehen an 50 einſchläfrige Betten ohne Himmel darin. Im Winter ſchlafen ſie nach deutſcher Sitte unter einem Federbett, im Sommer iſt die Hitze zu groß um auch nur eine Decke zu leiden.

Nachdem wir alle die verſchiedenen Zimmer geſehen hatten, führte uns die Vorſteherin in eine Art von Laden, wo viele kleine Handarbeiten der Schweſtern gar zierlich ausgeſtellt waren. Man erwartet, daß jeder Fremde hier eine Kleinigkeit kaufe, und dies iſt die einzige Belohnung für die Mühe den Fremden überall herumgeführt zu haben.

Das Schweſternhaus iſt ein Muſter von Ordnung und Reinlichkeit, eben ſo das Brüder- und das Wittwenhaus, faſt könnte man das nehmliche von jedem Privathauſe im Orte ſagen; auch werden die Brauerei und die Mühlen die nach dem beſten Plan angelegt ſind, äußerſt ordentlich und reinlich gehalten.

Nachdem wir die öffentlichen Gebäude beſehen hatten, führte uns Bruder Thomas in Privathäuſer zu ſolchen verheiratheten Brüdern, die ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit auszeichneten; ſo kamen wir zum Beiſpiel zu einem Kunſttiſchler, der uns manch künſtliches Stück ſeiner Arbeit zeigte, unter andern auch ein Buch getuſchter und bunter Zeichnungen von ſeiner eigenen Arbeit, die einem ſolchen Manne überall Ehre gemacht hätten.

Man verfertigt in Bethlehem vorzüglich wollene und leinene Zeuge, Hüte, baumwollene geſtrickte Strümpfe und Mützen, Handſchuhe und Schuhe. Auch giebt es Zimmerleute, Kunſttiſchler, Drechsler, Uhrmacher u. dgl.

Die Kirche iſt ein einfaches ſteinernes Gebäude mit bibliſchen Gemählden verziert. Es iſt eine ziemlich gute Orgel darin, wie auch in den Betſälen des Brü- der- und des Schweſternhauſes. Sie begleiten ihren Ge- ſang überdies mit Violoncells, Violinen, Flöten und an- dern Inſtrumenten. Sonntags iſt die ganze Gemeinde in der Kirche, und ſtirbt einer aus ihrer Mitte, ſo folgt ſie der Leiche zum Begräbniß, das immer mit großer Feier- lichkeit aber ohne allen Pomp begangen wird. Trauerklei- dung iſt unter ihnen gar nicht üblich.

Jedes Haus iſt mit ſehr gutem Waſſer aus einem Quell verſehn, welches durch viele Röhren vermittelſt ei- ner hydrauliſchen Maſchine, die vom Waſſer getrieben wird, und am Ufer des Creeks angebracht iſt, überall herumgeleitet wird. In manchen Häuſern iſt in jedem Zimmer Waſſer, und die Maſchine iſt ſo einfach und ſo gut, daß ſie das Quellwaſſer, wenn es nöthig wäre, leicht mehrere hundert Fuß in die Höhe heben könnte.

Ueber dieſen Quell, der ziemlich in der Mitte des Orts liegt, iſt ein großes ſteinernes Haus errichtet, deſſen Wände ſehr dick ſind. Dergleichen Häuſer, die man Quellhäuſer nennt, findet man in Amerika ſehr häufig; ſie ſind dazu beſtimmt, im Sommer Fleiſch, Milch, Butter u. d. g. darin aufzubewahren. Das Quellhaus zu Beth- lehem gehört der Gemeinde, jede Familie hat ihren eigenen offenen Schrank, und obgleich niemand darauf acht giebt, und die Thüre nicht verſchloſſen iſt, ſo findet doch jeder ſein Eigenthum unberührt wieder.

Die Herrnhuther ſuchen ihr ganzes Leben völlig nach den Grundſätzen der chriſtlichen Religion einzurichten. Ueber ihre Lehren denkt man ſehr verſchieden, jeder un- partheyiſche Menſch aber, der ihre Gemein-Orte beſucht hat, muß geſtehen, daß ihr Wandel vortreflich, und recht dazu gemacht iſt Menſchen glücklich zu machen. Sie le- ben untereinander wie Glieder Einer Familie, die voll- kommenſte Uebereinſtimmung herrſcht unter ihnen, und ſie

ſcheinen nur Ein allgemeines Intereſſe zu haben, die Verbreitung des Chriſtenthums nehmlich und das Wohl der Menſchheit. Sie ſind im Ganzen ernſter Gemüthsſtimmung, haben aber nichts von dem ſteifen, gezierten und ſtolzen Weſen an ſich, das man unter den Quakern ſo allgemein findet.

Man fühlt in Amerika, überall wo ſie ſich niedergelaſſen haben, ihren wohlthätigen Einfluß. Das Volk in ihrer Nähe lebt ordentlicher und regelmäßiger, und durch ſie wurden Handwerke und Kunſtfleiß im Lande eingeführt.

Da der Boden, worauf Bethlehem ſteht, und alles Land auf eine ſehr große Strecke umher den Herrnhuthern gehört, ſo dürfen ſie nicht beſorgen durch die Nähe feindſeliger Menſchen beunruhigt zu werden. Wer ſich zu ihren Grundſätzen bekennen will, den nehmen ſie gern und herzlich auf.

Sie ſchienen eine große Freude daran zu haben, uns ihren Ort und alles was dazu gehört, zu zeigen, und bedauerten, daß wir nicht länger bleiben konnten, um noch beſſer mit ihren Sitten und Gebräuchen bekannt zu werden.

Sie ſcheinen Bethlehem nicht vergrößern zu wollen, ſondern, wenn ſich zu viel Menſchen darin anhäufen, ſo ſchicken ſie ſie nach andern Theilen des Landes, um dort neue Niederlaſſungen anzulegen. Seit der Gründung von Bethlehem ſind noch zwei andere herrnhuthiſche Orte in Penſylvanien erbaut worden, Nazareth und Littitz; das erſte liegt zehn Meilen von Bethlehem auf dem Wege von den blauen Gebirgen, es iſt nur halb ſo groß als Bethlehem und faſt nach demſelben Plane gebauet. Littitz liegt zehn Meilen von Lankaſter.

Das Land um Bethlehem iſt hügelicht, der Boden ſehr gut und beſſer angebaut als ich ihn irgendwo in Amerika gefunden habe. Bis vor wenigen Jahren war die Gegend wegen ihres vorzüglich geſunden Climas berühmt, in der

letzten Zeit aber ſind ſehr viel Fieber, beſonders galligter Art ausgebrochen, und zwar nicht nur hier, ſondern in mehreren längſt bewohnten Theilen von Penſylvanien. Im letzten Herbſt haben mehr Menſchen in den angebauten Gegenden dieſes Staates an dieſen Krankheiten gelitten, als man ſich ſeit langer Zeit erinnert. Man ſchreibt dieſes Uebel verſchiedenen Urſachen zu. Der wahrſcheinliche Grund iſt wohl der ſehr häufige Regen, der in den letzten Jahren fiel, und die unerhört milden Winter.

Bethlehem wird im Sommer von vielen Leuten aus den benachbarten großen Städten beſucht, die Vergnügen oder Neugierde hinzieht, und das ganze Jahr hindurch geht regelmäßig zweimal wöchentlich eine Landkutſche zwiſchen Philadelphia und Bethlehem. Wir verließen nun dieſen Ort und erreichten Philadelphia am andern Tage früh Morgens nach einer Abweſenheit von mehr als 5 Monaten.

Fünf und dreißigſter Brief.

Neu-York. — Long-Island. — Einwohner und Kornbau daſelbſt. — Beſchluß.

Neu-York im Januar 1797.

In Philadelphia mußte ich mit dem, was ich vor meiner gänzlichen Abreiſe von dort zu beſorgen hatte, noch einige Tage zubringen, und reiſte darauf hieher. Es war ſchon im Monat Dezember, es lag ſehr tiefer Schnee; der ſcharfe Nordweſtwind hatte bereits auch den Delaware, deſſen majeſtätiſcher Strom am ſpäteſten durch die Hand des alles erſtarrenden Winters gehemmt wird, mit einer Eisrinde überzogen. Sie war noch nicht ſtark genug um eine Landkutſche zu tragen, und doch ſchon zu ſtark um leicht gebrochen zu werden, ſo daß, als wir an die Fälle

kamen, wo man gewöhnlich auf dem Wege von Philadelphia nach Neu-York überſetzt, wir wohl ein Paar Stunden im Winde frieren mußten, bis man einen Weg für das Boot, das uns und unſern Wagen überſetzen ſollte, geöffnet hatte.

Zu Wagen hier über den Fluß zu fahren iſt, auch wenn es noch ſo feſt gefroren hat, ſehr unbequem und unſicher wegen der unregelmäßigen Eismaſſen, die ſich beim erſten Froſte hier bilden, indem der reißende Strom die dünnen Eisſchichten vom Rande fortführt und ſie allmählig aufeinander thürmt, und doch iſt hier noch die einzige Stelle wo man ſicher vom Ufer hinabfahren kann.

Wenn der Schnee erſt feſt liegt, reiſt man am liebſten zu Schlitten, weil man ſchneller fortkommt, und beim Umwerfen gar keine Gefahr iſt. Wundern Sie ſich indeß nicht, daß des tiefen Schnees ungeachtet nicht auch wir dieſes Fuhrwerk wählten. Zu Anfang des Winters kann man es nicht wagen große Reiſen zu Schlitten zu machen, weil in dieſer Jahreszeit ſehr oft plötzlich Thauwetter einfällt, und zwar ſo ſtark, daß oft aller Schnee in Einem Morgen verſchwindet. Hier zu Lande muß man dies allerdings in Betracht ziehen, denn wenn das unterwegens vorfällt, iſt nicht ſobald ein Wagen zu bekommen. Und wirklich war ich kaum 48 Stunden hier, als troz der ſtrengen Kälte, die allen Anſchein hatte als wollte ſie fortdauern, keine Spur von dem Froſt übrig, und die Luft ſo milde war wie im September.

Dieſer ſchnellen Wetterveränderung verdanck ich es, daß ich manche Gegenden von Neu-York und Long Island, die ich während meines kurzen Aufenthalts im Sommer nicht beſuchen konnte, von einer vortheilhafteren Seite ſah, als wohl ſonſt in dieſer Jahreszeit geſchehen kann. In der Nähe der Stadt Neu-York, welche an der ſüdlichen Gränze der Inſel gleiches Namens liegt, findet man nichts bemerkenswerthes. Es iſt wahr, die Gegend iſt allerdings fruchtbar, auch nicht ganz flach; man hat

aber keine einzige große Anſicht, auch zeichnet ſich keins der großen Landhäuſer, mit denen ſie bedeckt iſt, durch ſeine Bauart aus, und keines iſt mit den ſchönen Landſitzen zu vergleichen, welche in der Nähe von Philadelphia die Ufer des Schuylkill zieren.

Auf Long-Island findet der Reiſende viel intereſſantere Naturſcenen; vorzüglich auf der Weſtſeite an den Engen (the Narrows) oder dem ſchmalen Kanal zwiſchen beiden Inſeln, den die Schiffe, welche Seewärts herkommen und nach Neu-York wollen, paſſiren müſſen, iſt die Gegend wirklich romantiſch. Es ſtehn noch große Waldparthien hier, zwiſchen denen man die herrlichſten Durchſichten hat auf die entfernten Hügel von Staten-Island, auf die Küſte von Neu-Jerſey und auf das Waſſer das beſtändig mit Schiffen bedeckt iſt.

Die Einwohner der großen amerikaniſchen Seeſtädte brauchen ihre Landhäuſer nicht nur um ſich vom Getöſe und den Geſchäften einer großen Handelsſtadt zu erholen, und ſich in einer Jahreszeit, wo die Natur in ihren ſchönſten Schmuck gekleidet iſt, an ländlichen Scenen zu ergötzen, ſondern auch um ſich vor den verheerenden Krankheiten zu flüchten, die ſeit vielen Jahren allemal in gewiſſen Monaten mehr oder weniger in dieſen Orten wüthen. Als das gelbe Fieber eine ſo ſchreckliche Verwüſtung unter den Einwohnern von Philadelphia anrichtete, iſt meines Wiſſens doch kein einziger davon befallen worden, der nur eine Meile von der Stadt in einer freieren Luft lebte und allen Umgang mit den Kranken, oder mit denen welche ſie beſuchten, vermied; deshalb hat auch jeder in Philadelphia, Neu-York, Baltimore, u. ſ. w. der es nur irgend erſchwingen kann ein Landhaus wo er die heißen Sommermonate zubringt. Schade, daß gerade der ſchönſte Theil von Long-Island, welches recht eigentlich für ſolche Landſitze gemacht iſt, zu weit von Neu-York liegt, als daß Leute, die in ihre Handelsgeſchäfte ſo verwickelt ſind, wie es bei den Einwohnern dieſer Stadt größ-

tentheils der Fall iſt, den Sommer da zubringen könnten; ſie haben ſich daher auf einem andern Theil der Inſel anbauen müßen, der ihnen bequemer liegt, aber flach, ſandig und ganz ohne Schatten iſt.

Die eigentlichen Bewohner von Long-Island ſind meiſtens von holländiſcher Abkunft, und haben auch alle Kälte, Zurückhaltung und Habſucht ihrer Vorfahren geerbt. Man ſagt allgemein in Neu-York, ein Long Isländer verſtecke ſich in ſeinem Hauſe, wenn er einen Fremden kommen ſehe, und ich ſelbſt habe dieſe Leute ſo menſchenſcheu und mißtrauiſch gefunden, daß ich es gern glaube. Bei der unbedeutendſten Frage über die Gegend umher machen ſie ſchon eine argwöhniſche Miene, und ſehen wie ſie ſich losmachen können, ſo ganz ſind ſie den engliſchen Amerikanern entgegengeſetzt, die einen Fremden nach allem fragen, um zu ſehn, was er will, und ob ſie nicht einigen Vortheil von ihm ziehn können. Dieſe Holländer ſind ſehr gute Landwirthe, und beſitzen zum Theil ſehr große Strecken urbaren Landes, für deſſen Erzeugniſſe ſie an Neu-York einen guten Markt haben. Es giebt ſehr reiche Leute unter ihnen, ſie leben aber faſt alle ſehr ſchlecht. Die Anzahl der Einwohner auf dieſer Inſel wird auf 37000 Seelen geſchätzt, worunter 5000 Sklaven ſind. Der weſtliche Theil der Inſel iſt wegen der Fruchtbarkeit des Bodens und der Nähe von Neu-York am bewohnteſten; hier ſind mehrere anſehnliche Orte, als Flatbuſch, Jamaika, Brooklynn, Fluſching und Utrecht, die drei erſten enthalten jeder an 100 Häuſer. Brooklynn, der größte von ihnen, liegt am Ufer des Eaſt-River, Neu-York gerade gegenüber, und macht dieſer Stadt eine ſehr ſchöne Ausſicht.

Der Boden von Long-Island iſt ſowohl zum Korn- als zum Maisbau gut, und auf dem nördlichen Theil der Inſel der hügelicht iſt, ſoll das Obſt vorzüglich gut gerathen. Der gerühmte newtownſche (oder ſogenannte Neuſtädtiſche) Pipin-Apfel, den man jetzt faſt überall

in Neu=York findet, ſoll hier doch von ganz beſonders gutem Geſchmack ſein.

Von den Ebenen, welche ziemlich in der Mitte der Inſel liegen, habe ich ſchon oben manches geſagt, als ich von dem weſtlichen Gebiet von Neu=York ſprach. Eine von dieſen Ebenen hier, welche unter dem Namen der Buſch=Ebene bekannt iſt, iſt zwar mit Eichen und Fichten von kleinem Wuchſe bedeckt, aber das Getreide gedeihet auch hier nicht. In dieſem Strauchwerk hält ſich viel Rothwild und eine Menge Haſelhüner auf. Es ſind ſeit kurzem Geſetze zur Schonung dieſes Wildprets gegeben worden, und es vermehrt ſich daher jetzt ſehr ſchnell, ohngeachtet eine große Menge davon jährlich für Neu=York und für die Bewohner von Long=Island geſchoſſen wird. In den meiſten bewohnten Theilen des Staats, wo es noch viel Buſchwerk giebt, vermehrt ſich jetzt das Wild ſtark, dagegen wird es auf dem Gebiet der Indianer immer ſeltner, obgleich die indianiſchen Jäger auch ſeltner werden; dies kommt daher, weil ſie, wie man auch ſonſt auf Long=Island that, auf jedes Thier ſchießen, das ihnen in den Weg kommt, es mag jung oder alt ſein. Auch die Biber tödten ſie, wo ſie ſie finden, ohngeachtet die Kaufleute in Kanada ihnen ſehr empfehlen, in jedem Bau einige zu verſchonen, damit die Brut ſich erhalte; daher ſind ſie auch an manchen Orten, wo ſie ſonſt häufig waren und wegen der Entfernung vom angebauten Lande noch immer leben könnten, ſchon ganz ausgerottet, und ſeit einigen Jahren ſind 15000 Stück Bieberfelle jährlich weniger nach Montreal gebracht worden als ſonſt.

Von Long=Island kam ich wieder hieher zurück; die gaſtfreie und freundliche Aufnahme und Behandlung der Fremden hier, haben mir dieſen Ort mit zum angenehmſten in den ganzen vereinigten Staaten gemacht. Ich ſage dies nicht allein, jeder Fremde geſteht ihm gern dieſen Vorzug zu. So lange ich noch in Amerika bin, will ich nun in Neu=York bleiben, wo ich wie alle Fremde ſo

viel Höflichkeit und Gaſtfreundſchaft genoſſen habe. Ich denke indeß an nichts als an meine Rükreiſe in das Vaterland, das mir jetzt lieber iſt als je, und wenn das Eis, das jetzt den Hafen zu ſperren droht, die Communication mit dem Ocean nicht abſchneidet, ſo werde ich ſobald als möglich Amerika verlaſſen, zufrieden, ſo viel davon geſehen zu haben als ich konnte, aber ohne einen Seufzer und ohne den mindeſten Wunſch es wieder zu ſehen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Weld, Isaac,

Reise durch die nordamerikanischen Freistaaten und durch Ober- und Unter-Canada in den Jahren 1795, 1796 und 1797 mit 6 Kupfern

Berlin 1800

It.sing. 1402
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468807-6
VD18 14756404-001